Houellebecq
Die Möglichkeit einer Insel
Roman
DuMont

»Wer von euch
verdient das ewige Leben?«

ISBN 10: 3-8321-7928-3
ISBN 13: 978-3-8321-7928-1

www.michelhouellebecq.com

Der Mensch ist verschwunden – mit ihm der Kult um Sex und Fun und ewige Jugend. Geblieben ist nichts als Ekel, Einsamkeit und Langeweile. Der Mensch ist für das Glück und dessen Voraussetzung, die bedingungslose Liebe, nicht geschaffen. Angesichts der unerträglich schmerzvollen Erfahrung des Alters nimmt der Mensch freiwillig Abschied von sich. Nach atomaren Verwüstungen und der Klimakatastrophe bleiben vom Menschengeschlecht archaisch lebende Wilde zurück.

Nur der Neo-Mensch hat überlebt – geklont und unsterblich. Aber alle menschlichen Leidenschaften wie Lachen und Weinen, Güte, Mitleid und Treue sind ihm zu unergründlichen Geheimnissen geworden. Daniel24 ist ein Neo-Mensch der vierundzwanzigsten Generation, der auf seinen genetischen Prototyp Daniel1 und dessen Lebensbericht zurückblickt. Dieser Daniel1 war ein Mensch unserer Gegenwart: Als Komiker auf der Bühne, in Film und Fernsehshows trat er als zynisch-scharfer Beobachter einer Gesellschaft auf, die längst alle Tabus gebrochen hatte. Aber sein Leben voller ›Lust‹ mit Isabelle, umgeben von Glamour und Geld, vermochte das Altern nicht aufzuheben. Ebenso wenig wie die ›Liebe‹ zu Esther und wie eine Sekte von ›Auserwählten‹, die zur neuen Religion wird und das Glück des ewigen Lebens verspricht, in dem die Liebe kein Ende kennt. Der Bericht aus der Zeit seines Prototyps ermöglicht es Daniel24 und den anderen Reinkarnationen, die Gemeinsamkeiten und

Unterschiede zwischen den Zeiten, seiner, die in der Zukunft liegt, und unserer selbstzerstörerischen Gegenwartsgesellschaft, zu begreifen. Für die war vor allem »der moralische Schmerz des Alterns« unerträglich geworden. Ist der Gesellschaftsentwurf dieses Neo-Menschen der alten Gattung wirklich überlegen?

Schließlich wird Marie23 abtrünnig und macht sich auf den Weg, um auf einer Insel eine neue Gesellschaftsform zu suchen, wo sich jenseits von altem Menschsein und eintönigem Neo-Menschsein die Individuen in Liebe und Geborgenheit begegnen. Michel Houellebecqs mit Spannung erwarteter neuer Roman Die Möglichkeit einer Insel ist ein Zeugnis aus der Zukunft. Drastisch konfrontiert uns Michel Houellebecq mit Menschheitsentwürfen: eine visionäre Abrechnung mit unserer heutigen Gesellschaft, wie sie endgültiger kaum sein kann.

Michel Houellebecq wurde 1958 in La Reunion geboren und lebt nach einem Aufenthalt in Spanien wieder in Irland. Von ihm sind 1999 auf Deutsch die Romane Ausweitung der Kampfzone und bei DuMont Elementarteilchen erschienen. Ebenfalls 1999 veröffentlichte DuMont die Essays Die Welt als Supermarkt. Interventionen. Es folgten die Gedichtbände Suche nach Glück (2000), Der Sinn des Kampfes (2001) und Wiedergeburt (2001) sowie die Erzählung Lanzarote (2000). Zuletzt erschienen im Jahr 2002 sein Essay über den amerikanischen Autor H.P. Lovecraft und – soeben in einmaliger Erfolgsausgabe – der Roman Plattform.

Der Übersetzer Uli Wittmann, geboren 1948, promovierte in Ethnologie und Literaturwissenschaften. Nach längerer Zeit als Universitätslektor in Paris und Nigeria lebt Uli Wittmann in Paris. Er übersetzte aus dem Englischen und Französischen u.a. Breyten Breytenbach, Philippe Djian, Ben Okri, Caryl Phillips, Maryse Conde, J. M. G. Le Clezio, Francoise Bouillot und Noelle Châtelet. Für DuMont übersetzte er Michel Houellebecqs Romane Elementarteilchen und Plattform

Foto: Michel Houellebecq

www:DumontLiteraturundKunst.de

Michel Houellebecq

Die Möglichkeit einer Insel

Aus dem Französischen von Uli Wittmann

Roman DuMont

Die französische Originalausgabe erschien 2005
unter dem Titel *La possibilité d'une île* bei Fayard, Paris
(c) Michel Houellebecq und Librairie Arthème Fayard, 2005

Zweite Auflage 2005
© 2005 für die deutsche Ausgabe:
DuMont Literatur und Kunst Verlag, Köln
Alle Rechte vorbehalten
Scan by Brrazo 12/2005
Ausstattung und Umschlag: Groothuis, Lohfert, Consorten (Hamburg)
Gesetzt aus der DTL Documenta und der News Gothic
Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier
Satz: Fagott, Ffm
Druck und Verarbeitung: Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany

ISBN 10: 3-8321-7928-3
ISBN 13:978-3-8321-7928-1

Für Antonio Muñoz Ballesta und seine Frau Nico,
ohne deren freundschaftlichen, liebevollen Zuspruch
ich dieses Buch nicht hätte schreiben können.

Willkommen im ewigen Leben, meine Freunde.

Dieses Buch verdankt seine Entstehung der deutschen Journalistin Harriet Wolff, die ich vor ein paar Jahren in Berlin kennengelernt habe. Harriet hatte den Wunsch geäußert, mir eine kleine Fabel zu erzählen, bevor sie mich befragte. Ihr zufolge drückte diese Fabel in symbolischer Form meine Haltung als Schriftsteller aus.

Ich stehe nach dem Ende der Welt in einer Telefonzelle. Ich kann so viele Telefongespräche führen, wie ich will, mir sind keine Grenzen gesetzt. Ob auch andere Menschen überlebt haben oder ob meine Gespräche nur die Monologe eines Psychopathen sind, ist unklar. Manchmal sind es nur ganz kurze Anrufe, als sei auf der anderen Seite sofort wieder aufgelegt worden; doch manchmal dauern sie länger, als höre man mir neugierig und voller Schuldgefühle zu. Es gibt weder Tag noch Nacht; die Situation kann nie zu Ende gehen.

Willkommen im ewigen Leben, Harriet.

Wer von euch
verdient das ewige Leben?

Meine gegenwärtige Inkarnation verschlechtert sich; ich glaube nicht, daß sie noch lange währt. Ich weiß, daß ich bei meiner nächsten Inkarnation meinen Gefährten wiederfinde, den kleinen Hund Fox.

Die Gesellschaft eines Hundes ist deshalb so angenehm, weil man ihn glücklich machen kann; was er verlangt, ist so einfach zu erfüllen, sein Ego ist so begrenzt. Möglich, daß sich die Frauen in früheren Zeiten in einer ähnlichen Lage befanden – vergleichbar der eines Haustiers. Es gab vermutlich so etwas wie häusliches Glück, das mit der Zweckgemeinschaft verbunden war und das wir nicht mehr verstehen können; wie auch die Freude, einer zweckdienlichen, funktionalen Körperschaft anzugehören, deren Ziel es war, eine bescheidene Reihe von Aufgaben zu erledigen, wobei das stete Wiederholen dieser Aufgaben die unauffällige Reihe der Tage bildete. All das gibt es nicht mehr, ebensowenig wie die Reihe der Aufgaben; und wir haben auch kein deutlich festgesetztes Ziel mehr; die Freuden des Menschen bleiben uns unergründbar, doch sein Leid kann uns auch nicht mehr die Brust zerreißen. Unsere Nächte sind nicht mehr von bebendem Entsetzen oder ekstatischem Rausch erfüllt; dennoch leben wir, gehen freudlos durch ein Leben ohne Geheimnisse, und die Zeit erscheint uns kurz.

Ich habe Marie22 auf einem billigen spanischen Server kennengelernt; es dauerte endlos, bis die Verbindung zustande kam.

Die Müdigkeit,
Die der alte tote Holländer auslöst,
Läßt sich nicht bescheinigen
Ehe der Meister zurückkehrt.

39, 334497, 44512, 33711. Unter der angegebenen Adresse konnte ich mir ihre Muschi ansehen – flimmernde, digitalisierte, aber seltsam reale Bilder. War sie eine Lebendige, eine Tote oder eine Intermediäre? Wohl eher eine Intermediäre; aber dieses Thema war tabu.

Frauen vermitteln den Eindruck von Ewigkeit, mit ihrer Muschi als Zugang zum Geheimnisvollen – als wäre sie ein Tunnel, der zum Wesen der Welt führt, dabei handelt es sich nur um ein Zwergenloch, das niemanden mehr interessiert. Aber es freut mich für sie, wenn sie diesen Eindruck noch hervorrufen können; meine Worte sind voller Mitleid.

Die starre,
Sichtlich erdrückende Anmut,
Die von den sich ablösenden Zivilisationen ausgeht,
Führt nicht zum Tod.

Ich hätte damit aufhören sollen. Hätte das Spiel, die Intermediation, den Kontakt abbrechen sollen; aber es war zu spät. 36, 9115, 333410147,5533.

Die erste Sequenz war von einem höher gelegenen Punkt aufgenommen. Große graue Plastikplanen bedeckten die Ebene; wir befanden uns nördlich von Almeria. Früher wurde das Obst und Gemüse, das in diesen Gewächshäusern angebaut wurde, von Landarbeitern geerntet, von denen die meisten aus Marokko stammten. Nach der Automatisierung hatten sie sich in die umliegenden Sierras verzogen.

Außer der üblichen Ausrüstung – Elektrizitätswerk, das den Schutzzaun mit Strom versorgte, Relaissatellit, Sensoren – verfügte die Einheit Proyecciones XXI,13 über einen Mineralsalzgenerator und eine eigene Trinkwasserquelle. Sie lag abseits der großen Verkehrslinien und war auf keiner Karte verzeichnet sie war erst nach der letzten Geländeaufnahme errichtet worden. Seit der Flugverkehr abgeschafft war und die Frequenzbänder der Übertragungssatelliten systematisch gestört wurden, war es praktisch unmöglich geworden, sie ausfindig zu machen.

Die nächste Sequenz hätte aus einem Traum stammen können. Ein Mann, der mein Gesicht hatte, aß in einem Stahlwerk einen Joghurt; die Bedienungsanleitung der Werkzeugmaschinen war auf Türkisch; es war unwahrscheinlich, daß die Produktion wieder in Gang kommen würde.

12, 12, 533, 8467.

Die zweite Botschaft von Marie22 lautete:

Ich sitze da wie eine blöde Tussi
Allein mit meiner Pussi.

3523455, 6365. Wenn ich »ich« sage, lüge ich. Gehen wir von dem »ich« der Wahrnehmung aus, das neutral und klar ist. Setzen wir es in Bezug mit dem »ich« der Intermediation – mein Körper als solcher gehört mir; oder genauer gesagt, ich gehöre meinem Körper. Und was stellen wir fest? Den fehlenden Kontakt. Hütet euch vor meinen Worten.

Ich möchte euch nicht von diesem Buch ausschließen; denn ihr seid, lebendig oder tot, die *Leser.*

Das findet ohne mein Zutun statt; und ich möchte, daß es stattfindet – und zwar lautlos.

Dem verbreiteten Gedanken zuwider
Erschaffen Worte keine Welten;
Der Mensch spricht, wie der Hund bellt,
Um seinen Zorn oder seine Angst auszudrücken.

Die Lust ist lautlos,
Genau wie das Glücksgefühl.

Das Ich ist die Synthese unserer Fehlschläge; aber es ist nur eine lückenhafte Synthese. Hütet euch vor meinen Worten.

Dieses Buch verfolgt das Ziel, die Zukünftigen zu erbauen. Die Menschen, werden sie sich sagen, waren fähig, so etwas hervorzubringen. Das ist keine Kleinigkeit, aber das ist auch nicht alles; es handelt sich nur um etwas Intermediäres.

Marie22 ist, wenn es sie gibt, in ebensolchem Maß eine Frau, wie ich ein Mann bin; in begrenztem, widerlegbarem Maß. Auch ich bin bald am Ende meines Wegs angelangt.

Niemand außer den Zukünftigen wird die Entstehung des Geistes miterleben; aber die Zukünftigen sind keine Wesen in unserem Sinn. Hütet euch vor meinen Worten.

Erster Teil

Kommentar von Daniel24

Daniel1,1

»Was tut eine Ratte im Wachzustand?
Sie schnuppert.«
Jean-Didier – Biologe

Wie gut sind mir noch die ersten Augenblicke meiner Berufung zum Clown im Gedächtnis! Damals war ich siebzehn und verbrachte trübselig den August in einem »Alles inklusive«-Ferienclub in der Türkei – es war im übrigen das letzte Mal, daß ich mit meinen Eltern in Ferien fuhr. Meine beknackte Schwester – sie war damals dreizehn – fing an, alle Typen anzumachen. Es war beim Frühstück; wie jeden Morgen hatte sich vor dem Rührei, für das die Urlauber anscheinend eine große Schwäche hatten, eine Schlange gebildet. Neben mir stand eine alte Engländerin (eine hagere boshafte Alte, der man ohne weiteres zutraute, daß sie Füchsen das Fell abzog, um ihren Livingroom damit zu schmücken), die sich schon reichlich mit Rührei bedient hatte und nun ohne zu zögern auch noch die letzten drei Würstchen nahm, die den Metallbehälter garnierten. Es war fünf vor elf, die Frühstückszeit ging zu Ende, und es war kaum vorstellbar, daß der Ober noch weitere Würstchen bringen würde. Ein Deutscher, der hinter ihr stand, erstarrte; seine Gabel, die schon nach dem Würstchen ausgestreckt war, machte auf halbem Weg in der Luft halt, und das Gesicht des Mannes rötete sich vor Entrüstung. Der Deutsche war ein riesiger Kerl, ein wahrer Koloß von über zwei Metern und wenigstens drei Zentnern. Einen Augenblick lang glaubte ich, er würde der gut achtzigjährigen Alten mit seiner Gabel die Augen ausstechen oder ihr den Hals abschnüren und ihr den Kopf auf dem Büffet zertrümmern. Die Frau in ihrem greisenhaften Egoismus, der ihr wohl nicht einmal mehr bewußt war, trippelte an ihren Tisch zurück, als sei nichts geschehen. Der Deutsche riß sich zusammen, ich spürte, wie sehr er sich zusammenriß, dann nahm sein Gesicht wieder einen friedlichen Ausdruck an, und er kehrte traurig, ohne Würstchen, zu seinen Artgenossen zurück.

In Anlehnung an diesen Zwischenfall erfand ich einen kleinen

Sketch über eine blutige Revolte in einem Ferienclub, die dadurch ausgelöst wurde, daß winzige Einzelheiten im Widerspruch zu der »Alles inklusive«-Formel standen: die Würstchenknappheit beim Frühstück und dann der Aufpreis für das Benutzen der Minigolfanlage. Noch am selben Abend trug ich diesen Sketch im Rahmen des Programms *Sie haben Talent!* vor (einmal in der Woche ersetzten die Urlauber die Profi-Animateure und gestalteten das Abendprogramm mit eigenen Auftritten); ich übernahm selbst sämtliche Rollen in meinem Sketch und gab damit mein Debüt auf dem Sektor der One-Man-Show, auf dem sich praktisch meine ganze Karriere abspielen sollte. Fast alle erschienen nach dem Abendessen bei dieser Vorführung, um die Zeit bis zur Öffnung der Diskothek totzuschlagen; da kam schon ein Publikum von achthundert Leuten zusammen. Mein Auftritt war ein voller Erfolg, viele lachten Tränen, und ich bekam stürmischen Applaus. Noch am selben Abend sagte eine hübsche Brünette namens Sylvie zu mir, daß sie sich halb totgelacht habe und daß sie Jungens mit Humor sehr schätze. Die gute Sylvie. Und so verlor ich meine Unschuld und entdeckte meine Berufung.

Nach dem Abitur ging ich auf eine Schauspielschule; dann folgten einige nicht sehr ruhmreiche Jahre, in denen ich immer bösartiger und folglich immer bissiger wurde; unter diesen Umständen ließ der Erfolg nicht lange auf sich warten und nahm Ausmaße an, die mich selbst überraschten. Ich begann mit kleinen Sketchen über Patchwork-Familien, über die Journalisten von *Le Monde* und die Armseligkeit der Mittelschicht im allgemeinen – ich war sehr überzeugend in der Rolle von Intellektuellen, die die Hälfte ihrer Karriere bereits hinter sich hatten und angesichts des entblößten Bauchnabels und des aus der Hose hervorschauenden Strings ihrer Töchter oder Schwiegertöchter plötzlich inzestuöse Gelüste entwickelten. Kurz gesagt, ich war ein *scharfer Beobachter der gegenwärtigen Realität;* man verglich mich oft mit Pierre Desproges. Ich widmete mich weiterhin der One-Man-Show, nahm aber auch hin und wieder die Einladung zu Fernsehsendungen an, vorausgesetzt, sie hatten hohe

Einschaltquoten und waren von niedrigem Niveau. Ich unterließ es nie, darauf hinzuweisen, wie niedrig das Niveau war, tat es aber immer in subtiler Form: Der Moderator sollte sich ein bißchen in Frage gestellt fühlen, aber nicht zu sehr. Mit einem Wort, ich war ein echter *Profi*; ich wurde nur ein wenig überschätzt, aber da war ich nicht der einzige.

Ich will damit nicht sagen, daß meine Sketche nicht witzig waren, das waren sie durchaus. Ich war tatsächlich ein scharfer Beobachter der gegenwärtigen Realität; ich hatte einfach nur das Gefühl, daß alles ziemlich primitiv geworden war und daß es in der gegenwärtigen Realität nur noch wenig zu beobachten gab: Wir hatten so vieles vereinfacht, so vieles gestrichen, so viele Barrieren überwunden, Tabus gebrochen, falsche Hoffnungen und alberne Bestrebungen aufgegeben; da blieb nicht mehr viel. Gesellschaftlich gesehen, gab es Reiche und Arme und nur wenige Übergangsmöglichkeiten – *der soziale Aufstieg* war zu einem Begriff geworden, den man fast nur noch ironisch verwenden konnte. Es gab allerdings noch die konkrete Möglichkeit, sich zugrunde zu richten. Auf sexueller Ebene gab es die Menschen, die bei den anderen Lust erweckten, und die, die das nicht taten: ein simpler Mechanismus, der nur ein paar modale Komplikationen kannte (die Homosexualität usw.) und sich leicht in den Begriffen Eitelkeit und narzißtischer Wettkampf zusammenfassen ließ, mit denen die französischen Moralisten sie schon vor dreihundert Jahren sehr treffend beschrieben hatten. Natürlich gab es außerdem noch die *einfachen Leute,* jene, die arbeiteten, die Waren für den täglichen Bedarf produzierten und sich für ihre Kinder aufopferten – häufig auf etwas drollige oder, wenn man so will, rührende Weise (aber ich war ja vor allem Komiker); jene, die in ihrer Jugend nicht schön, später nicht ehrgeizig und zu keinem Zeitpunkt reich waren und dennoch aus tiefstem Herzen, sogar als erste und ehrlicher als alle anderen, Schönheit, Jugend, Reichtum, Ehrgeiz und Sex als verbindliche Werte anerkannten; jene, die gleichsam das *Bindemittel der Soße* bildeten. Sie konnten, das muß ich zu meinem Bedauern sagen, kein *Thema* für mich sein. Dennoch nahm ich sie manchmal in meine

Sketche auf, damit sie etwas Abwechslung hineinbrachten und die Sache *wie aus dem Leben gegriffen* wirkte; aber mir ging das Ganze trotzdem allmählich auf die Nerven. Das Schlimmste daran war, daß ich als Humanist angesehen wurde; ein Humanist zwar *wider Willen*, aber doch ein Humanist. Um etwas konkreter zu werden, hier einer der Scherze, den ich bei meinen Auftritten häufig angebracht habe:

»Weißt du, wie man den Fettkloß nennt, der die Scheide umgibt?«
»Nein.«
»Frau.«

Obwohl ich solche Knaller auf der Bühne zum Besten gab, bekam ich seltsamerweise weiterhin gute Kritiken in *Elle* und *Telerama;* allerdings waren seit dem Erfolg der nordafrikanisch-stämmigen Komiker wieder Macho-Entgleisungen in Mode gekommen, und meinen Entgleisungen haftete eben immer eine gewisse Eleganz an: Ich ließ die Sache vom Stapel, setzte noch eins drauf, aber alles immer schön unter Kontrolle. Das Gute an dem Beruf des Humoristen und ganz allgemein an der *humoristischen* Haltung im Leben ist, daß man sich völlig ungestraft wie eine Drecksau benehmen kann, sich noch dazu die Bösartigkeit finanziell vergolden oder mit sexuellen Erfolgen vergüten läßt, und das alles mit Zustimmung der Öffentlichkeit.

Mein angeblicher Humanismus stand in Wirklichkeit auf ziemlich wackligen Füßen: Ein paar lockere Bemerkungen über den bedrohten Berufsstand der Tabakhändler sowie eine Anspielung auf die an der spanischen Küste angeschwemmten Leichen illegal einwandernder Neger hatten mir den Ruf eines *Linken* und *Verteidigers der Menschenrechte* eingebracht. Ich, ein Linker? Ich hatte gelegentlich in meinen Sketchen ein paar jüngere Globalisierungsgegner auftreten lassen und ihnen dabei keine direkt unsympathische Rolle zugewiesen; und ich hatte mich auch wohl gelegentlich zu einer demagogischen Haltung hinreißen lassen, ich war eben, wie schon gesagt, ein Profi. Außerdem sah ich aus wie ein Araber, was die

Sache erleichterte; das einzige, was damals an Inhalten noch von der Linken übriggeblieben war, war die Ablehnung des Rassismus oder, genauer gesagt, ein gegen die Weißen gerichteter Rassismus. Ich begriff im übrigen nicht so recht, wie es kam, daß ich im Verlauf der Jahre immer stärker einem Araber glich: Meine Mutter war spanischer Abstammung und mein Vater, soweit ich weiß, Bretone. Meine Schwester zum Beispiel, diese dumme Nudel, stammte vom Typ her eindeutig aus dem Mittelmeerraum, aber ihre Hautfarbe war nicht halb so dunkel wie meine, und sie hatte glattes Haar. Man konnte sich durchaus fragen, ob meine Mutter es mit der Treue immer so genau genommen hatte. Oder ob ich womöglich irgendeinen Mustafa als Erzeuger hatte. Oder sogar – eine weitere Hypothese – einen Juden? Aber *fuck with that:* Araber kamen in Scharen zu meinen Auftritten – Juden übrigens auch, wenn auch nicht ganz so zahlreich; und alle zahlten den vollen Eintrittspreis. Man fühlt sich vom eigenen Tod und dessen Umständen ohne Zweifel betroffen; von der eigenen Geburt dagegen und deren Umständen nicht unbedingt so sehr.

Und was die *Menschenrechte* anging, so hatte ich damit natürlich nichts am Hut; ich hatte schon Mühe genug, mich für die Rechte meines Schwanzes zu interessieren.

Auf diesem Gebiet hat sich mein erster Erfolg im Ferienclub bei meiner späteren Karriere durchaus bestätigt. Frauen haben im allgemeinen wenig Humor, und deshalb betrachten sie den Humor als eine männliche Eigenschaft; die Gelegenheiten, mein Organ in eine der dazu geeigneten Körperöffnungen einzuführen, haben mir also während meiner ganzen Karriere nicht gefehlt. Aber, ehrlich gesagt, waren diese Geschlechtsakte nicht sonderlich aufregend: Frauen, die sich für Komiker interessieren, sind im allgemeinen nicht mehr ganz jung, gehen schon auf die Vierzig zu und spüren, daß es bald bergab geht. Die einen hatten einen dicken Hintern, die anderen Brüste wie leere Mehlsäcke und manche beides. Kurz gesagt, sie konnten einen nicht besonders anmachen; und wenn die Erektionen nachlassen, interessiert man sich weniger für die Sache. Aber sie

waren auch nicht direkt alt; ich wußte, daß sie, wenn sie auf die Fünfzig zugingen, wieder auf der Suche nach unaufrichtigen, beruhigenden, leicht zu habenden Abenteuern waren – die sie übrigens nicht fanden. In der Zwischenzeit konnte ich ihnen nur – unwillkürlich, denn das ist nie sehr angenehm, glauben Sie mir das – bestätigen, daß ihr erotisches Kapital im Wert sank; ich konnte nur bestätigen, daß sie mit ihrem Verdacht recht hatten, und ihnen ungewollt ein trostloses Bild vom Leben vermitteln: Nein, nicht die Reife erwartete sie, sondern nur das Alter; der Weg, der vor ihnen lag, führte nicht zu einem erneuten Aufblühen, sondern zu einer Reihe von Frustrationen und schmerzvollen Dingen, die anfangs kaum merklich waren, sehr bald aber unerträglich wurden; all das war nicht sehr aufmunternd, nicht sehr aufmunternd. Das Leben beginnt mit Fünfzig, das stimmt – wenn man davon absieht, daß es mit Vierzig endet.

Daniel24,1

Schau dir die kleinen Wesen an, die sich dort in der Ferne bewegen; schau sie dir an. Das sind Menschen.

Im abnehmenden Licht sehe ich ohne Bedauern zu, wie die Menschheit verschwindet. Der letzte Sonnenstrahl streift die Ebene, gleitet über die Bergkette, die im Osten den Horizont versperrt, und taucht die öde Landschaft in rötliches Licht. Das Drahtgitter des Elektrozauns, der das Anwesen umgibt, glitzert. Fox knurrt leise; er spürt vermutlich die Nähe der Wilden. Ich habe nicht das geringste Mitleid mit ihnen und auch nicht das Gefühl, irgendwie mit ihnen verwandt zu sein. Für mich sind sie nur Affen, die ein bißchen intelligenter als richtige Affen und daher auch gefährlicher sind. Manchmal schließe ich das Tor auf, um ein Kaninchen oder einen streunenden Hund zu retten, doch nie, um einem Menschen zu helfen.

Es käme mir auch nie in den Sinn, ein Weibchen ihrer Spezies zu begatten. Die bei Wirbellosen und Pflanzen häufig territorial geprägte artspezifische Schranke ist bei den höheren Wirbeltieren zumeist verhaltensgeprägt.

Irgendwo in Central City wird ein Wesen entwickelt, das mir gleicht; zumindest hat es meine Züge und meine inneren Organe. Wenn mein Leben zu Ende ist, wird nach ein paar Nanosekunden das Ausbleiben des Signals festgestellt, und sogleich wird mit der Herstellung meines Nachfolgers begonnen. Schon am nächsten oder spätestens am übernächsten Tag wird das Tor im Elektrozaun geöffnet, und dann läßt sich mein Nachfolger in dieser Residenz nieder. An ihn richtet sich dieses Buch.

Der erste Piercesche Lehrsatz vollzieht die Gleichsetzung der Persönlichkeit mit dem Gedächtnis. Die Persönlichkeit umfaßt nichts anderes als das, was sich im Gedächtnis festhalten läßt (egal ob es sich dabei um ein kognitives, prozedurales oder affektives

Gedächtnis handelt); dem Gedächtnis verdanken wir zum Beispiel, daß der Schlaf nicht das Gefühl der Identität zerstört.

Dem zweiten Pierceschen Lehrsatz zufolge beruht das kognitive Gedächtnis auf der Sprache.

Der dritte Piercesche Lehrsatz definiert die Bedingungen einer nicht verzerrten Sprache.

Die drei Pierceschen Lehrsätze sollten den riskanten Versuchen ein Ende machen, mit Hilfe eines Datenverarbeitungsgeräts das Gedächtnis *downloaden* zu wollen, um statt dessen einerseits einen direkten Molekültransfer vorzunehmen und andererseits das weiterzuentwickeln, was uns heute unter dem Namen *Lebensbericht* bekannt ist und was zunächst nur als einfache Ergänzung, als vorläufige Lösung, konzipiert war, aber in Anlehnung an die Arbeiten von Pierce große Bedeutung gewann. Seltsamerweise sollte dieser entscheidende Fortschritt auf dem Gebiet der Logik somit eine alte Form wieder zur Geltung bringen, die im Grunde dem ziemlich nahe kommt, was früher eine *Autobiographie* genannt wurde.

Was den Lebensbericht angeht, gibt es keine festgelegten Regeln. Er kann an einem beliebigen Punkt der Zeitlichkeit beginnen, ebenso wie der erste Blick einen beliebigen Punkt im Raum eines Gemäldes fixieren kann; wichtig ist dabei nur, daß die Gesamtheit nach und nach ans Licht kommt.

Daniel1,2

»Wenn man sieht, welchen Erfolg
die Sonntage ohne Auto und die
Spaziergange auf den Uferstraßen haben,
kann man sich gut vorstellen,
wohin das führt…«
Gérard – Taxifahrer

Ich kann mich heute beim besten Willen nicht mehr daran erinnern, *warum* ich meine erste Frau geheiratet habe; wenn ich ihr auf der Straße begegnete, würde ich sie vermutlich nicht einmal wiedererkennen. Manche Dinge vergißt man einfach, vergißt sie tatsächlich; die Annahme, daß alles im Gedächtnis gespeichert wird, ist ein Irrtum; manche, sogar die meisten Begebenheiten werden ganz einfach *getilgt*, sie hinterlassen keine Spur, als hätte es sie nie gegeben. Um auf meine Frau zurückzukommen, meine erste Frau jedenfalls, glaube ich sagen zu können, daß wir zwei oder drei Jahre zusammengelebt haben; als sie schwanger wurde, habe ich sie fast augenblicklich sitzen lassen. Ich hatte damals noch keinen Erfolg, und daher hat sie nur eine dürftige Unterhaltsrente bekommen.

An dem Tag, an dem mein Sohn Selbstmord beging, habe ich mir Rührei mit Tomaten zubereitet. »Ein lebender Hund ist besser als ein toter Löwe«, meint der Prediger Salomo zu Recht. Ich hatte dieses Kind nie geliebt: Es war so dumm wie seine Mutter und so gemein wie sein Vater. Sein Tod war wirklich keine Katastrophe; auf solche Menschenwesen kann man verzichten.

Nach meinem ersten Auftritt vergingen zehn Jahre, die von sporadischen, ziemlich unbefriedigenden Abenteuern gekennzeichnet waren, ehe ich Isabelle kennenlernte. Ich war damals neununddreißig und sie siebenunddreißig; ich hatte großen beruflichen Erfolg. Als ich die erste Million Euro verdient hatte (damit meine ich, als ich sie wirklich verdient hatte, nach Abzug der Steuern und sicher angelegt),

begriff ich, daß ich keine Figur aus Balzacs Romanen war. Eine Balzacsche Figur, die gerade eine Million Euro verdient hätte, würde darüber nachgrübeln, wie sie an die zweite Million herankommt, zumindest traf das auf die meisten von ihnen zu – mit Ausnahme der wenigen, die von dem Moment an zu träumen beginnen, in dem sie in zweistelligen Zahlen rechnen können. Ich dagegen fragte mich vor allem, ob ich meine Karriere nicht abbrechen könnte – ehe ich beschloß, es nicht zu tun.

In den ersten Phasen meines Aufstiegs zu Ruhm und Reichtum hatte ich gelegentlich die Freuden des Konsums genossen, durch die sich unser Zeitalter den vorangegangenen so überlegen zeigt. Man konnte endlos die Frage wälzen, ob die Menschen in den früheren Jahrhunderten glücklicher waren als wir oder nicht; man konnte das Verschwinden der Religionen oder die Schwierigkeiten, sich zu verlieben, kommentieren, die Vor- und Nachteile dieser Entwicklung gegeneinander abwägen; konnte das Aufkommen der Demokratie, den Verlust des Sinns für das Heilige, den Zerfall der sozialen Bande anführen. Ich hatte es übrigens in vielen meiner Sketche, wenn auch in humoristischer Form, getan. Man konnte sogar den wissenschaftlichen und technischen Fortschritt in Frage stellen und den Verdacht äußern, daß die Verbesserungen in der Medizin zum Beispiel die soziale Kontrolle verstärkt und ganz allgemein die Freude am Leben verringert haben. Es ließ sich jedoch nicht leugnen, daß das 20. Jahrhundert auf dem Gebiet des Massenkonsums allen anderen Jahrhunderten überlegen war: In keiner anderen Zivilisation, zu keiner anderen Epoche hatte es etwas gegeben, das sich mit der Perfektion eines schnell reagierenden zeitgenössischen Einkaufszentrums vergleichen ließ, das auf Hochtouren lief. Ich hatte also mit dem Konsumrausch Bekanntschaft gemacht, vor allem was Schuhe anging, aber nach und nach verlor ich die Freude daran und begriff, daß mein Leben ohne dieses elementare, immer wieder erneuerte Vergnügen fortan nicht mehr so einfach sein würde.

Zu der Zeit, als ich Isabelle kennenlernte, war ich bei etwa sechs Millionen Euro angelangt. Eine Balzacsche Figur würde sich in diesem Stadium eine Prachtwohnung kaufen, die sie mit Kunst-

gegenständen füllt, und sich wegen einer Tänzerin zugrunde richten. Ich wohnte in einer banalen Dreizimmerwohnung im 14. Arrondissement und hatte noch nie mit einem Top-Model geschlafen – hatte nicht mal die geringste Lust darauf verspürt. Ich hatte wohl nur einmal mit einem halbwegs bekannten Mannequin kopuliert; aber sie hat keinen unauslöschlichen Eindruck auf mich hinterlassen. Die Frau war nicht schlecht, hatte ziemlich große Brüste, aber auch nicht größer als viele andere; letztlich war ich nicht so gekünstelt wie sie.

Das Gespräch fand in der Garderobe nach einem Auftritt statt, den man wohl als *triumphal* bezeichnen darf. Isabelle war damals Chefredakteurin von *Lolita,* nachdem sie lange bei *20 Ans* gearbeitet hatte. Ich hatte anfangs keine große Lust auf dieses Interview. Beim Durchblättern der Zeitschrift war ich überrascht, was für ein unglaublich beknacktes Niveau die Zeitschriften für junge Mädchen hatten: T-Shirts in der Größe für Zehnjährige, weiße enge Shorts, der String, der auf allen Seiten hervorschaute, die kalkulierte Verwendung von Chupa-Chups … nichts fehlte. »Ja, aber sie sind seltsam positioniert…«, hatte die Pressefrau nachdrücklich gesagt. »Und die Tatsache, daß die Chefredakteurin persönlich kommt, ist doch, finde ich, ein gutes Zeichen…«

Es scheint Leute zu geben, die nicht an die *Liebe auf den ersten Blick* glauben; auch wenn sie nicht immer buchstäblich durch den allerersten Blick ausgelöst wird, läßt sich nicht leugnen, daß man die gegenseitige Anziehung sehr schnell spürt; schon in den ersten Minuten, in denen ich mich mit Isabelle unterhielt, wußte ich, daß sich zwischen uns etwas abspielen und daß es eine lange Geschichte sein würde; ich wußte auch, daß ihr das klar war. Nach ein paar anfänglichen Fragen über Lampenfieber, die Methode, wie ich mich vorbereitete, usw., verstummte sie. Ich blätterte erneut die Zeitschrift durch.

»Das sind doch keine richtigen Lolitas …«, bemerkte ich schließlich. »Sie sind sechzehn oder siebzehn.«

»Ja«, räumte sie ein. »Nabokov hat sich um fünf Jahre geirrt. Den meisten Männern gefällt an den jungen Mädchen nicht die Zeit vor

der Pubertät, sondern der Moment direkt danach. Wie auch immer, er ist kein besonders guter Schriftsteller.«

Ich habe diesen mittelmäßigen, manierierten Pseudodichter auch nie ausstehen können, der Joyce so ungeschickt nachzuahmen versuchte und nicht einen Funken von dem Feuer hatte, das einen die gelegentliche Anhäufung von Schwerfälligkeiten bei dem verrückten Iren verzeihen läßt. Mich hat Nabokovs Stil immer an einen mißlungenen Blätterteig erinnert.

»Ja«, fuhr sie fort, »aber wenn ein so schlecht geschriebenes Buch, das noch dazu durch einen groben Fehler hinsichtlich des Alters der Protagonistin gehandikapt ist, trotzdem als ausgezeichnetes Buch durchgeht, das sogar zu einem dauerhaften Mythos geführt und Eingang in die Umgangssprache gefunden hat, kann das nur heißen, daß der Autor an etwas Wesentliches gerührt hat.«

Wenn wir uns über alles einig waren, drohte das Interview ziemlich langweilig zu wirken. »Vielleicht können wir die Diskussion beim Essen weiterführen …«, schlug sie vor. »Ich kenne ein tibetisches Restaurant in der Rue des Abbesses.«

Wie bei allen ernsten Geschichten haben wir schon in der ersten Nacht miteinander geschlafen. Als sie sich auszog, wirkte sie erst ein wenig verlegen und dann plötzlich stolz: Ihr Körper war unglaublich straff und geschmeidig. Erst viel später sollte ich erfahren, daß sie siebenunddreißig war; im ersten Augenblick schätzte ich sie auf höchstens dreißig.

»Was tust du, um dich so in Form zu halten?« fragte ich.

»Klassisches Ballett.«

»Kein Stretching, Aerobic oder so was Ähnliches?«

»Nein, das ist alles völliger Humbug; das kannst du mir glauben, ich arbeite schließlich nicht umsonst seit zehn Jahren für Frauenzeitschriften. Das einzige, was wirklich Effekt hat, ist klassisches Ballett. Aber das ist ganz schön hart, das erfordert eiserne Disziplin; doch das stört mich nicht, ich bin ziemlich rigide.«

»Was, du und rigide?«

»Ja, ja … du wirst schon sehen.«

Wenn ich an Isabelle zurückdenke, dann wundert mich vor allem, wie offen und ungezwungen unsere Beziehung von Anfang an war, sogar was Themen anging, die Frauen im allgemeinen lieber mit einem Schleier des Geheimnisses umgeben, weil sie in dem Irrglauben sind, daß Geheimnisse den erotischen Reiz einer Beziehung steigern, dabei finden die meisten Männer eine direkte sexuelle Anmache viel aufreizender. »Es ist nicht sehr schwer, einen Mann zum Orgasmus zu bringen …«, hatte sie beim Abendessen in dem tibetischen Restaurant halb im Spaß, halb im Ernst zu mir gesagt. »Mir ist es auf jeden Fall immer gelungen.« Und damit hatte sie recht. Sie hatte ebenfalls recht, wenn sie behauptete, daß dieses Geheimnis nichts Besonderes und auch nichts Seltsames hat. »Man darf nur nie vergessen«, fuhr sie seufzend fort, »daß Männer auch einen Sack haben. Daß sie einen Pimmel haben, das wissen die Frauen nur zu gut, denn seit die Männer zu einem Sexualobjekt herabgewürdigt worden sind, interessieren sich die Frauen nur noch für den Pimmel; aber wenn sie mit einem Typen schlafen, vergessen sie fast immer, daß auch die Eier ein höchst empfindliches Organ sind. Egal, ob es sich um eine Masturbation, eine Penetration oder um eine Lutschpartie handelt, ab und an muß man die Eier in die Hand nehmen und sie mehr oder weniger intensiv streicheln oder sie gar pressen, das hängt davon ab, wie fest sie sind, aber das merkt man sofort. Das ist alles.«

Es war etwa fünf Uhr morgens, ich war gerade in ihr gekommen und fühlte mich so richtig wohl, es war eine friedliche, zärtliche Atmosphäre, und ich spürte, daß jetzt wohl eine glückliche Phase meines Lebens begann, als ich plötzlich ohne besonderen Grund die Inneneinrichtung ihres Schlafzimmers wahrnahm – ich erinnere mich noch, daß das Mondlicht auf eine Graphik fiel, die ein Rhinozeros darstellte, eine alte Graphik, wie man sie in Enzyklopädien der Tierwelt aus dem 19. Jahrhundert findet.

»Gefällt es dir bei mir?«

»Ja, du hast Geschmack.«

»Wundert es dich, daß jemand, der bei einer beschissenen Zeitschrift arbeitet, Geschmack hat?«

Es würde wirklich nicht so einfach sein, ihr zu verheimlichen, was ich dachte. Diese Feststellung erfüllte mich erstaunlicherweise mit einer gewissen Freude; ich vermute, daß das wohl eines der Anzeichen für wahre Liebe ist.

»Ich werde gut bezahlt… Und das ist schon ein hinreichender Grund.«

»Wieviel?«

»Fünfzigtausend Euro im Monat.«

»Das ist allerdings viel, aber im Moment verdiene ich noch mehr.«

»Das ist normal. Du bist wie ein Gladiator in der Arena. Völlig normal, daß du dafür gut bezahlt wirst: Du setzt dein Leben aufs Spiel, in jedem Augenblick kann Schluß sein.«

»Ach, weißt du…«

Das sah ich etwas anders, und ich erinnere mich, daß ich mich auch darüber wieder gefreut habe. Es ist schön, wenn man mit jemandem völlig einverstanden und sich in allen Dingen mit ihm einig ist – anfangs ist das sogar unerläßlich; aber kleine Meinungsverschiedenheiten sind auch nicht schlecht, und sei es nur, um sie anschließend in einer lockeren Unterhaltung auszuräumen.

»Ich nehme an, daß du mit ziemlich vielen Frauen geschlafen hast, die zu deinen Auftritten gekommen sind …«, fuhr sie fort.

»Ja, mit einigen.«

In Wirklichkeit waren es gar nicht so viele: vielleicht fünfzig, höchstens hundert; aber ich sagte ihr nicht, daß die Nacht, die wir gerade verbracht hatten, mit Abstand die schönste war; ich spürte, daß sie es wußte. Nicht aus Überheblichkeit oder übertriebener Eitelkeit, sondern rein intuitiv, einfach, weil sie einen ausgeprägten Sinn für menschliche Beziehungen hatte und auch, weil sie ihre eigene erotische Ausstrahlung genau einzuschätzen wußte.

»Frauen, die von Männern, die im Rampenlicht stehen, sexuell angezogen sind«, fuhr sie fort, »suchen nicht nur die Berühmtheit,

sondern sie spüren, daß einer, der im Rampenlicht steht, ständig seine Existenz aufs Spiel setzt, denn das Publikum ist wie ein wildes Tier, das sein Geschöpf in jedem Augenblick wegjagen, es zwingen kann, schmachvoll, unter dem Gespött der Menge davonzulaufen. Die Belohnung, die sie dem zu bieten haben, der seine Existenz auf der Bühne aufs Spiel setzt, ist ihr Körper; das ist genau wie mit den Gladiatoren oder den Stierkämpfern. Es wäre dumm, sich einzubilden, daß diese primitiven Mechanismen verschwunden sind: Ich kenne sie, ich setze sie ein, ich verdiene mir meinen Lebensunterhalt damit. Ich kenne genau die erotische Anziehungskraft eines Rugbyspielers, die eines Rockstars, eines Schauspielers oder eines Rennfahrers: All das läuft nach einem alten Schema ab, das nur gewissen zeit- oder modebedingten Schwankungen unterliegt. Ein gutes Teeny-Magazin versteht es, diese Schwankungen ein wenig zu antizipieren.«

Ich dachte eine gute Minute lang nach; ich mußte ihr meinen Standpunkt auseinandersetzen. Das war wichtig oder auch nicht – sagen wir besser, ich hatte Lust dazu.

»Du hast völlig recht…«, sagte ich. »Allerdings mit der Einschränkung, daß ich gar nichts aufs Spiel setze.«

»Wie meinst du das?« Sie richtete sich im Bett auf und blickte mich überrascht an.

»Selbst wenn das Publikum Lust haben sollte, mich abzuservieren, kann es das nicht tun; es gibt niemanden, den es an meine Stelle setzen kann. Ich bin ganz einfach unersetzlich.«

Sie runzelte die Stirn und blickte mich an; es war inzwischen hell geworden, und ich sah, wie sich ihre Brustwarzen beim Atmen bewegten. Ich hatte Lust, eine in den Mund zu nehmen, daran zu saugen und an nichts mehr zu denken, aber ich sagte mir, daß es wohl besser war, wenn ich ihr ein wenig Zeit zum Nachdenken ließ. Dazu brauchte sie nicht mehr als dreißig Sekunden; sie war wirklich eine intelligente Frau.

»Du hast recht«, sagte sie. »Du bist jemand, der eine völlig unnormale Offenheit besitzt. Ich weiß nicht, ob irgendein besonderes Ereignis in deinem Leben dafür verantwortlich ist oder ob es durch

deine Erziehung oder sonstwas ausgelöst wurde; auf jeden Fall besteht kaum die Chance, daß sich so ein Phänomen in dieser Generation wiederholt. Die Leute brauchen dich tatsächlich, mehr als du sie brauchst – die Leute in meinem Alter zumindest. In ein paar Jahren dürfte sich das ändern. Du kennst ja die Zeitschrift, für die ich arbeite: Wir versuchen eine Welt zu propagieren, in der sich die Leute nur noch für gekünstelte, oberflächliche Dinge interessieren; Ernst oder Humor haben darin keinen Platz mehr, statt dessen stürzen sich die Leute bis zu ihrem Tod in eine Suche nach *fun* und Sex, die immer verzweifelter wird, eine Generation von endgültigen *kids*. Und das wird uns auch garantiert gelingen; in einer solchen Welt hast du dann keinen Platz mehr. Aber ich nehme an, daß das nicht allzu schlimm ist, du hast sicher Zeit genug gehabt, um eine ordentliche Summe Geld zu sparen.«

»Sechs Millionen Euro.«

Ich hatte mechanisch, gedankenlos geantwortet; mich beschäftigte seit mehreren Minuten eine andere Frage: »Deine Zeitschrift … Du hast natürlich recht, ich habe mit deinen Lesern so gut wie gar nichts gemein. Ich bin zynisch und verbittert, das kann im Grunde nur Leute interessieren, die einen gewissen Zweifel zulassen, Leute, die sich in einer Art Untergangsstimmung befinden. Das Interview paßt nicht zu der Politik, die ihr betreibt.«

»Da hast du recht…«, sagte sie mit erstaunlicher Ruhe, wie ich rückblickend sagen muß, denn Isabelle war so offen und ehrlich, so unbegabt für die Lüge. »Das Interview wird nie erscheinen; das war nur ein Vorwand, um dich zu treffen.«

Sie blickte mir fest in die Augen, und ich war derart erregt, daß diese Worte genügten, um eine Erektion bei mir hervorzurufen. Ich glaube, sie war über diese so sentimentale, so menschliche Reaktion richtig gerührt; sie schmiegte sich an mich, legte den Kopf an meine Schulter und begann mich zu wichsen. Sie ließ sich Zeit, nahm meine Eier in die Hand und bewegte die Finger mal schneller, mal langsamer und mit unterschiedlichem Druck. Ich entspannte mich, überließ mich ganz ihrer Liebkosung. Etwas entstand zwischen uns, ein Zustand der Unschuld gleichsam, ich war offensichtlich nicht

ganz so zynisch, wie ich geglaubt hatte. Sie wohnte im 16. Arrondissement auf den Höhen von Passy; in der Ferne führte eine Metrobrücke über die Seine. Der Tag begann, der Lärm des Verkehrs wurde hörbar; Sperma spritzte auf ihre Brust. Ich nahm sie in die Arme.

»Isabelle …«, flüsterte ich ihr ins Ohr, »ich würde gern hören, wie du bei dieser Zeitschrift gelandet bist.«

»Das ist erst ein gutes Jahr her, wir haben bisher 14 Nummern von *Lolita* herausgebracht. Ich habe sehr lange bei der Zeitschrift *20 Ans* gearbeitet, in allen Bereichen; Evelyne, die Chefredakteurin, hat sich ganz auf mich verlassen. Zum Schluß, kurz bevor die Zeitschrift aufgekauft wurde, hat sie mich zu ihrer Stellvertreterin ernannt; das war wohl auch das mindeste, denn seit zwei Jahren hatte ich ihre ganze Arbeit gemacht. Und trotzdem haßte sie mich; ich erinnere mich noch an den haßerfüllten Blick, den sie mir zuwarf, als sie mir die Einladung von Lajoinie übergab. Du weißt doch, wer Lajoinie ist, der Name sagt dir sicher was, oder?«

»Ein bißchen…«

»Ja, er ist in der Öffentlichkeit nicht sehr bekannt. Er war Aktionär von *20 Ans*, keiner der Hauptaktionäre, aber er hatte die anderen zu dem Verkauf überredet; eine italienische Gruppe hat die Zeitschrift übernommen. Evelyne wurde natürlich vor die Tür gesetzt; die Italiener waren bereit, mich zu behalten, aber die Tatsache, daß Lajoinie mich zum Brunch an einem Sonntagmittag zu sich einlud, konnte natürlich nur bedeuten, daß er mir ein anderes Angebot machen wollte; das hat Evelyne natürlich gespürt, und das machte sie verrückt vor Wut. Er wohnte im Marais, ganz in der Nähe der Place des Vosges. Als ich dort ankam, habe ich zuerst einen richtigen Schock erlebt: Karl Lagerfeld war da, Naomi Campbell, Tom Cruise, Jade Jagger, Björk… Auf jeden Fall nicht die Kategorie von Leuten, mit denen ich bisher zusammengekommen war.«

»Hat er nicht eine Zeitschrift für Schwule gegründet, die sehr gut läuft?«

»Nein, die Sache ist ein bißchen anders: Ursprünglich hatte *GQ* als Zielgruppe nicht die Schwulen, sondern es war eher eine etwas

abgehobene Macho-Zeitschrift: Supergirls, Autos und ein paar aktuelle Nachrichten aus dem Militärbereich; nach sechs Monaten haben sie dann gemerkt, daß unheimlich viel Schwule das Blatt kauften, doch das war eine Überraschung, ich glaube nicht, daß sie die Gründe dafür im einzelnen herausgefunden haben. Wie dem auch sei, kurz darauf hat er die Zeitschrift verkauft und damit die Branche ungeheuer beeindruckt: Er hat *GQ* zu einem Zeitpunkt verkauft, als sie ganz oben war und jeder glaubte, der Aufstieg würde immer noch weiter gehen, und dann hat er *21* gegründet. Seitdem ist es mit *GQ* ständig abwärts gegangen, ich glaube, sie haben landesweit 40 % im Vertrieb verloren, und *21* ist zum ersten monatlich erscheinenden Herrenmagazin aufgestiegen – sie haben sogar *Le Chasseur français* übertroffen.

Ihr Rezept ist ganz einfach: rein *metrosexuell*. Fitneß, Schönheitspflege, Modetendenzen. Nicht ein bißchen Kultur, keine Zeile über aktuelle Ereignisse, kein Humor. Kurz gesagt, ich fragte mich wirklich, was er mir anbieten wollte. Er hat mich sehr freundlich empfangen, mich allen Leuten vorgestellt und mir den Platz ihm gegenüber angeboten. ›Ich habe große Achtung vor Evelyne …‹ waren seine ersten Worte. Ich habe mich bemüht, nicht in die Luft zu gehen: *Niemand* konnte Achtung vor Evelyne haben; diese alte Schnapsnase konnte einem nur Verachtung, Mitleid, Abscheu und was weiß ich alles einflößen, aber auf keinen Fall Achtung. Später habe ich dann gemerkt, daß das die Methode war, wie er mit seiner Belegschaft umging: Er sagte nie etwas Schlechtes über jemanden, unter gar keinen Umständen; im Gegenteil, er war immer des Lobes voll über seine Mitarbeiter, auch wenn diese es überhaupt nicht verdienten – was ihn natürlich nicht davon abhielt, sie zu gegebener Zeit vor die Tür zu setzen. Mir war die Sache natürlich etwas peinlich, und daher versuchte ich das Gespräch auf *21* zu bringen.

»Wir müssen un-be-dingt…‹, er sprach seltsam abgehackt, betonte jede Silbe, fast so als drücke er sich in einer Fremdsprache aus, »unsere Konkurrenz in-te-res-siert sich viel zu sehr für die a-me-ri-ka-nische Presse, habe ich den Eindruck. Wir sind doch Eu-ro-päer… Unser Vorbild ist und bleibt die eng-li-sche Presse…‹

Na gut, *21* hatte eindeutig ein englisches Konzept kopiert, aber *GQ* ebenfalls; das erklärte nicht, was ihn dazu bewogen hatte, von einer Zeitschrift zu einer anderen überzugehen. Hatte es vielleicht in England irgendwelche Untersuchungen gegeben, oder hatte sich das Interesse der Leserschaft gewandelt?

»Soweit ich weiß, nicht… Sie sind sehr hübsch …‹, fuhr er völlig unvermittelt fort. »Man sollte Sie viel mehr in den Medien einsetzen…‹

Ich saß direkt neben Karl Lagerfeld, der unentwegt aß: Er nahm sich mit der Hand ein Stück gedünsteten Lachs nach dem anderen, tauchte es in die Dill-Sahnesoße und schob es in den Mund. Tom Cruise warf ihm ab und zu einen angewiderten Blick zu; Björk dagegen schien völlig fasziniert zu sein – man muß allerdings dazu sagen, daß sie schon immer versucht hatte, sich mit Sagadichtung, isländischer Energie usw. einen Namen zu machen, obwohl sie im Grunde völlig konventionell und äußerst manieriert war: Daher mußte der Anblick eines authentischen Wilden sie einfach faszinieren. Plötzlich wurde mir klar, daß man dem Modeschöpfer nur sein Rüschenhemd, seine Künstlerschleife, seinen Smoking mit Satinrevers auszuziehen und ihn in Tierfelle zu hüllen brauchte, und schon würde er völlig überzeugend die Rolle eines Teutonen aus Urzeiten spielen können. Er schnappte sich eine gekochte Kartoffel und bestrich sie reichlich mit Kaviar, ehe er sich an mich wandte: »Man muß in den Medien präsent sein, wenigstens ein bißchen. Ich zum Beispiel bin ein *großer* Medienfreak. Ich bin geradezu medien-geil …‹ Ich glaube, er hatte gerade seine zweite Abmagerungskur abgebrochen, auf jeden Fall hatte er über die erste schon ein Buch geschrieben.

Irgend jemand legte Musik auf, es kam Bewegung in die Gruppe, ich glaube, Naomi Campbell begann zu tanzen. Ich starrte weiterhin Lajoinie an und wartete darauf, daß er mir ein Angebot machte. Aus lauter Verzweiflung knüpfte ich ein Gespräch mit Jade Jagger an, wir haben wohl über Formentera oder ein ähnlich leichtes Thema gesprochen, aber sie hat einen guten Eindruck auf mich gemacht, sie ist eine intelligente, lockere Frau; Lajoinie hatte die Augen halb

geschlossen, als sei er eingeschlummert, aber ich glaube, daß er jetzt mein Verhalten den anderen gegenüber beobachtete – auch das gehörte zu der Methode, wie er mit seinen Mitarbeitern umging. Irgendwann hat er etwas gemurmelt, aber ich habe es nicht verstanden, die Musik war zu laut; dann warf er einen kurzen gereizten Blick nach links: Karl Lagerfeld ging inzwischen in einer Ecke des Raums auf den Händen; Björk sah ihm laut lachend dabei zu. Dann setzte sich der Modeschöpfer wieder neben mich, klopfte mir heftig auf die Schulter und brüllte: »Alles klar? Alles klar?‹, ehe er Schlag auf Schlag drei Aale hinunterwürgte. »Sie sind mit Abstand die hübscheste Frau hier! Da kommt keine von den anderen ran! …‹, dann machte er sich über die Käseplatte her; ich glaube, er war mir aufrichtig zugetan. Lajoinie sah ungläubig zu, wie er einen Livarot verschlang. »Du bist wirklich ein geiler Freak, Karl…‹, flüsterte er; dann wandte er sich mir zu und sagte: »Fünfzigtausend Euro.« Das war alles; mehr hat er an jenem Tag nicht gesagt.

Am folgenden Morgen bin ich in sein Büro gegangen, und da hat er mir etwas mehr erzählt. Die Zeitschrift sollte *Lolita* heißen. »Das wichtigste dabei ist die Diskrepanz …‹, sagte er. Ich begriff in etwa, was er damit meinte: *20 Ans* zum Beispiel wurde vor allem von fünfzehn- oder sechzehnjährigen Mädchen gekauft, die den Eindruck hervorrufen wollten, sie seien total aufgeklärt, besonders, was Sex anging; mit *Lolita* wollte er die Sache umkehren. »Unsere Zielgruppe beginnt bei den Zehnjährigen …‹, sagte er, »aber es gibt keine Obergrenze.‹ Er ging davon aus, daß der Hang der Mütter, ihre Töchter zu imitieren, immer ausgeprägter würde. Es wirkt natürlich ein bißchen lächerlich, wenn eine Frau um die Dreißig eine Zeitschrift mit dem Titel *Lolita* kauft, aber auch nicht lächerlicher als ein hautenges Top oder superkurze Shorts. Außerdem ging er davon aus, daß das Gespür für Lächerlichkeit, das bei Frauen und insbesondere bei französischen Frauen sehr ausgeprägt war, allmählich verschwinden und durch einen regelrechten Jugendkult ersetzt werden würde.

Man muß schon sagen, daß er mit seiner Einschätzung recht behalten hat. Das Durchschnittsalter unserer Leserinnen ist

achtundzwanzig – und jeden Monat nimmt es zu. Für die Werbefachleute sind wir inzwischen zur *tonangebenden Frauenzeitschrift* geworden – ich wiederhole nur, was man mir gesagt hat, auch wenn es mir schwerfallt, das zu glauben. Ich manage die Sache, versuche sie zu managen oder tue zumindest so, aber im Grunde begreife ich überhaupt nichts mehr. Ich gehe immer sehr professionell vor, das stimmt schon, ich habe dir ja gesagt, daß ich ein bißchen rigide bin, daher diese Gründlichkeit: Es gibt nie einen Druckfehler, das Layout ist perfekt, und die Zeitschrift erscheint immer zum vorgesehenen Termin, aber was den Inhalt angeht… Es ist normal, daß die Leute Angst vorm Altern haben, vor allem Frauen, das war schon immer so, aber jetzt… Das übertrifft die wildesten Vorstellungen; ich glaube, die sind völlig verrückt geworden.«

Daniel24,2

Heute, da alles in der Helle der Leere erscheint, habe ich die Muße, den Schnee zu betrachten. Mein Vorgänger aus fernen Zeiten, der leidgeprüfte Komiker, hat sich hier in einer Residenz niedergelassen, die sich früher – wie Ausgrabungen und Fotografien bestätigen – am heutigen Standort der Einheit Proyecciones XXI.13 befand. Es handelte sich damals – das hört sich seltsam und ein wenig betrüblich an – um eine Residenz am Meer.

Das Meer ist verschwunden und auch die Erinnerung an die Wellen. Wir verfügen über Ton- und Bilddokumente; doch keines davon erlaubt uns, die hartnäckige Faszination – wie so viele Gedichte bezeugen – konkret zu empfinden, die die Menschen beim Anblick der sich anscheinend immer wieder auf dem Sand brechenden Wellen des Ozeans erfüllte.

Auch das erregende Gefühl bei der Jagd und beim Verfolgen der Beute können wir nicht verstehen, genausowenig wie die religiöse Ergriffenheit oder jene Art unbewegte, gegenstandslose Raserei, die die Menschen als *mystische Ekstase* bezeichnet haben.

Früher, als die Menschen zusammenlebten, verschafften sie sich mit Hilfe körperlicher Kontakte gegenseitige Befriedigung; das können wir verstehen, denn wir haben die Botschaft der Höchsten Schwester erhalten. Hier die Botschaft der Höchsten Schwester in der Sprache der Intermediation:

»Zugeben, daß die Menschen weder Würde besitzen noch Rechte haben; daß Gut und Böse einfache Begriffe sind, theoretisch wenig untermauerte Formen von Lust und Schmerz.

In allem die Menschen wie Tiere behandeln, die Verständnis und Mitleid verdienen, was ihre Seelen und ihre Körper angeht.

Nicht abweichen von diesem edlen, vortrefflichen Weg.«

Dadurch, daß wir den Pfad der Lust verlassen haben, ohne daß es uns gelungen ist, ihn zu ersetzen, haben wir nur eine der relativ spät

entstandenen Tendenzen der Menschheit fortgesetzt. Als die Prostitution endgültig verboten worden war und das Verbot tatsächlich auf dem ganzen Erdball eingehalten wurde, begann für die Menschheit das *graue Zeitalter*. Sie haben es nie verlassen, jedenfalls solange nicht, bis die Herrschaft des Menschengeschlechts endgültig zu Ende war. Keine wirklich überzeugende Theorie, um das zu erklären, was allem Anschein nach ein kollektiver Selbstmord war, ist je formuliert worden.

Androide Roboter mit einer gut funktionierenden künstlichen Vagina kamen auf den Markt. Ein Expertensystem analysierte in Echtzeit die Beschaffenheit der männlichen Geschlechtsorgane, sorgte für die Temperatur- und Druckverteilung; ein radiometrischer Sensor ermöglichte es, die Ejakulation vorherzusehen, die Stimulation dementsprechend anzupassen und den Akt so lange wie gewünscht andauern zu lassen. Ein paar Wochen lang hatte dieses Produkt aufgrund der Neugier großen Erfolg, dann brach der Verkauf über Nacht zusammen: Die Firmen der Robotikbranche, von denen manche mehrere hundert Millionen Euro investiert hatten, meldeten eine nach der anderen Konkurs an. Dies wurde von einigen Kommentatoren als Ausdruck des Willens gewertet, zu menschlichen Beziehungen zurückzukehren, die natürlicher und authentischer waren; das war selbstverständlich ein eklatanter Irrtum, wie sich später klar herausstellen sollte: In Wirklichkeit waren die Menschen ganz einfach im Begriff aufzugeben.

Daniel1,3

»Ein Getränkeautomat spendete uns
eine ausgezeichnete heiße Schokolade.
Wir tranken sie in einem Zug
mit unverhülltem Genuß.«
Patrick Lefebre – Fahrer eines
Krankenwagens für Tiere

Meine Show *Am liebsten Gruppensex mit Palästinenserinnen* war ohne Zweifel der Höhepunkt meiner Karriere – von der Medienwirkung her, meine ich natürlich. Ich verließ vorübergehend die Seiten »Kunst und Kultur« der Tageszeitungen und tauchte unter der Rubrik »Justiz und Gesellschaft« auf. Muslimische Vereine stellten Strafanträge, es gab Bombendrohungen, na ja, endlich tat sich mal was. Ich war ein Risiko eingegangen, das stimmt schon, aber das Risiko war wohlkalkuliert; den fundamentalistischen Islamisten, die in den ersten Jahren des 21. Jahrhunderts ins Bewußtsein der Öffentlichkeit drangen, wurde ein ähnliches Schicksal zuteil wie den Punks. Sie wurden zunächst durch das Auftauchen von höflichen, netten, frommen Muslimen, die der Ahmadiyya-Szene angehörten – die in gewisser Weise ein Pendant zur New-Wave-Bewegung bildete, wenn man die Parallele aufgreifen will –, ins Abseits gedrängt; die Mädchen waren in jenen Tagen noch verschleiert, aber es waren hübsche, spitzenbesetzte, teilweise durchsichtige Schleier, die im Grunde eher erotischen Accessoires glichen. Und anschließend verlor die Sache natürlich allmählich an Bedeutung: Die mit viel Aufwand errichteten Moscheen standen wieder leer, und die jungen französischen Nordafrikanerinnen boten sich wieder auf dem Sexualmarkt feil wie all die anderen auch. Die Sache war von vornherein zum Scheitern verurteilt, in einer Gesellschaft wie der unseren konnte es kaum anders sein; trotzdem war mir dadurch eine Zeitlang die Rolle eines *Kämpfers für die Meinungsfreiheit* zugefallen. Ich persönlich hatte eher eine *Abneigung* gegen Freiheit; es ist schon verrückt, daß gerade die Gegner der Freiheit sie irgendwann

besonders dringend brauchen.

Isabelle war bei mir und gab mir kluge Ratschläge. »Du mußt einfach dafür sorgen«, sagte sie sofort, »daß du den Mob auf deiner Seite hast. Wenn dir das gelingt, bist du unangreifbar.«

»Der *steht* auf meiner Seite«, wandte ich ein, »diese Typen kommen zu meinen Auftritten.«

»Das reicht nicht; du mußt noch eins draufsetzen. Das einzige, wovor sie wirklich Respekt haben, ist Kohle. Die hast du zwar reichlich, aber du zeigst es nicht deutlich genug. Du mußt viel verschwenderischer damit umgehen.«

Auf ihren Rat hin kaufte ich mir also einen Bentley Continental GT, ein »herrliches, superelegantes« Coupe, das dem *Auto-Journal* zufolge ein Zeichen dafür war, daß »Bentley seine ursprüngliche Berufung wiederentdeckt hatte und sportliche Autos von höchstem Niveau anbot«. Einen Monat später zierte ich das Cover von *Radikal Hip-Hop* – oder, besser gesagt, vor allem mein Auto. Die meisten Rapper kauften sich einen Ferrari, ein paar originelle Typen einen Porsche; aber einen Bentley, da blieb ihnen die Spucke weg. Sie haben eben keinen Deut Kultur, diese Ärsche, selbst was Autos angeht. Keith Richards zum Beispiel hatte wie alle seriösen Musiker einen Bentley. Ich hätte auch einen Aston Martin nehmen können, aber der war teurer, und letztlich war ein Bentley besser, denn die Motorhaube war länger, man hätte ohne Schwierigkeit drei Tussis darin unterbringen können. Für hundertsechzigtausend Euro war das im Grunde fast ein Schnäppchen; was meine Glaubwürdigkeit beim Mob anging, glaube ich jedenfalls, daß sich die Investition gelohnt hat.

Dieser Auftritt war zugleich Auslöser meiner kurzen, aber lukrativen Karriere als Filmemacher. Ich hatte einen Kurzfilm in meine Show eingebaut; dieser erste Film mit dem Titel *Laßt uns Miniröcke mit dem Fallschirm über Palästina abwerfen!* besaß bereits jenen burlesken, leicht antiislamischen Ton, der später zu

meinem Ruf beitragen sollte; aber auf Isabelles Rat hin verlieh ich dem Film zusätzlich einen leicht antisemitischen Zug, der den ziemlich antiarabischen Charakter meiner Show ausgleichen sollte; das war der Pfad der Weisheit. Ich entschied mich daher für einen Pornofilm oder besser gesagt, für die Parodie eines Pornos – eine Gattung, die sich, wie ich gern zugebe, leicht parodieren läßt – mit dem Titel *Gras mir den Gazastreifen ab (mein dicker jüdischer Siedler).* Die Schauspielerinnen waren echte französische Nordafrikanerinnen, garantiert aus dem Departement Seine-Saint-Denis – vom Typ her geile Schlampen, aber verschleiert; wir hatten die Außenaufnahmen in dem Vergnügungspark *La Mer de Sable* in Ermenonville gedreht. Der Film war ziemlich witzig, wenn auch vielleicht etwas zu anspruchsvoll. Die Leute lachten; die meisten zumindest. In einer Talkshow, zu der ich gemeinsam mit Jamel Debbouze eingeladen war, bezeichnete dieser mich als »supercoolen Typen«; kurz gesagt, die Sache hätte besser gar nicht laufen können. Jamel hatte mich schon in der Garderobe kurz vor der Sendung ins Bild gesetzt: »Ich kann dir nicht an den Karren pissen, Alter. Wir haben dasselbe Publikum.« Fogiel, der die Begegnung von uns beiden organisiert hatte, merkte sehr schnell, daß wir uns ausgezeichnet verstanden, und bekam Muffensausen; ich muß allerdings dazusagen, daß ich schon seit langem Lust hatte, diesem Arsch eins reinzuwürgen. Aber ich habe mich zurückgehalten, war sehr korrekt, eben *supercool.*

Der Produzent meiner Show hatte mich gebeten, eine Szene aus meinem Kurzfilm herauszuschneiden – eine Szene, die tatsächlich nicht sehr witzig war; wir hatten sie in Franconville in einem Mietshaus gedreht, das zum Abbruch bestimmt war, aber es sollte so aussehen, als sei sie in Ost-Jerusalem gedreht. Es handelte sich um das Gespräch zwischen einem Terroristen der Hamas und einem deutschen Touristen, das mal die Form der an Pascal angelehnten Frage, worauf die menschliche Identität gründe, und mal die einer wirtschaftlichen Betrachtung annahm – grob gesagt, in der Richtung von Schumpeter. Der palästinensische Terrorist brachte als erstes die These vor, daß der Wert der Geisel in metaphysischer Hinsicht gleich

Null sei – da es sich um einen Ungläubigen handelte; daß dieser Wert andererseits aber auch nicht negativ sei – wie es zum Beispiel bei einer jüdischen Geisel der Fall gewesen wäre; den Deutschen umzubringen, sei also nicht wünschenswert, sondern lediglich uninteressant. In wirtschaftlicher Hinsicht dagegen besäße die Geisel einen hohen Wert – da sie einer reichen Nation angehörte, die dafür bekannt war, daß sie sich mit ihren Staatsangehörigen solidarisch zeigte. Nach diesen Vorbemerkungen unternahm der palästinensische Terrorist eine Reihe von Experimenten. Als erstes riß er der Geisel – mit bloßen Händen – einen Zahn aus und gab dann zu Protokoll, daß ihr Wert im Rahmen einer Lösegeldforderung unverändert blieb. Dann tat er das gleiche mit einem Fingernagel – wobei er diesmal eine Zange benutzte. Anschließend tauchte ein zweiter Terrorist auf, und unter den beiden Palästinensern entspann sich eine kurze Diskussion, die mehr oder weniger darwinistischen Inhalts war. Die Folge davon war, daß sie der Geisel die Hoden abrissen, wobei sie jedoch anschließend die Wunde sorgfältig vernähten, um zu verhindern, daß der Mann zu schnell starb. Gemeinsam kamen sie zu dem Schluß, daß sich nur der biologische Wert der Geisel durch die Operation geändert hatte; ihr metaphysischer Wert blieb gleich Null und der Wert im Hinblick auf eine Lösegeldforderung sehr hoch. Kurz, die geistige Nähe zu Pascal wurde immer offensichtlicher – und der Anblick der Bilder immer unerträglicher; ich war im übrigen überrascht, wie billig es ist, Trickszenen zu drehen, wie sie in Gore-Filmen üblich sind.

Die vollständige Fassung meines Kurzfilms wurde ein paar Monate später im Rahmen des *Festivals des Unheimlichen* gezeigt, und im Anschluß daran bekam ich eine Flut von Filmangeboten. Seltsamerweise nahm Jamel Debbouze wieder Kontakt zu mir auf. Er wollte die Rolle des Komikers, die ihm anhaftete, einmal abstreifen und einen *bad boy* spielen, einen richtigen Bösewicht. Sein Agent überzeugte ihn schnell davon, daß er damit einen Fehler begehen würde, und letztlich ist auch nichts daraus geworden, aber ich finde, die Anekdote ist bezeichnend. Um sie besser einordnen zu können, muß man sich wieder vor Augen halten, daß in jenen Jahren – den

letzten Jahren, in denen es in Frankreich noch eine wirtschaftlich unabhängige Filmindustrie gab – die einzigen nachweisbaren Erfolge, bei denen wenigstens die Kosten wieder eingespielt wurden, auch wenn diese Filme nicht mit den Produkten der amerikanischen Filmindustrie rivalisieren konnten, der Gattung der *Komödie* angehörten – ganz gleich, ob subtil oder vulgär, in beiden Fällen konnte es zum Erfolg kommen. Andererseits war die künstlerische Anerkennung – die Voraussetzung für die Vergabe der letzten staatlichen Subventionen sowie für eine ausreichende Berichterstattung in den tonangebenden Medien – sowohl in der Filmbranche wie in den anderen künstlerischen Bereichen vor allem solchen Produktionen vorbehalten, die das Böse verherrlichten oder zumindest die im herrschenden Sprachgebrauch als *traditionell* bezeichneten moralischen Werte in kruder Weise in Frage stellten, so daß mit diesen sich kaum voneinander unterscheidenden Mini-Pantomimen eine gewisse Form von institutioneller Anarchie unterstützt wurde, was ihrem Reiz in den Augen der Kritiker jedoch keinen Abbruch tat, nicht zuletzt, weil diesen dadurch die Aufgabe erleichtert wurde, ihre eingefahrenen, immer gleichen Kritiken zu schreiben, aber mit dem Gestus, als beträten sie Neuland. Der Moral den Hals umzudrehen war geradezu zu einem Opferritual geworden, mit dem die herrschenden Werte der Gruppe erneut bekräftigt wurden, die seit Jahrzehnten auf Wettbewerb, Innovation und Leistungsfähigkeit und nicht so sehr auf Treue und Pflicht gepolt waren. Die Anpassungsfähigkeit, die eine hochentwickelte Wirtschaft erforderte, war unvereinbar mit einem normativen Katalog eng begrenzter Verhaltensweisen, vertrug sich jedoch durchaus mit einer ständigen Verherrlichung des Willens und des *Ichs*. Grausamkeit, zynischer Egoismus oder Gewalt in jeder Form waren daher äußerst willkommen – Themen wie Vatermord oder Kannibalismus hatten einen zusätzlichen Reiz. Die Tatsache, daß ein Komiker, der sich in diesem Genre einen Namen gemacht hatte, sich darüber hinaus mit großer Ungezwungenheit auf das Gebiet der Grausamkeit und des Bösen vorwagte, löste zwangsläufig in der Branche einen Schock aus. Mein Agent nahm diesen *Ansturm*, anders läßt es sich kaum nennen – in knapp zwei Monaten erhielt ich

vierzig verschiedene Drehbuchangebote –, zurückhaltend auf. Ich könne sicherlich viel Geld damit verdienen, meinte er, und er bei dieser Gelegenheit natürlich auch; aber meine Berühmtheit würde darunter leiden. Ein Drehbuchautor ist zwar ein wesentlicher Faktor bei der Herstellung eines Films, doch er bleibt der Öffentlichkeit völlig unbekannt; und Drehbücher zu schreiben erfordere immerhin ziemlich viel Arbeit und sei daher für meine Karriere als Showman nicht zu empfehlen.

Im ersten Punkt hatte er recht – obwohl ich bei gut dreißig Filmen als Drehbuchautor, Koautor oder Berater mitgewirkt hatte, steigerte das meine Berühmtheit absolut nicht –, den zweiten dagegen hatte er völlig überschätzt. Filmemacher zeichnen sich nicht gerade durch überdurchschnittliche Intelligenz aus, wie ich sehr bald festgestellt hatte: Man braucht ihnen nur eine originelle Idee, eine Situation oder das Bruchstück einer Geschichte vorzuschlagen, alles Dinge, auf die sie selbst nie gekommen wären; man fügt ein paar Dialoge hinzu, drei oder vier idiotische Einfälle – ich war imstande, etwa vierzig Drehbuchseiten pro Tag zu schreiben –, legt ihnen das Skript vor, und schon sind sie hellauf begeistert. Anschließend ändern sie alle paar Tage ihre Meinung in allem – in bezug auf sich selbst, die Produktion, die Schauspieler oder wen und was auch immer. Man braucht nur bei den Arbeitsbesprechungen zu erscheinen, ihnen zu sagen, daß sie völlig recht haben, das Drehbuch ihren Anweisungen entsprechend umzuschreiben, und schon ist die Sache gelaufen; ich hatte noch nie so leicht Geld verdient.

Mein größter Erfolg als Drehbuchautor war ohne Zweifel *Diogenes, der Kyniker;* es handelte sich nicht, wie der Titel vermuten lassen könnte, um einen Kostümfilm. Die Kyniker – dieser Teil ihrer Lehre ist ziemlich in Vergessenheit geraten – forderten die Kinder auf, ihre eigenen Eltern zu töten und zu verschlingen, sobald diese arbeitsunfähig und somit zu unnützen Essern wurden; angesichts der Vergreisung unserer Gesellschaft ließ sich eine Übertragung dieser Thematik auf heutige Verhältnisse also leicht vorstellen. Ich hatte einen Augenblick daran gedacht, Michel Onfray die Hauptrolle anzubieten, der natürlich gleich davon begeistert war; aber der

unbedarfte Vielschreiber, der in Talkshows oder vor mehr oder weniger dümmlichen Studenten so gewandt war, gab vor der Kamera eine klägliche Figur ab, es war einfach nichts aus ihm herauszuholen. Der Produzent traf daher die weise Entscheidung, auf ein alterprobtes Rezept zurückzugreifen, und Jean-Pierre Marielle war wie immer sehr überzeugend.

Etwa um die gleiche Zeit kaufte ich mir ein Ferienhaus in Andalusien in einer damals noch weitgehend unberührten Gegend nördlich von Almeria, im Naturpark namens Cabo de Gata. Der Architekt hatte wunderschöne Pläne entworfen: Palmen, Orangenbäume, Whirlpools und Wasserfälle – was angesichts der klimatischen Bedingungen (es handelt sich um die regenärmste Region Europas) etwas wahnwitzig erscheinen mag. Diese Gegend war, was ich vorher überhaupt nicht wußte, an der ganzen spanischen Küste die einzige, die bis dahin vom Tourismus verschont geblieben war; fünf Jahre später hatten sich die Grundstückspreise verdreifacht. Kurz gesagt, in jenen Jahren war ich ein bißchen wie König Midas.

Zu jener Zeit beschloß ich, Isabelle zu heiraten; wir kannten uns seit drei Jahren, die Dauer unserer vorehelichen Bekanntschaft entsprach somit genau dem Durchschnitt. Die Feier fand in sehr diskretem Rahmen statt und war etwas trübselig; Isabelle war gerade vierzig geworden. Heute bin ich davon überzeugt, daß ein Zusammenhang zwischen diesen beiden Ereignissen besteht und daß ich durch diesen Liebesbeweis den Schock über das Erreichen der Vierzig zu mildern versucht habe. Das soll nicht heißen, daß sie diesen Schock durch Klagen, sichtliche Angst oder irgend etwas klar Definierbares ausgedrückt hätte; nein, es war flüchtiger und zugleich schmerzlicher. Manchmal – vor allem in Spanien, wenn wir uns für den Strand fertig machten und sie den Badeanzug überstreifte – spürte ich, wie sie, wenn mein Blick auf ihr ruhte, leicht zusammenzuckte, als habe sie einen Schlag zwischen die Schulterblätter erhalten. Ein schnell unterdrückter Ausdruck des Schmerzes verzerrte ihre herrlichen Züge – die Schönheit ihres feinen, empfindsamen Gesichts widerstand der Zeit; aber ihrem Körper waren, obwohl sie viel schwamm und auch das klassische Ballett

nicht aufgegeben hatte, die ersten Anzeichen des Alterns anzusehen – ein Prozeß, der sich, wie sie nur zu gut wußte, beschleunigen würde und irgendwann zum völligen Verfall führte. Ich weiß nicht genau, was damals meinem Gesicht anzumerken war und was sie so verletzte; ich hätte alles getan, um es zu vermeiden, denn ich liebte sie, wie ich noch einmal wiederholen möchte; aber offensichtlich war es nicht möglich. Und es war mir auch nicht möglich, ihr immer wieder zu sagen, daß sie noch genauso begehrenswert und schön sei wie eh und je; noch nie hatte ich mich so unfähig gefühlt, sie auch nur im geringsten anzulügen. Ich wußte, welchen Blick sie anschließend haben würde: Es war der traurige, demütige Blick eines kranken Tiers, das sich ein paar Schritte von der Meute zurückzieht, den Kopf auf die Pfoten legt und leise winselt, weil es weiß, daß es geschwächt ist und von seinen Artgenossen kein Mitleid zu erwarten hat.

Daniel24,3

Die Steilküste überragt absurd senkrecht das Meer, und das Leid der Menschen nimmt kein Ende. Im Vordergrund sehe ich scharfkantige schwarze Felsen. Dahinter eine auf dem Bildschirm leicht flimmernde, undeutlich zu erkennende schlammige Oberfläche, die wir weiterhin das Meer nennen und die früher das Mittelmeer war. Mehrere Wesen bewegen sich im Vordergrund, gehen die Kammlinie der Steilküste entlang, wie es ihre Vorfahren mehrere Jahrhunderte zuvor getan hatten; sie sind nicht mehr so zahlreich und schmutziger. Sie lassen nicht locker, versuchen sich zu gruppieren, bilden Meuten oder Horden. Ihre Vorderseite ist eine Masse aus nacktem, rotem, bloßliegendem Fleisch, das von Würmern befallen ist. Bei dem geringsten Windstoß, der Körner und Sand aufwirbelt, zittern sie vor Schmerz. Manchmal gehen sie aufeinander los, verletzen sich mit Schlägen oder Worten. Nach und nach trennen sie sich von der Gruppe, ihr Schritt verlangsamt sich, und sie fallen auf den Rücken. Ihr weißer biegsamer Rücken übersteht die Berührung mit dem Felsen; dann wirken sie wie umgedrehte Schildkröten. Insekten und Vögel lassen sich auf der dem Himmel zugewandten Masse aus nacktem Fleisch nieder, picken daran und verschlingen sie; die Kreaturen leiden noch eine Zeitlang, dann regen sie sich nicht mehr. Die anderen setzen wenige Schritte von ihnen entfernt ihre Kämpfe oder ihr Treiben fort. Ab und zu nähern sie sich, um dem Todeskampf ihrer Gefährten zuzusehen; in ihrem Blick liegt nichts als leere Neugier.

Ich verlasse das Überwachungsprogramm; das Bild verschwindet, löst sich in der Menüleiste auf. Ich habe eine neue Nachricht von Marie22:

Der angeführte Block
Des Auges, das sich schließt
In dem zerschmetterten Raum
Enthält die letzte Frist.

3105, 35348, 23154, 7365. Licht ist zu sehen, wird heller, erstrahlt; ich stürze mich in einen Tunnel aus Licht. Ich begreife, was die Menschen spürten, wenn sie in eine Frau eindrangen. Ich begreife die Frau.

Daniel1,4

»Es ist würdig, als Mensch über
der Menschen Unglück nicht zu lachen,
sondern zu wehklagen.«
Demokritos aus Abdera

Isabelle wurde depressiv. Natürlich war es für eine Frau, die sich von ihrem Körper verraten fühlt, nicht einfach, für eine Zeitschrift wie *Lolita* zu arbeiten, in der jeden Monat neue Miezen auftauchten, die immer jünger, immer arroganter und irrsinnig sexy waren. Ich erinnere mich noch, ich hatte das Problem als erster angeschnitten. Wir gingen auf dem Kamm der Steilküste von Carboneras spazieren, deren schwarze Felsen in das strahlendblaue Wasser hinabtauchen. Sie suchte keine Ausreden, keinerlei Beschönigung: Allerdings, allerdings, sie müsse in ihrem Job eine Atmosphäre aufrechterhalten, die ein gewisses Konfliktpotential und narzißtisches Konkurrenzverhalten fördere, was ihr mit jedem Tag schwerer falle. »Das Leben ist entwürdigend«, hatte Henri de Regnier gesagt; das Leben geht vor allem dem Verfall entgegen – manchen Leuten gelingt es wohl, sich nicht entwürdigen zu lassen, den Kern ihres Wesens zu bewahren; doch welches Gewicht hat schon ein solcher Rest angesichts des körperlichen Verfalls?

»Ich muß wohl meine Abfindung aushandeln …«, sagte sie. »Aber ich habe keine Ahnung, wie ich das machen soll, vor allem da die Zeitschrift immer besser läuft; ich weiß nicht, was ich als Vorwand angeben soll, um meine Kündigung zu rechtfertigen.«

»Am besten läßt du dir einen Termin mit Lajoinie geben und erklärst ihm die Sache. Du sagst ihm das einfach so, wie du's mir gesagt hast. Er ist schon reichlich alt, ich nehme an, er kann das verstehen. Natürlich ist er jemand, der Geld und Macht liebt, das sind Leidenschaften, die nur langsam vergehen; aber nach allem, was du mir von ihm erzählt hast, kann ich mir vorstellen, daß er für Abnutzungserscheinungen Verständnis hat.«

Sie tat, was ich ihr vorgeschlagen hatte, und ihre Bedingungen wurden ohne Einschränkung akzeptiert; man muß allerdings dazusagen, daß die Zeitschrift ihr praktisch alles verdankte. Was mich betraf, so konnte ich meine Karriere noch nicht abbrechen – jetzt noch nicht. Meine letzte Show mit dem seltsamen Titel *Los Struppi! Auf nach Aden!* hatte den Untertitel *Haß in Reinkultur!* – diese Aufschrift, die von der Graphik her an Eminem erinnerte, lief quer über das Plakat; und die Sache war wirklich nicht übertrieben. Gleich zu Beginn kam ich auf den Nahostkonflikt zu sprechen – ein Thema, mit dem ich in den Medien schon ein paar schöne Erfolge erzielt hatte –, und zwar so, wie ein Journalist in *Le Monde* schrieb, »daß dabei die Fetzen flogen«. Im ersten Sketch mit dem Titel *Der Kampf der Zwerge* stellte ich Araber – die ich in »Geschmeiß Allahs« umgetauft hatte –, Juden – die als »beschnittene Wanzen« bezeichnet wurden – und sogar libanesische Christen, die den ulkigen Spitznamen »Marias Filzläuse« trugen, einander gegenüber. Kurz gesagt, die Religionen der Heiligen Schrift wurden, wie ein Kritiker in *Le Point* schrieb, »ohne Unterschied in die Pfanne gehauen« – zumindest in diesem Sketch; dann ging die Show mit einem irrsinnig witzigen Schwank mit dem Titel *Die Palästinenser sind lächerlich* weiter, in dem ich eine Reihe geiler, burlesker Anspielungen auf die Dynamitstäbe machte, die sich die Aktivistinnen der Hamas um die Hüften schnallten, um Juden zu zerfetzen. Anschließend ging ich zum Angriff auf alle Formen von Auflehnung, nationalistischem oder revolutionärem Kampf über, in Wirklichkeit also zu einem Angriff auf politisches Handeln als solches. Ich verwandte natürlich besondere Sorgfalt darauf, während der ganzen Show mein Image als *rechter Anarchist* zu verstärken – nach dem Motto »ein kampfunfähig gemachter Kämpfer bedeutet einen Arsch weniger, der nicht mehr die Gelegenheit hat zu kämpfen«, ein Motto, das von Celine bis Audiard die Highlights der französischsprachigen Komik charakterisiert hatte; aber darüber hinaus griff ich den Satz von Paulus wieder auf, dem zufolge alle Autorität von Gott kommt, und schwang mich manchmal zu den Höhen einer düsteren Meditation auf, die an die christliche Apologetik erinnerte. Ich warf dabei natürlich alle

theologischen Inhalte über Bord und entwickelte statt dessen eine strukturelle Argumentation von fast mathematischer Stringenz, eine Argumentation, die insbesondere auf dem Konzept der Ordnung basierte. Kurz gesagt, diese Show war ein Stück klassischer Bühnenkunst und wurde auch auf Anhieb als solches gefeiert; es war ohne Zweifel mein größter Erfolg, was die Kritiken anging. Noch nie hatte mein Talent als Komiker nach allgemeiner Ansicht solche Höhen erreicht – oder sei noch nie so tief gesunken, das war eine Variante, die aber im Grunde das gleiche aussagte; ich wurde oft mit Chamfort und sogar mit La Rochefoucauld verglichen.

Der Erfolg beim Publikum dagegen ließ ein wenig länger auf sich warten, bis Bernard Kouchner schließlich erklärte, diese Show habe ihn persönlich »angewidert«, was zur Folge hatte, daß ich bis zum Schluß vor ausverkauftem Haus auftrat. Auf Isabelles Rat hin schrieb ich einen kurzen Artikel mit dem Titel »Danke, Bernard« für die Rubrik »Rebond« in *Liberation.* Auf jeden Fall lief die Sache gut, sehr gut sogar, was mich in einen seltsamen Zustand versetzte, denn ich hatte die Nase wirklich voll und war drauf und dran, alles hinzuschmeißen – wenn die Sache schiefgegangen wäre, hätte ich mich wohl sang- und klanglos aus dem Staub gemacht. Mein plötzlich erwachtes Interesse für den Film – also ein Medium, das im Gegensatz zum Showgeschäft ein Medium *ohne direkten Publikumskontakt* war – war ohne Zweifel das erste Anzeichen für mein Desinteresse an, um nicht zu sagen: meinen Ekel vor dem Publikum – und vermutlich vor der Menschheit im allgemeinen. Ich studierte damals meine Sketche mit Hilfe einer kleinen, auf einem Stativ befestigten Videokamera ein, die an einen Monitor angeschlossen war, auf dem ich meine Intonationen, meine Mimik, meine Gesten live überwachen konnte. Ich hatte mir seit langem ein einfaches Prinzip zu eigen gemacht: Wenn ich zu irgendeinem Zeitpunkt in Lachen ausbrach, dann hieß das, daß das Publikum an dieser Stelle höchstwahrscheinlich ebenfalls lachen würde. Während ich mir diese Kassetten ansah, stellte ich fest, daß mir dabei immer unbehaglicher zumute wurde, ein Gefühl, das manchmal in Ekel umschlug. Zwei Wochen vor der Premiere wurde mir der Grund für dieses

Unbehagen plötzlich klar: Weder mein Gesicht noch der stereotype Charakter mancher Mimiken aus dem Standardrepertoire jedes Komikers, die auch ich verwenden mußte, waren daran schuld – nein, ich ertrug das *Lachen* nicht mehr, das Lachen als solches, diese plötzliche, heftige Verzerrung des Gesichts, die ihm augenblicklich alle Würde nimmt. Nicht umsonst ist der Mensch das einzige Lebewesen, das diese gräßliche Gesichtsverzerrung zur Schau stellt, denn er ist auch der einzige, der den Egoismus der Tiernatur überwunden und das unerträgliche höchste Stadium erreicht hat: die *Grausamkeit.*

Die drei Wochen, in denen ich fast jeden Abend auf der Bühne stand, waren für mich ein Leidensweg ohne Ende; zum erstenmal erfuhr ich, welch furchtbarer Schmerz sich hinter dem Ausdruck *ein trauriger Clown* verbirgt; zum erstenmal verstand ich wirklich die Menschheit. Ich hatte das Räderwerk der Maschine bloßgelegt und konnte es, wann immer ich wollte, in Bewegung setzen. Jeden Abend, ehe ich auf die Bühne ging, schluckte ich ein ganzes Röhrchen Xanax. Jedesmal, wenn das Publikum lachte (das konnte ich voraussehen, ich dosierte die Lacheffekte methodisch, schließlich war ich ein Profi), fühlte ich mich gezwungen, den Blick abzuwenden, um diese *blöden Gesichter nicht* zu sehen, Hunderte vor Haß zusammenzuckende Gesichter.

Daniel24,4

Dieser Teil von Daniels Bericht ist für uns vermutlich ziemlich schwer verständlich. Die Videokassetten, auf die er sich bezieht, sind übertragen und seinem Lebensbericht als Anhang beigefügt worden. Ich habe diese Dokumente manchmal zu Rate gezogen. Da ich, genetisch gesehen, von Daniel1 abstamme, habe ich natürlich die gleichen Züge, das gleiche Gesicht; auch die Mimik (obwohl ich in einer nicht sozial geprägten Umgebung lebe und meine Mimik daher natürlich begrenzter ist) ist im wesentlichen die gleiche; aber diese urplötzliche, von einem spezifischen Glucksen begleitete Verzerrung des Gesichtsausdrucks, die er *Lachen* nannte, kann ich nicht nachvollziehen; ich kann mir nicht einmal dessen Mechanismus vorstellen.

Die Aufzeichnungen meiner Vorgänger, von Daniel 2 bis Daniel23, bezeugen im großen und ganzen das gleiche Unverständnis angesichts dieses Phänomens. Daniel2 und Daniel3 behaupten, daß sie noch imstande sind, unter Einfluß gewisser Getränke die Sache zu reproduzieren; aber für Daniel4 handelt es sich bereits um etwas Unzugängliches. Es gibt mehrere Untersuchungen über das Verschwinden des Lachens beim Neo-Menschen; alle stimmen darin überein, daß es sehr schnell erfolgt ist.

Eine ähnliche Entwicklung, auch wenn sie sich langsamer vollzog, hat man in bezug auf die *Tränen* beobachten können, ein weiteres Charakteristikum des Menschengeschlechts. Daniel bezeugt, daß er bei einer ganz bestimmten Gelegenheit geweint hat (beim Unfalltod seines Hundes Fox, der bei der Berührung des Elektrozauns einen tödlichen Schlag bekam); ab Daniel10 ist davon nicht mehr die Rede. Ebenso wie Daniel1 das Lachen zu Recht als symptomatisch für die menschliche Grausamkeit betrachtet, scheinen die Tränen bei dieser Spezies mit dem Mitleid verbunden zu sein. Man vergießt nie Tränen ausschließlich über sich selbst, hat ein anonymer Autor des Menschengeschlechts irgendwo geschrieben. Grausamkeit und Mitleid sind zwei Gefühle, die natürlich unter den Bedingungen

absoluter Einsamkeit, unter denen sich unser Leben abspielt, kaum noch Sinn haben. Einige meiner Vorgänger wie etwa Daniel13 drücken in ihrem Kommentar eine seltsame Nostalgie über diesen doppelten Verlust aus; doch dann verschwindet auch diese Regung und läßt nur eine Neugier zurück, die immer sporadischer wird; heute kann man sagen, daß sie, wie alle meine Kontakte in unserem Netz bezeugen, praktisch erloschen ist.

Daniel1,5

»Ich entspannte mich
mit etwas Hyperventilation;
aber trotzdem, Barnabé, konnte ich nicht umhin,
an die großen Quecksilberseen
an der Oberfläche von Saturn zu denken.«
Captain Clark

Isabelle arbeitete noch drei Monate, ehe ihre Kündigung wirksam wurde, und die letzte Nummer von *Lolita,* die unter ihrer Leitung entstand, erschien im Dezember. Bei dieser Gelegenheit wurde in den Büros der Zeitschrift eine kleine Abschiedsfete, genauer gesagt ein Cocktail, für sie veranstaltet. Die Atmosphäre war ein wenig gespannt, da sich alle Teilnehmer dieselbe Frage stellten, ohne daß jemand sie auszusprechen wagte: Wer würde sie als Chefredakteurin ersetzen? Lajoinie tauchte kurz auf, aß drei Blinis und ging nach einer Viertelstunde wieder, ohne einen Hinweis zu geben.

Wir fuhren am Tag vor Weihnachten nach Andalusien; dann folgten drei seltsame Monate, die wir in fast völliger Einsamkeit verbrachten. Unser neues Haus lag etwas südlich von San Jose in der Nähe der Playa de Monsul. Riesige Granitblöcke umgaben den Strand. Mein Agent hielt es für eine ausgezeichnete Idee, daß ich mich für eine Weile vom Showgeschäft zurückzog; er meinte, es sei gut, ein bißchen Abstand zu gewinnen, um die Neugier des Publikums zu reizen; ich wußte nicht recht, wie ich ihm beibringen sollte, daß ich die Absicht hatte auszusteigen.

Er war praktisch der einzige, der meine Telefonnummer hatte; ich kann nicht sagen, ich hätte in den Jahren meines beruflichen Erfolgs viele Freunde gewonnen; verloren dagegen hatte ich eine ganze Reihe. Es gibt kein besseres Mittel, sich die letzten Illusionen über die Menschheit nehmen zu lassen, als in kurzer Zeit viel Geld zu verdienen; dann sieht man, wie sie ankommen, die scheinheiligen Geier. Aber damit sich einem die Augen öffnen können, ist es unerläßlich, dieses Geld auch wirklich zu *verdienen:* Die richtigen

Reichen, die von Geburt an reich sind und nie etwas anderes gekannt haben, als im Reichtum zu leben, scheinen gegen diese Sache immun zu sein, so als hätten sie außer ihrem Reichtum auch einen gewissen unbewußten, nicht reflektierten Zynismus geerbt, der ihnen von vornherein zu verstehen gibt, daß fast alle Leute, denen sie begegnen, kein anderes Ziel verfolgen, als ihnen mit allen erdenklichen Mitteln Geld aus der Tasche zu ziehen; und daher sind sie sehr vorsichtig und verlieren in der Regel nichts von ihrem Kapital. Für Menschen, die in Armut aufgewachsen sind, ist die Situation viel gefährlicher; allerdings war ich selbst gerissen und zynisch genug, um mir die Sache klarzumachen, ich hatte es geschafft, den meisten Fallen aus dem Weg zu gehen; aber Freunde, nein, die hatte ich nicht mehr. Die Leute, mit denen ich in meiner Jugend zusammen war, waren fast alle Schauspieler, zukünftige Versager; aber ich glaube nicht, daß es mir in einem anderen Milieu anders ergangen wäre. Isabelle hatte auch keine Freunde und war vor allem in den letzten Jahren von Leuten umgeben, die davon träumten, ihren Job zu bekommen. Und daher hatten wir niemanden, den wir in unsere prächtige Villa einladen konnten; niemanden, mit dem wir ein Glas Rioja trinken und die Sterne betrachten konnten.

Was sollten wir also tun? Wir stellten uns diese Frage, während wir durch die Dünen liefen. Leben? Das war genau die Situation, in der die Leute, vom Gefühl ihrer eigenen Bedeutungslosigkeit erdrückt, beschließen, Kinder zu zeugen; so setzt sich die Menschheit fort, wenn auch immer weniger. Isabelle war ziemlich hypochondrisch, und sie war gerade vierzig geworden; aber auf dem Gebiet der pränatalen Medizin waren große Fortschritte erzielt worden, und ich spürte nur zu gut, daß darin nicht das Problem lag: das Problem war ich. Ich war nicht nur von dem legitimen Ekel erfüllt, der jeden halbwegs normalen Mann beim Anblick eines *Babys* überkommt; und ich war nicht nur zutiefst davon überzeugt, daß ein Kind so etwas wie ein lüsterner Zwerg mit angeborener Grausamkeit ist, der sogleich die schlimmsten Züge seiner Gattung zum Ausdruck bringt und von dem sich die Haustiere in weiser Vorsicht abwenden. Nein,

hinzu kam noch ein tief in mir verankertes Entsetzen, ein wahres Entsetzen vor dem endlosen Leidensweg, den das Dasein der Menschen darstellt. Der Säugling ist das einzige Lebewesen, das seine Gegenwart unmittelbar nach der Geburt durch unablässige Schmerzensschreie zum Ausdruck bringt, und zwar weil er leidet, weil er auf unerträgliche Weise leidet. Vielleicht liegt es am Verlust des Haarkleids, der die Haut für Temperaturschwankungen so empfindlich macht, ohne daß dadurch der Schutz vor Parasiten gewährleistet ist; oder vielleicht ist eine anormale nervöse Empfindlichkeit daran schuld, ein Konstruktionsfehler sozusagen. Jeder unparteiische Beobachter kann nur bestätigen, daß der Mensch *nicht glücklich sein kann*, er absolut nicht für das Glück geschaffen ist und ihn daher kein anderes Los erwarten kann, als Unglück zu verbreiten, indem er das Dasein seiner Mitmenschen ebenso unerträglich macht wie sein eigenes – seine ersten Opfer sind im allgemeinen die Eltern.

Mit diesen nicht gerade menschenfreundlichen Überzeugungen gerüstet, schrieb ich ein Drehbuch mit dem vorläufigen Titel *Das Defizit der Kranken- und Sozialversicherung*, das die wesentlichen Elemente des Problems aufgriff. In der ersten Viertelstunde des Films sah man nur, wie Schädel von Babys durch Schüsse aus einem großkalibrigen Revolver unentwegt explodierten – ich hatte Aufnahmen in Zeitlupe und andere im Zeitraffer vorgesehen, also eine richtige Choreographie der Gehirnmasse im Stil von John Woo; anschließend ging es dann etwas ruhiger zu. Die Ermittlungen, die von einem Polizeiinspektor voller Humor, aber mit recht unkonventionellen Methoden durchgeführt wurden – ich dachte an Jamel Debbouze für diese Rolle –, kamen zu dem Schluß, daß ein straff organisiertes Netz von Kindermördern dahintersteckte, die sich von Thesen aus der Szene der Fundamentalökologisten anregen ließen. Die B.A.Z. (Bewegung zur Ausrottung der Zwerge) setzte sich für die Abschaffung der Menschheit ein, die das Gleichgewicht der Biosphäre unwiederbringlich zerstörte, und wollte sie durch eine Bärenart von überdurchschnittlicher Intelligenz ersetzt sehen – parallel dazu waren Laborversuche unternommen worden, um die Intelligenz der Bären zu steigern und ihnen vor allem den

Spracherwerb zu ermöglichen (ich dachte an Gerard Depardieu für die Rolle des dominanten Bärenmännchens).

Trotz dieser überzeugenden Besetzung und trotz meiner Berühmtheit wurde aus dem Vorhaben nichts; ein koreanischer Produzent zeigte sich interessiert, war aber nicht in der Lage, die Finanzierung sicherzustellen. Dieser ungewöhnliche Mißerfolg hätte den Moralisten wecken können, der in mir schlummerte (und zwar im allgemeinen durchaus friedlich): Der Grund für diesen Mißerfolg, für die Ablehnung des Projekts konnte nur darin liegen, daß es noch gewisse Tabus gab (in diesem Fall den Kindermord), die Sache war also noch nicht endgültig gescheitert. Dann ließ der Moralist wieder dem denkenden Subjekt den Vorrang: Wenn es ein Tabu gab, konnte das nur bedeuten, daß tatsächlich ein *Problem* bestand; im Laufe jener Jahre waren in Florida die ersten *childfree zones* eingeführt worden, luxuriöse Anwesen für Menschen um die Dreißig ohne Komplexe, die ungerührt zugaben, daß sie das Geschrei, das Sabbern, die Exkremente, kurz gesagt, die Beeinträchtigung der Lebensqualität, die *Blagen* im allgemeinen mit sich bringen, nicht mehr ertragen konnten. Kindern unter dreizehn war daher der Zugang zu diesen Anwesen ganz einfach untersagt; Kontakthöfe mit Fast-food-Restaurants waren dazu da, die Verbindung mit den Familienangehörigen aufrechtzuerhalten.

Damit war ein entscheidender Schritt getan: Seit mehreren Jahrzehnten wurde der Geburtenrückgang in der westlichen Welt (der sich jedoch nicht auf den Westen beschränkte – das gleiche Phänomen ließ sich in allen Ländern, ganz gleich aus welchem Kulturbereich, beobachten, sobald ein gewisses Niveau wirtschaftlicher Entwicklung erreicht war) mit einer gewissen Heuchelei bedauert, deren Einhelligkeit sie leicht verdächtig machte. Zum erstenmal erklärten junge, wohlerzogene Leute von relativ hohem wirtschaftlichen und kulturellen Niveau öffentlich, *daß sie keine Kinder haben wollten* und nicht den Wunsch hatten, den Ärger und die Last, die mit dem Großziehen von Sprößlingen verbunden war, zu ertragen. Eine solch zwanglose Einstellung mußte einfach Schule machen.

Daniel24,5

Da ich das Leiden der Menschen kenne, nehme ich an der Auflösung teil, sorge dafür, daß wieder Ruhe einkehrt. Wenn ich einen Wilden erlege, der kühner als die anderen ist und zu lange in der Nähe des Elektrozauns verweilt – häufig handelt es sich dabei um ein Weibchen mit schon erschlafften Brüsten, das sein Junges mit bittender Geste hochhält –, habe ich das Gefühl, eine notwendige, legitime Handlung zu vollziehen. Die Tatsache, daß unsere Gesichter identische Züge haben – was um so auffälliger ist, da die meisten Wilden, die in dieser Gegend umherirren, spanischer oder maghrebinischer Abstammung sind –, ist für mich ein untrügliches Zeichen dafür, daß sie zum Tode verurteilt sind. Das Menschengeschlecht wird verschwinden, muß verschwinden, damit die Worte der Höchsten Schwester in Erfüllung gehen können.

Das Klima im Norden von Almeria ist mild, es gibt nur wenige große Raubtiere; das ist vermutlich der Grund dafür, daß die Anzahl der Wilden noch relativ hoch ist, auch wenn sie ständig abnimmt – vor einigen Jahren habe ich sogar mit Entsetzen eine Herde von mindestens hundert Individuen gesehen. Meine Korrespondenten aus allen Teilen der Welt bezeugen das Gegenteil: Im großen und ganzen sterben die Wilden aus; in zahlreichen Gegenden ist ihre Präsenz schon seit mehreren Jahrhunderten nicht mehr gemeldet worden; manche halten daher ihre Existenz für einen Mythos.

Es gibt keine Begrenzung im Reich der Intermediären, aber manche Dinge stehen fest. Ich bin das Tor. Ich bin das Tor und der Hüter des Tores. Mein Nachfolger wird kommen; er muß kommen. Ich halte die Stellung, um die Ankunft der Zukünftigen zu ermöglichen.

Daniel1,6

»Es gibt ausgezeichnetes Spielzeug für Hunde.«
Petra Durst-Benning

Die Einsamkeit zu zweit ist die Hölle, auf die man sich einläßt. Im Zusammenleben gibt es oft schon von Anfang an gewisse Unstimmigkeiten, über die man stillschweigend hinwegsieht, weil man in seiner Begeisterung davon überzeugt ist, daß die Liebe letztlich alle Probleme regeln wird. Diese unausgesprochenen Probleme werden allmählich größer, bis sie ein paar Jahre später zum Ausbruch kommen und die Möglichkeit, weiterhin zusammenzuleben, endgültig zerstören. Von Anfang an hatte Isabelle eine Vorliebe dafür, daß ich sie von hinten nahm; jedesmal wenn ich etwas anderes versuchte, ging sie zunächst darauf ein und drehte sich dann mit einem halb unterdrückten, verlegenen Lachen um, als sei es ungewollt. Während dieser ganzen Jahre hatte ich diese Vorliebe auf eine anatomische Besonderheit zurückgeführt, auf eine spezifische Schräglage ihrer Scheide oder was weiß ich, jedenfalls auf irgend etwas, das Männer selbst bei bestem Willen nicht verstehen können. Als ich eines Tages, etwa sechs Wochen nach unserer Ankunft, mit ihr schlief (ich penetrierte sie wie gewöhnlich von hinten, aber in unserem Schlafzimmer hing ein großer Spiegel), stellte ich fest, daß sie kurz vorm Orgasmus die Augen schloß und sie erst lange danach wieder öffnete, als alles vorbei war.

Ich dachte die ganze Nacht darüber nach, während ich zwei Flaschen spanischen Brandy leerte, der geradezu abscheulich schmeckte: Ich hielt mir noch einmal alle unsere Liebesszenen vor Augen, unsere innigen Umarmungen, all die Momente, die uns vereint hatten, und als mir klar wurde, daß sie jedesmal den Blick abgewandt oder die Augen geschlossen hatte, begann ich zu weinen. Isabelle ließ sich zum Orgasmus bringen, brachte mich zum Orgasmus, aber den Orgasmus selbst mochte sie nicht und auch nicht dessen Anzeichen – bei mir nicht und vermutlich noch weniger bei sich selbst. Alles paßte zusammen: Jedesmal wenn ich gesehen hatte,

daß sie vor dem Ausdruck plastischer Schönheit in Entzücken geriet, handelte es sich dabei um ein Gemälde von Raphael und vor allem von Botticelli: manchmal zärtliche, aber oft kühle und immer sehr ruhige Szenen; nie hatte sie meine grenzenlose Bewunderung für El Greco verstanden und sich nie für die Ekstase begeistern können, daher weinte ich heftig, weil meine Vorliebe für das Animalische und die Fähigkeit, mich Lust und Ekstase hemmungslos zu überlassen, die Seiten waren, die ich an mir am meisten schätzte, während ich für meine Intelligenz, meinen Scharfsinn und meinen Humor nur Verachtung übrig hatte. Nie würden wir den mysteriösen Blick erleben, den ein im Glück vereintes Paar gegenseitig erwidert, wenn es die Präsenz der Organe und die begrenzte Freude demütig akzeptiert; nie würden wir wirkliche Liebhaber sein.

Es wurde natürlich immer schlimmer, und das Ideal plastischer Schönheit, das für sie jetzt unerreichbar geworden war, sollte Isabelle vor meinen Augen zerstören. Als erstes ertrug sie ihre Brüste nicht mehr (sie begannen tatsächlich ein wenig schlaffer zu werden); dann ihren Hintern, dem es ähnlich erging. Immer öfter bat sie mich, das Licht zu löschen; dann war es mit dem Sex ganz vorbei. Sie konnte sich nicht mehr ertragen; daher ertrug sie auch die Liebe nicht mehr, die ihr plötzlich falsch und gekünstelt vorkam. Dabei bekam ich wenigstens zu Anfang noch ab und zu einen Steifen; aber auch das hörte auf, und von dem Augenblick an war zwischen uns alles gesagt; wir brauchten uns nur noch die gespielt ironischen Worte des andalusischen Dichters ins Gedächtnis zu rufen:

Ach, was für ein Leben die Menschen bloß führen[1].
Ach, was für ein Leben sie nur erdulden
In der Welt, in der sie sind!
Die Armen, die Armen … Sie wissen nicht zu lieben.

Wenn die Sexualität verschwindet, wird der Körper des anderen fast zu etwas Feindlichem; die Geräusche, die Bewegungen, die Gerüche; und allein die Präsenz dieses Körpers, den man nicht mehr

berühren und nicht mehr durch eine Umarmung heiligen kann, wird nach und nach zu etwas Störendem; all das ist leider hinreichend bekannt. Wenn die Erotik ihre Macht verliert, ist es auch bald mit der Zärtlichkeit vorbei. Es gibt keine geläuterte Beziehung, keine höhere Stufe der Seelenvereinigung und auch nichts, was dem nahekommen oder es auf spielerische Weise hervorrufen könnte. Wenn die körperliche Liebe vorbei ist, ist alles vorbei; und dann verrinnen die Tage in gereizter trostloser Eintönigkeit. Und was die körperliche Liebe anging, machte ich mir keine Illusionen. Jugend, Schönheit, Kraft: Die Kriterien der körperlichen Liebe sind dieselben wie bei den Nazis. Mit einem Wort, ich steckte ganz schön in der Scheiße.

Auf der A2 zwischen Zaragossa und Tarragona, etwa fünfzig Meter von der Raststätte entfernt, wo Isabelle und ich zum Mittagessen haltgemacht hatten, bot sich uns eine Lösung an. Das Halten von Haustieren ist in Spanien noch nicht lange üblich. In dieser von Katholizismus, Machokultur und Gewalt gekennzeichneten Gesellschaft wurden Tiere bis vor kurzem gleichgültig, wenn nicht gar ausgesprochen grausam behandelt. Aber die fortschreitende Vereinheitlichung verschonte auch Spanien nicht, das sich allmählich den europäischen, insbesondere englischen Normen anglich. Die Homosexualität verbreitete sich immer mehr, wurde gesellschaftlich anerkannt; vegetarisches Essen und New-Age-Schnickschnack kamen in Mode; und Haustiere, die hier den hübschen Namen *mascotas* trugen, ersetzten nach und nach die Kinder in den Familien. Dieser Prozeß hatte allerdings gerade erst angefangen, und oft lief da noch einiges schief: Es kam häufig vor, daß ein junger Hund, den ein Kind als Weihnachtsgeschenk bekommen hatte, ein paar Monate später irgendwo am Straßenrand ausgesetzt wurde. Und so bildeten sich auf den Ebenen im Landesinneren Meuten von streunenden Hunden. Ihr Dasein war elend und zumeist von kurzer Dauer. Sie wurden von Räude und Parasiten befallen, ernährten sich von dem, was sie in Mülltonnen an Raststätten fanden, und endeten im allgemeinen unter den Rädern eines Lastwagens. Sie litten vor allem grausam darunter, daß sie den Kontakt zu den Menschen

verloren hatten. Da sie seit Jahrtausenden nicht mehr in einer Meute gelebt und statt dessen die Gesellschaft des Menschen gesucht hatten, gelang es den Hunden nie, sich wieder an das Leben in freier Wildbahn zu gewöhnen. Innerhalb der Meuten kam keine feste Rangordnung zustande, so daß es ständig Kämpfe um Nahrung oder den Besitz der Weibchen kam; die Jungtiere wurden sich selbst überlassen und manchmal von ihren älteren Brüdern verschlungen.

Ich trank in jener Zeit immer mehr, und als ich nach meinem dritten Anisschnaps auf den Bentley zuging, sah ich erstaunt, wie Isabelle durch eine Zaunlücke schlüpfte und auf eine Gruppe von etwa zehn Hunden zuging, die auf einem öden Gelände in der Nähe des Parkplatzes herumlungerten. Ich wußte, daß sie ein wenig ängstlich veranlagt war, und diese Tiere standen im Ruf, gefährlich zu sein. Doch die Hunde sahen zu, wie sie sich näherte, ohne Aggressivität oder Angst zu zeigen. Ein kleiner rotbraun gefleckter weißer Hund mit spitzen Ohren, der höchstens drei Monate alt war, kroch auf sie zu – eine richtige Promenadenmischung. Sie bückte sich, nahm das Tier in die Arme und ging zum Auto zurück. So hielt Fox Einzug in unser Leben – und mit ihm die bedingungslose Liebe.

Daniel24,6

Die komplexe Verflechtung von Proteinen, die bei den Primaten die Hülle des Zellkerns bildet, war der Grund dafür, daß das Klonen von Menschen jahrzehntelang gefährlich, zufallsbedingt und letztlich so gut wie unmöglich blieb. Bei den meisten Haustieren jedoch, einschließlich des Hundes – wenn auch bei ihm mit etwas Verspätung –, war dieses Verfahren auf Anhieb ein voller Erfolg. Während ich diese Zeilen schreibe und der Tradition zufolge den Lebensbericht meines menschlichen Vorfahren mit einem Kommentar versehe, so wie es meine Vorgänger getan haben, liegt also genau der gleiche Fox vor meinen Füßen.

Ich führe ein ruhiges, freudloses Leben; das große Grundstück des Anwesens bietet mir die Möglichkeit, kurze Spaziergänge zu machen, und eine vollständige Fitneßausrüstung erlaubt es mir, meine Muskeln zu trainieren. Fox ist hier glücklich. Er rennt über das Grundstück und begnügt sich mit dem vorgeschriebenen Bezirk – er hat schnell gelernt, sich nicht dem Elektrozaun zu nähern; er spielt mit einem Ball oder einem der kleinen Plastiktiere (von denen ich Hunderte besitze, die mir meine Vorgänger hinterlassen haben); vor allem das Musikspielzeug hat es ihm angetan und insbesondere eine in Polen hergestellte Ente, die in unterschiedlichen Tonlagen quakt. Doch am liebsten mag er es, wenn ich ihn in den Arm nehme und er mit geschlossenen Augen in seligem Halbschlaf, den Kopf auf meinem Schoß, sich von der Sonne bescheinen läßt. Wir schlafen im selben Bett, und jeden Morgen leckt er mich zur Begrüßung ab und kratzt mich mit seinen kleinen Pfoten; er ist sichtlich glücklich, das Leben und das Tageslicht wiederzufinden. Er hat die gleichen Freuden wie seine Vorfahren, und auch bei seinen Nachkommen werden es die gleichen bleiben; seine Natur beinhaltet die Möglichkeit des Glücks.

Ich bin nur ein Neo-Mensch, und meine Natur beinhaltet keinerlei Möglichkeit dieser Art. Daß bedingungslose Liebe die Voraussetzung für die Möglichkeit des Glücks ist, das wußten schon die Menschen, zumindest die am weitesten entwickelten unter ihnen.

Auch wenn wir das Problem inzwischen vollständig erfaßt haben, ist es uns bisher nicht gelungen, irgendeine Lösung dafür zu finden. Das Studium der Biographie der Heiligen, in das manche so große Hoffnungen gesetzt haben, hat uns keinen Schritt weitergebracht. Die Suche der Heiligen nach persönlichem Heil war nur zum Teil altruistisch motiviert (wobei ihre ausdrücklich proklamierte Unterwerfung unter den Willen des Herrn zudem oft nur ein bequemes Mittel gewesen sein dürfte, ihren angeborenen Altruismus vor den Augen der anderen zu rechtfertigen), aber der anhaltende Glaube an ein ganz offensichtlich abwesendes göttliches Wesen rief in ihnen Abstumpfungseffekte hervor, die auf lange Sicht nicht mit dem Erhalt einer technisch hoch entwickelten Zivilisation vereinbar waren. Und was die Hypothese eines *genetisch begründeten Altruismus* angeht, waren die Ergebnisse derart enttäuschend, daß sie heute niemand mehr öffentlich zu vertreten wagt. Man hat zwar nachweisen können, daß die Nervenzentren von Grausamkeit, moralischem Urteil und Altruismus im präfrontalen Cortex angesiedelt sind; aber die Untersuchungen erlaubten es nicht, über diese rein anatomische Feststellung hinauszugehen. Seit dem Auftauchen des Neo-Menschen hat es für die These vom genetischen Ursprung der moralischen Gefühle wenigstens dreitausend Beiträge gegeben, die alle von hochkarätigen Wissenschaftlern stammen; doch keiner dieser Beiträge hat diese These bisher experimentell nachweisen können. Darüber hinaus basieren die in Anlehnung an Darwin entwickelten Theorien, die das Auftauchen des Altruismus in Tiergesellschaften durch einen selektiven Vorteil für die Gesamtheit der Gruppe zu erklären suchen, auf einer Reihe von derart ungenauen, widersprüchlichen Berechnungen, daß sie schließlich in Vergessenheit geraten sind. Güte, Mitleid, Treue, Altruismus sind also in unserem Umfeld weiterhin unergründliche Geheimnisse, die auf den begrenzten Raum der körperlichen Hülle des Hundes beschränkt bleiben. Von der Lösung dieses Problems hängt es ab, ob die Zukünftigen kommen oder nicht.

Ich glaube an die Ankunft der Zukünftigen.

Daniel1,7

»Spiele sind unterhaltsam.«
Petra Durst-Benning

Hunde sind nicht nur imstande zu lieben, sondern ihr Sexualtrieb scheint ihnen auch keine unüberwindbaren Schwierigkeiten zu bereiten: Wenn sie einer läufigen Hündin begegnen, läßt sich diese im allgemeinen bereitwillig penetrieren; wenn das nicht der Fall ist, scheinen sie auch kein besonderes Verlangen danach zu empfinden und nicht darunter zu leiden.

Hunde sind als solche bereits eine Quelle ständiger Freude, aber darüber hinaus bieten sie den Menschen eine unerschöpfliche Quelle für *Gesprächsstoff* - ein internationales, demokratisches und konfliktloses Thema. Auf diese Weise lernte ich Harry, einen deutschen Astrophysiker im Ruhestand, in Begleitung seines Beagles Truman kennen. Harry, Anfang Sechzig, war ein friedfertiger Anhänger der Freikörperkultur, der viel Zeit damit verbrachte, die Sterne zu beobachten – der Himmel in dieser Gegend war, wie Harry mir erklärte, außerordentlich klar; tagsüber pflegte er seinen Garten und räumte ein bißchen auf. Er lebte mit seiner Frau Hildegard zusammen – und natürlich mit Truman; sie hatten keine Kinder. Es versteht sich von selbst, daß ich, wenn dieser Mann keinen Hund gehabt hätte, ihm nichts zu sagen gehabt hätte – und selbst mit Hund verlief das Gespräch ein wenig stockend (er lud uns für den folgenden Samstag zum Abendessen ein; er wohnte fünfhundert Meter von uns entfernt, war unser nächster Nachbar). Zum Glück sprach er kein Französisch und ich kein Deutsch; denn dadurch, daß wir eine *Sprachbarriere* zu überwinden hatten (ein paar Sätze auf Englisch, ein paar Brocken Spanisch), hatten wir letztlich das Gefühl, daß wir einen *angenehmen Abend* verbracht hatten, obwohl wir zwei Stunden lang nur banale Dinge gebrüllt hatten (er war ziemlich schwerhörig). Nach dem Essen fragte er mich, ob ich Lust hätte, die Saturnringe zu beobachten. Selbstverständlich hatte ich Lust, selbstverständlich. Ich muß zugeben, daß es ein wunderbares

Schauspiel natürlichen oder göttlichen Ursprungs war, das dem Menschen zur Betrachtung dargeboten war, mehr braucht man dazu nicht zu sagen. Hildegard spielte Harfe, ich vermute, daß sie *wunderbar* spielte, aber ehrlich gesagt weiß ich nicht, ob es möglich ist, *schlecht* Harfe zu spielen – ich meine damit, daß dieses Instrument aufgrund seiner Bauweise meines Erachtens nichts anderes hervorbringen kann als melodiöse Töne. Zwei Dinge haben mich wohl davon abgehalten, mich aufzuregen: Zum einen war Isabelle so klug zu behaupten, sie sei müde, und den Wunsch auszudrücken, daß wir früh nach Hause gingen, auf jeden Fall, ehe ich die Flasche Kirsch ganz ausgetrunken hatte; und zum anderen hatte ich bei dem Deutschen eine gebundene Gesamtausgabe der Werke von Teilhard de Chardin entdeckt. Wenn es etwas gibt, was mich immer mit Trauer oder Mitleid erfüllt oder mich zumindest in einen Zustand versetzt, der jede Form von Gemeinheit oder Ironie ausschließt, dann ist das die Existenz von Teilhard de Chardin – nicht nur seine Existenz im übrigen, sondern die Tatsache, daß es Leute gibt, die ihn lesen oder gelesen haben, auch wenn es nicht sehr viele sein mochten. In Gegenwart eines Lesers von Teilhard de Chardin fühle ich mich hilflos, entwaffnet, bereit, in Tränen auszubrechen. Mit fünfzehn war ich zufällig auf *Das göttliche Milieu* gestoßen, das ein Leser, der vermutlich genug davon hatte, auf einer Bank im Bahnhof von Etrechy-Chamarande liegengelassen hatte. Schon nach wenigen Seiten stieß ich beim Lesen laute Schreie der Verzweiflung aus und zerschmetterte die Luftpumpe meines Rennrads an der Kellerwand. Teilhard de Chardin war natürlich ein Erleuchteter ersten Ranges, wie man so sagt; aber trotzdem war er völlig deprimierend. Er glich ein wenig den von Schopenhauer beschriebenen christlichen deutschen Wissenschaftlern, die »kaum daß sie die Retorte oder das Skalpell aus der Hand gelegt haben, über die Begriffe zu philosophieren beginnen, die ihnen bei ihrer Erstkommunion beigebracht worden sind«. Und er war auch der Illusion verfallen, die er mit allen Christen teilte, die politisch links oder im Zentrum standen – mit anderen Worten, Christen, die seit der Revolution von der progressiven Gesinnung angesteckt waren –, der

Illusion zu glauben, daß die Fleischeslust nur eine läßliche, nicht sehr schwerwiegende Sünde sei, die den Menschen nicht vom Weg des Heils abbringen könne, und daß nur Hochmut eine wirkliche Sünde sei. Wo war bei mir die Fleischeslust? Wo der Hochmut? Und war ich vom Weg des Heils abgekommen? Diese Fragen waren, wie mir schien, nicht schwer zu beantworten; nie hätte sich Pascal zum Beispiel dazu hinreißen lassen, derart Absurdes von sich zu geben: Wenn man ihn las, spürte man, daß ihm die Versuchungen des Fleisches nicht fremd waren und daß er für ein ausschweifendes Leben durchaus Verständnis aufbrachte; und daß der Grund, weshalb er sich für Christus und nicht für Unzucht oder Kartenspiele entschieden hatte, nicht darauf zurückzuführen war, daß er Zerstreuung suchte oder inkompetent war, sondern weil Christus für ihn eindeutig *high dope* war; kurz gesagt, er war ein *seriöser* Autor. Wenn man *Erotika* von Teilhard de Chardin gefunden hätte, hätte mich das in gewisser Hinsicht sicher erleichtert; aber ich glaubte nicht im geringsten daran. Was hatte er nur erlebt, mit wem hatte er nur verkehrt, dieser brave Teilhard de Chardin, um zu einer solch gutartigen, solch einfältigen Vorstellung von der Menschheit zu kommen – während zur gleichen Zeit im selben Land solch namhafte Fieslinge wie Celine, Sartre oder Genet ihr Unwesen trieben? Wenn man seine Widmungen und die Empfänger seiner Briefe unter die Lupe nimmt, kann man es nach und nach erraten: mehr oder weniger adlige katholische Wohlstandstussen, die oft dem Jesuitenorden nahestanden. Unschuldslämmer.

»Was brummelst du da?« unterbrach mich Isabelle. Erst jetzt merkte ich, daß wir das Haus des Deutschen verlassen hatten, am Meer entlanggingen und auf dem Heimweg waren. Seit zwei Minuten, berichtete sie mir, sei ich dabei, Selbstgespräche zu führen, und sie habe so gut wie nichts kapiert. Ich faßte das Problem kurz für sie zusammen.

»Es ist leicht, Optimist zu sein …«, schloß ich verbittert, »es ist leicht, Optimist zu sein, wenn man sich sein ganzes Leben lang mit einem Hund begnügt hat und keine Kinder haben wollte.«

»Dir geht's doch genauso, und trotzdem kann man nicht gerade

behaupten, du seist ein Optimist …«, bemerkte sie. »Sie sind alt, das ist alles …«, fuhr sie nachsichtig fort. »Wenn man älter wird, braucht man Dinge, die einem Geborgenheit einflößen. Es ist beruhigend, sich vorzustellen, daß einen etwas Schönes im Himmel erwartet. Man macht sich schon ein wenig mit dem Tod vertraut, zumindest wenn man nicht zu blöd und nicht zu reich ist.«

Ich blieb stehen, betrachtete den Ozean, die Sterne. Diese Sterne, denen Harry seine durchwachten Nächte widmete, während Hildegard sich Free-Classic-Improvisationen von Mozartstücken hingab. Sphärenmusik, Sternenhimmel; das moralische Gesetz in meinem Herzen. Ich dachte über diesen Trip nach und was mich davon abhielt; die Nacht war jedoch so lau, daß ich Isabelle die Hand auf den Hintern legte – ich spürte ihn unter dem leichten Stoff ihres Sommerrocks sehr deutlich. Sie legte sich auf die Düne, zog ihren Slip aus und spreizte die Beine. Ich drang in sie ein – zum erstenmal von Angesicht zu Angesicht. Sie blickte mir fest in die Augen. Ich erinnere mich noch genau an die Bewegungen ihrer Muschi, an ihre leisen Schreie gegen Ende. Ich erinnere mich auch deshalb so gut, weil es das letztemal war, daß wir miteinander schliefen.

Ein paar Monate vergingen. Es wurde wieder Sommer und dann Herbst; Isabelle machte keinen unglücklichen Eindruck. Sie spielte mit Fox, pflegte ihre Azaleen; ich schwamm viel und las noch einmal Balzac. Eines Abends, als die letzten Sonnenstrahlen auf das Anwesen fielen, sagte sie leise: »Du verläßt mich bald wegen einer jüngeren …«

Ich erwiderte protestierend, daß ich sie nie betrogen hätte. »Ich weiß…«, antwortete sie. »Irgendwann habe ich geglaubt, es sei soweit: Du würdest eine dieser Miezen, die ständig bei uns in der Redaktion auftauchten, vögeln und dann wieder zu mir zurückkommen, wieder eine andere Mieze vögeln und so fort. Ich hätte furchtbar darunter gelitten, aber vielleicht wäre das letztlich doch besser gewesen.«

»Ich habe es einmal versucht, aber das Mädchen wollte nicht.« Ich erinnere mich, daß ich an jenem Morgen sogar am Lycee Fenelon

vorbeigegangen bin. In der Pause zwischen zwei Unterrichtsstunden, die Mädchen waren vierzehn oder fünfzehn, und alle waren hübscher und begehrenswerter als Isabelle, nur weil sie jünger waren. Vermutlich war der narzißtische Konkurrenzkampf zwischen ihnen unerbittlich – die einen wurden von den Jungen in ihrem Alter als hübsch angesehen, die anderen als nichtssagend oder richtig häßlich; und dennoch wäre jeder Mann um die Fünfzig bereit gewesen, für irgendeinen dieser jungen Körper Geld zu zahlen, viel Geld, und sogar seinen Ruf, seine Freiheit, ja sein Leben aufs Spiel zu setzen. Wie einfach doch das Leben war! Und wie ausweglos! Als ich Isabelle an jenem Tag in der Redaktion abholte, hatte ich versucht, eine Weißrussin anzumachen, die darauf wartete, für das Foto auf Seite 8 zu posieren. Das Mädchen war einverstanden, ein Glas mit mir zu trinken, verlangte aber fünfhundert Euro für einmal Blasen; ich lehnte ab. Zu jener Zeit wurde das Jugendschutzgesetz verschärft und insbesondere der Sexualverkehr mit Minderjährigen mit immer höheren Strafen geahndet; die Forderung nach medikamentöser Kastration wurde immer lauter. Die sinnliche Begierde bis ins Unerträgliche zu steigern und deren Befriedigung immer mehr zu erschweren, das war das Grundprinzip, auf dem die westliche Gesellschaft basierte. All das kannte ich, das kannte ich nur zu gut, ich hatte diesen Stoff in vielen meiner Sketche verarbeitet; doch das hinderte mich nicht daran, selbst in die Falle zu tappen. Ich wachte nachts auf, kippte drei große Gläser Wasser hinunter. Ich stellte mir die Erniedrigungen vor, denen ich mich aussetzen würde, wenn ich irgendein Teeny zu verführen suchte; die schwer zu erlangende Zustimmung der Kleinen, ihre Scham, wenn sie sich mit mir auf der Straße zeigte, ihr Zögern, mich ihren Freunden vorzustellen, und die Leichtigkeit, mit der sie mich für einen Jungen in ihrem Alter verlassen würde. Ich stellte mir das alles vor, stellte mir vor, wie sich das mehrmals wiederholte, und begriff, daß ich das nie überleben würde. Ich bildete mir nicht etwa ein, daß ich mich den Gesetzen der Natur entziehen konnte; der Tendenz zur Abnahme der erektilen Fähigkeiten des Penis, der Notwendigkeit, junge Körper zu finden, um diesen Mechanismus zu bremsen … Ich machte eine Packung

Salami und eine Flasche Wein auf. Na gut, dann zahle ich eben, sagte ich mir; wenn es soweit ist, daß ich den hübschen Hintern kleiner Mädchen brauche, um eine dauerhafte Erektion zu bekommen, dann zahle ich. Aber ich zahle den Marktpreis. Fünfhundert Euro für einmal Blasen, für wen hielt die sich eigentlich, diese kleine Slawin? So was war fünfzig Euro wert, mehr nicht. Im Gemüsefach entdeckte ich einen angebrochenen Fruchtjoghurt. Was mich in dieser Phase meiner Überlegung so schockierte, war nicht etwa die Tatsache, daß es Teenies gab, die für Geld zu haben waren, sondern der Umstand, daß es Mädchen gab, die *nicht* zu haben waren oder nur zu unerschwinglichen Preisen; kurz gesagt, ich war für Marktsteuerung.

»Na gut, aber du hast nicht gezahlt …«, bemerkte Isabelle. »Und fünf Jahre später hast du dich noch immer nicht dazu entschlossen. Nein, die Sache dürfte anders laufen, eines Tages lernst du ein Mädchen kennen – keine Lolita, sondern eher eine Zwanzig- oder Fünfundzwanzigjährige –, und dann verliebst du dich in sie. Bestimmt ein intelligentes, sympathisches und vermutlich hübsches Mädchen. Eine Frau, die eine gute Freundin abgegeben hätte …« Es war dunkel geworden, und ich konnte ihre Gesichtszüge nicht mehr erkennen. »Die ich hätte sein können …« Sie sagte das sehr ruhig, aber ich wußte nicht so recht, wie ich ihre Ruhe auslegen sollte, denn im Ton ihrer Stimme lag etwas Ungewöhnliches, und ich hatte keinerlei Erfahrung mit solchen Situationen, schließlich war ich nie verliebt gewesen, bevor ich Isabelle kennenlernte, und bis dahin hatte sich auch keine Frau in mich verliebt, abgesehen von Bratarsch, aber das war eine andere Geschichte, sie war mindestens fünfundfünfzig, als ich sie kennenlernte, wenigstens glaubte ich das damals, sie hätte, wie mir schien, meine Mutter sein können, und was mich anging, konnte dabei von Liebe keine Rede sein, das wäre mir nie in den Sinn gekommen, und vergebliche Liebe ist noch etwas anderes, ziemlich Unangenehmes, da dabei nie die gleiche Nähe, nie die gleiche Empfänglichkeit für die Stimmungen des anderen da ist, nicht einmal bei dem, der vergeblich liebt, denn er ist viel zu sehr von seiner hoffnungslosen Erwartung besessen, um einen klaren Kopf zu bewahren und imstande zu sein, irgendwelche Zeichen

richtig zu deuten; kurz und gut, ich befand mich in einer Situation, die ich in meinem bisherigen Dasein noch nie erlebt hatte.

Niemand kann über sich hinausschauen, schreibt Schopenhauer, um deutlich zu machen, daß der Gedankenaustausch zwischen zwei Menschen von zu unterschiedlichem geistigen Niveau unmöglich ist. In diesem Augenblick konnte Isabelle ganz offensichtlich *über mich hinausschauen;* ich war vorsichtig genug, um zu schweigen. Schließlich war es ja möglich, daß mir so ein Mädchen nie begegnen würde; wenn man bedenkt, wie gering die Anzahl der Leute war, mit denen ich zusammenkam, war das sogar höchst wahrscheinlich.

Sie kaufte weiterhin französische Zeitungen, allerdings nicht oft, nicht mehr als einmal in der Woche, und ab und zu hielt sie mir mit einem verächtlichen Schnauben einen Artikel hin. Etwa um diese Zeit starteten die französischen Medien eine große Kampagne zur Aufwertung der Freundschaft, vermutlich hatte *Le Nouvel Observateur* damit begonnen. »Liebe kann in die Brüche gehen, Freundschaft nie«, das war in etwa der Tenor dieser Artikel. Ich begriff nicht, was für einen Sinn es haben könne, solchen Schwachsinn zu verbreiten; lsabelle erklärte mir, daß es sich um einen *Dauerbrenner* handele, also um eine alljährlich wiederkehrende Variation über das Thema »Wir trennen uns, aber wir bleiben gute Freunde«. Ihr zufolge würde es noch vier oder fünf fahre dauern, ehe man zugeben konnte, daß der Übergang von Liebe zu Freundschaft, also von einem starken zu einem schwachen Gefühl, selbstverständlich der Auftakt für das Verschwinden jeglichen Gefühls sei – historisch gesehen natürlich, denn auf individueller Ebene war Gleichgültigkeit noch bei weitem die günstigste Variante: Wenn die Liebe zerbrach, verwandelte sie sich im allgemeinen nicht in Gleichgültigkeit und erst recht nicht in Freundschaft, sondern in *Haß.* Von dieser Bemerkung ausgehend, schrieb ich ein Drehbuch mit dem Titel *Zwei Fliegen später,* das den Höhepunkt – und das Ende – meiner Karriere als Drehbuchautor bedeuten sollte. Mein Agent war hocherfreut, als er erfuhr, daß ich mich wieder an die Arbeit machte – zweieinhalb Jahre Abwesenheit ist eine lange Zeit. Seine Freude schwand jedoch, als er das Ergebnis in den Händen hielt. Ich hatte

ihm nicht verheimlicht, daß es das Drehbuch für einen Film war, den ich selbst drehen wollte, und mit mir in der Hauptrolle; das sei nicht das Problem, ganz im Gegenteil, sagte er zu mir, die Leute warten schon lange auf etwas Neues, und eine Überraschung ist immer gut, das kann zu einem *Kultprodukt* werden. Der Inhalt dagegen… Ganz ehrlich, ob ich damit nicht ein bißchen zu weit ginge?

Es sollte ein Film über das Leben eines Mannes werden, dessen Lieblingsbeschäftigung darin bestand, Fliegen mit einem Gummiband zu töten (daher der Titel); meistens verfehlte er sie – schließlich dauerte der Film drei Stunden. Fast genauso gern, aber nur *fast* so gern, ließ sich dieser gebildete Mann, der ein großer Leser von Pierre Louys war, den Pimmel von kleinen, noch nicht geschlechtsreifen Mädchen ablutschen – von Mädchen bis höchstens vierzehn, sagen wir mal; und das klappte besser als mit den Fliegen.

Im Gegensatz zu dem, was in den gekauften Medien anschließend berichtet wurde, war dieser Film kein totaler Flop; im Ausland erzielte er teilweise sogar einen regelrechten Triumph und brachte in Frankreich immerhin einen beachtlichen Gewinn ein, ohne allerdings die Summe zu erreichen, die man sich angesichts meiner bisher atemberaubend steil ansteigenden Karriere erhoffen konnte; das ist alles.

Sein Mißerfolg, was die Kritik anging, ließ sich allerdings nicht leugnen; er scheint mir heute noch unverdient. »Eine wenig überzeugende Klamotte«, schrieb *Le Monde* und umging damit geschickt das Problem, das in den anderen Blättern, die sich gern als Moralhüter aufspielten, die Leitartikler beschäftigte, und zwar die Frage, ob man den Film verbieten solle oder nicht. Natürlich handelte es sich um eine Komödie, und die meisten Gags waren ziemlich billig, wenn nicht gar vulgär; aber in manchen Szenen gab es immerhin ein paar Dialoge, die aus heutiger Sicht betrachtet für mich zu den besten gehören, die ich je geschrieben habe. Vor allem in der langen Plansequenz, die in Korsika auf den Hängen des Col de Bavella gedreht worden ist und bei der der Hauptdarsteller (also ich) sein Ferienhaus der kleinen Aurore (neun Jahre) zeigt, deren Herz er bei einem Disneynachmittag im *Marineland* in Bonifacio erobert hat.

»Was, du wohnst ja mitten in einer Kurve«, rief das Mädchen frech, »dafür brauchst du doch nicht nach Korsika zu kommen …«

»Wenn man zusehen kann, wie Autos vorbeifahren«, erwiderte er (erwiderte ich), »dann ist das schon ein Stückchen Leben.«

Niemand lachte; weder bei der Testvorführung mit Publikum noch bei der Premiere und auch nicht beim Festival für Leinwandkomik in Montbazon. Und doch, sagte ich mir, und doch habe ich mich nie zuvor in solche Höhen aufgeschwungen. Hätte Shakespeare etwa so einen Dialog schreiben können? Hätte er ihn sich überhaupt vorstellen können, der traurige Klotz?

Über das abgedroschene Thema der Pädophilie hinaus (und ähnlich abgefuckte Themen, ha, ha, ha – so drückte ich mich damals in meinen Interviews aus) versteht sich dieser Film als ein aufrüttelndes Manifest gegen die *Freundschaft* und ganz allgemein gegen alle *nicht-sexuellen* Beziehungen. Worüber sollen zwei Männer ab einem gewissen Alter schon *diskutieren?* Welchen Grund könnten zwei Männer schon haben beisammenzusein, es sei denn es besteht zwischen ihnen ein Interessenkonflikt oder sie planen irgendeine gemeinsame Sache (den Umsturz einer Regierung, den Bau einer Autobahn, das Drehbuch für einen Comic-Strip, die Vernichtung der Juden)? Ab einem gewissen Alter (ich spreche von Männern, die ein gewisses geistiges Niveau besitzen, und nicht von abgewrackten Brutalos) ist ohne jeden Zweifel *alles gesagt.* Wie sollte ein so ödes Vorhaben wie das, *eine Weile zusammen zu verbringen,* bei zwei Männern schon zu etwas anderem führen als Langeweile, Betretenheit und letztlich offener Feindschaft? Während zwischen einem Mann und einer Frau trotz allem noch etwas bestehen blieb: eine leichte Anziehung, eine kleine Hoffnung, ein kleiner Traum. Worte waren von jeher für Auseinandersetzungen und Meinungsverschiedenheiten bestimmt, dieser kriegerische Ursprung haftete ihnen auch weiterhin an. Worte zerstören, trennen, und wenn zwischen einem Mann und einer Frau nichts anderes als das mehr besteht, kann man die Beziehung zu Recht als beendet betrachten. Wenn Worte dagegen von Liebkosungen begleitet, besänftigt und sozusagen geheiligt werden, können sie eine andere Bedeutung

bekommen, die längst nicht so dramatisch, aber tiefergehend ist, dann können sie zu einem uninteressierten freien geistigen Austausch ohne direkte Verwertung werden.

Dieser Film griff nicht nur die Freundschaft, sondern alle gesellschaftlichen Beziehungen an, die nicht von Körperkontakt begleitet waren, und stellte indirekt – wie nur die Zeitschrift *Slut Zone* zutreffend bemerkte – eine Apologie der Bisexualität, wenn nicht gar des Hermaphrodismus dar. Kurz gesagt, ich knüpfte wieder an die alten Griechen an. Wenn man älter wird, knüpft man immer an die alten Griechen an.

Daniel24,7

Es gibt 6174 Lebensberichte, das entspricht der Kaprekar-Konstante. Ganz gleich, ob sie von Männern oder von Frauen, aus Europa oder Asien, aus Amerika oder Afrika stammen, ob die Berichte vollendet oder unvollendet sind, alle stimmen sie in einem und übrigens nur in einem Punkt überein, und zwar darin, wie unerträglich der moralische Schmerz des Alterns ist.

Brunol verdeutlicht es in seiner knappen, schonungslosen Formulierung wohl am deutlichsten, wenn er schreibt, daß »sein Körper eines alten Mannes voller jugendlichem Begehren« sei; aber alle Zeugnisse stimmen wie gesagt überein, sowohl das von Daniel1, meinem Vorgänger aus fernen Zeiten, wie das von Rachidl, Pauli, Johnl, Felicitel oder der herzzerreißende Bericht von Esperanzal. Das Altern scheint in keiner Phase der Geschichte der Menschen etwas Angenehmes gewesen zu sein, doch in den Jahren, die dem Verschwinden der Menschheit vorausgingen, war dieser Prozeß offensichtlich so unerträglich geworden, daß die Rate derer, die sich das Leben nahmen, was die Gesundheitsbehörde mit dem schamhaften Begriff »freiwilliger Abschied« bezeichnete, fast 100% erreichte und das Durchschnittsalter der freiwillig Abschiednehmenden auf sechzig Jahre in bezug auf den gesamten Erdball und auf etwa fünfzig in den hochentwickelten Ländern geschätzt wurde.

Diese Zahlen waren das Ergebnis einer langwährenden Entwicklung, die zur Zeit von Daniel1, in der das durchschnittliche Sterbealter noch viel höher und der Selbstmord alter Menschen relativ selten war, gerade erst begonnen hatte. Doch schon damals riefen der körperliche Verfall und die Verunstaltung alter Menschen allgemein Abscheu hervor. Offensichtlich war der Hitzesommer im Jahre 2003, der besonders in Frankreich zahlreiche Todesopfer forderte, der Auslöser dafür, daß dieses Problem ins Bewußtsein der Öffentlichkeit drang. »Die Demo der Greise« lautete die Schlagzeile in *Liberation*, nachdem die ersten Zahlen bekannt wurden – mehr als zehntausend Menschen waren innerhalb von zwei Wochen in Frankreich gestorben; allein in ihrer Wohnung, im Krankenhaus oder

im Altenheim, und zwar alle wegen *unzureichender Pflege.* In den darauffolgenden Wochen veröffentlichte dieselbe Zeitung eine Reihe von grauenerregenden Reportagen mit Fotos, die aus einem KZ zu stammen schienen, Reportagen, in denen die Todesqualen von Greisen beschrieben wurden, die nackt oder in Windeln in Gemeinschaftssälen lagen und den ganzen Tag stöhnten, ohne daß ihnen jemand etwas zu trinken reichte oder auf irgendeine Weise Wasser zuführte; und sie beschrieben, wie die Krankenschwestern, die vergeblich versucht hatten, die in Ferien gefahrenen Familien zu benachrichtigen, die Toten einsammelten, um Platz für die Neuankömmlinge zu schaffen. »Szenen, die eines modernen Landes unwürdig sind«, schrieb der Journalist, ohne sich dabei klarzumachen, daß sie der beste Beweis für die Modernität Frankreichs waren, denn nur ein wirklich modernes Land war imstande, Greise wie bloßen Müll zu behandeln; in Afrika oder in einem traditionsverbundenen Land Asiens wäre eine solche Mißachtung alter Menschen unvorstellbar.

Die konventionelle Entrüstung, die diese Bilder hervorriefen, legte sich schnell, und die Durchsetzung der Euthanasie – es handelte sich immer öfter um aktive Sterbehilfe – sollte in den darauffolgenden Jahrzehnten das Problem lösen.

Den Menschenwürde empfohlen, möglichst einen *vollendeten* Lebensbericht abzulegen, weil zu jener Zeit der Glaube weit verbreitet war, die Menschen könnten in den letzten Minuten ihres Lebens so etwas wie eine *Erleuchtung* haben. Das von den Betreuern am häufigsten zitierte Beispiel dafür war Marcel Proust, der sich, als er das Nahen des Todes spürte, sogleich auf das Manuskript von *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* stürzte, um seine Eindrücke von seinem allmählichen Hinscheiden festzuhalten.

Doch in der Praxis hatten nur wenige den Mut dazu.

Daniel1,8

»Barnabé, im Grunde brauchten wir
ein leistungsfähiges Raumschiff mit einer
Schubkraft von dreihunderttausend
Tonnen. Dann könnten wir der
Erdanziehungskraft entkommen und
zwischen den Jupitermonden navigieren.«
Captain Clark

Vorbereitung, Dreharbeiten, Nachproduktion und eine begrenzte Werbereise *(Zwei Fliegen später* war gleichzeitig in den meisten europäischen Hauptstädten herausgekommen, aber ich beschränkte mich auf Frankreich und Deutschland): Insgesamt war ich über ein Jahr lang fort gewesen. Die erste Überraschung erwartete mich auf dem Flughafen von Almeria: Eine Gruppe von etwa fünfzig Leuten, die dicht gedrängt hinter der Absperrung in der Ankunftshalle stand, schwenkte Terminkalender, T-Shirts und Filmplakate durch die Luft. Nachdem ich die ersten Zahlen erfahren hatte, wußte ich schon, daß der Film, der in Paris mehr oder weniger ignoriert worden war, in Madrid – sowie in London, Rom und Berlin übrigens – Stürme der Begeisterung ausgelöst hatte; ich war in Europa zu einem Star geworden.

Nachdem die Gruppe auseinandergegangen war, entdeckte ich Isabelle, die hinten in der Halle auf einer Bank saß. Und auch das war ein Schock. Sie trug eine weite Hose und ein zerknittertes T-Shirt und blickte in einer Mischung aus Angst und Scham in meine Richtung. Als ich nur noch ein paar Meter von ihr entfernt war, begann sie zu weinen, die Tränen rannen ihr über die Wangen, und sie versuchte sie nicht einmal zu trocknen. Sie hatte mindestens vierzig Pfund zugenommen. Diesmal war auch ihr Gesicht nicht davon verschont geblieben: aufgeschwemmt und mit geplatzten Äderchen, das Haar fettig und wirr, kurz gesagt, sie sah furchtbar aus.

Fox war natürlich außer sich vor Freude, machte Luftsprünge und leckte mir mindestens eine Viertelstunde lang das Gesicht ab; ich

spürte jedoch, daß mich noch mehr erwartete. Sie weigerte sich, sich in meiner Gegenwart auszuziehen, und tauchte in einem wattierten Trainingsanzug wieder auf, den sie zum Schlafen trug. In dem Taxi, mit dem wir vom Flughafen nach Hause gefahren waren, hatten wir kein Wort gewechselt. Im Schlafzimmer lagen mehrere leere Cointreau-Flaschen auf dem Boden; ansonsten war das Haus sauber und aufgeräumt.

Ich hatte im Laufe meiner Karriere genügend Sketche über den Widerspruch zwischen Erotik und Zärtlichkeit gemacht, hatte alle Protagonisten gespielt: das Mädchen, das zu *gang-bangs* geht und ansonsten eine keusche, vergeistigte, schwesterliche Beziehung mit der großen Liebe ihres Lebens unterhält; den halb impotenten Dummkopf, der das akzeptiert; den Swinger, der davon profitiert. Den Konsumrausch, die Vergessenheit, das Elend. Ich hatte mit solchen Themen ganze Säle in *brüllendes Gelächter* versetzt; und ich hatte damit beträchtliche Summen verdient. Aber diesmal war ich selbst betroffen, und dieser Widerspruch zwischen Erotik und Zärtlichkeit erschien mir ganz eindeutig als eine der übelsten Schweinerein unserer Epoche, als eines der Dinge, die eine Zivilisation unerbittlich zum Tode verurteilt. »Jetzt ist Schluß mit lustig, du kleiner Witzbold …«, sagte ich erschreckend fröhlich immer wieder zu mir selbst (dieser Satz ging mir ständig durch den Kopf, ich konnte ihn nicht anhalten, und auch achtzehn Atarax-Tabletten änderten nichts daran, erst als ich zu einem Pastis-Tranxilium-Cocktail überging, wurde es etwas besser). »Und wenn jemand einen Menschen wegen seiner Schönheit liebt, liebt er ihn dann wirklich? Nein, denn die Pocken, die die Schönheit töten, ohne den Menschen zu töten, bewirken, daß er ihn nicht mehr liebt.« Pascal war kein Cointreau-Kenner. Außerdem lebte er zu einer Zeit, in der Körper weniger zur Schau gestellt wurden, und überschätzte daher die Bedeutung der Schönheit eines Gesichts. Das Schlimmste an der Sache war, daß mich bei Isabelle nicht die Schönheit als erstes angezogen hatte: Geil gemacht haben mich immer nur intelligente Frauen. Ehrlich gesagt, ist Intelligenz für den Geschlechtsverkehr nicht sehr nützlich, sie dient höchstens dazu, den geeigneten Zeit-

punkt einschätzen zu können, um einem Mann in der Öffentlichkeit die Hand auf den Pimmel zu legen. Das mögen alle Männer, da kommt der dominante Affe wieder zum Vorschein oder ein ähnliches altes Verhaltensmuster, es wäre dumm, es zu ignorieren; die Frage ist dann nur noch, wann und wo. Manche Männer ziehen es vor, wenn eine Frau diese unschickliche Geste mit ansieht; anderen, die vermutlich ein bißchen schwul sind oder ein sehr ausgeprägtes Dominanzverhalten haben, ist es lieber, wenn ein anderer Mann zugegen ist; und wieder andere haben es am liebsten, wenn ihnen ein Paar dabei zuschaut. Manche haben eine Vorliebe für Züge, andere für Schwimmbäder und wieder andere für Nachtlokale oder Bars; eine intelligente Frau weiß so etwas. Na ja, ich hatte immerhin ein paar glückliche Erinnerungen, die mich mit Isabelle verbanden. Als die Nacht dem Ende zuging, gelang es mir, meinen Gedanken eine besänftigende, fast nostalgische Wendung zu geben; währenddessen schnarchte Isabelle neben mir wie ein Walroß. Als der Morgen graute, wurde mir klar, daß auch diese Erinnerungen schnell verblassen würden; da entschloß ich mich für den Pastis-Tranxilium-Cocktail.

In praktischer Hinsicht gab es zunächst keine Schwierigkeiten, wir hatten siebzehn Zimmer. Ich richtete mich in einem der Räume ein, aus dem man einen Blick auf die Steilküste und das Meer hatte; Isabelle zog offensichtlich den Blick ins Landesinnere vor. Fox lief von einem Zimmer ins andere, das machte ihm viel Spaß; er litt nicht mehr darunter als ein Kind unter der Scheidung seiner Eltern, ich würde sogar sagen, weniger.

Konnte das lange so weitergehen? Nun, leider ja. Während meiner Abwesenheit hatte ich siebenhundertzweiunddreißig Faxe erhalten (und auch da muß ich zugeben, daß Isabelle regelmäßig den Papiervorrat erneuert hatte); ich hätte den Rest meines Leben damit verbringen können, Partys und Festivals zu besuchen. Ab und zu würde ich mal wieder hereinschauen, Fox kurz streicheln, ein Tranxilium schlucken, und auf ging's wieder. Doch wie auch immer, im Augenblick brauchte ich erstmal völlige Ruhe. Ich ging also an den Strand, allein natürlich; ab und zu holte ich mir auf der Terrasse einen runter, während ich nackte junge Mädchen anstierte (auch ich

hatte mir ein Teleskop gekauft, aber nicht um die Sterne zu beobachten, ha, ha, ha), na ja, ich versuchte eben, damit fertig zu werden. Das gelang mir mehr oder weniger; immerhin hätte ich mich dreimal innerhalb von zwei Wochen fast von der Steilküste ins Meer gestürzt.

Ich sah Harry wieder, es ging ihm gut; Truman dagegen war mit einem Schlag alt geworden. Wir wurden wieder zum Abendessen eingeladen, diesmal zusammen mit einem belgischen Ehepaar, das sich vor kurzem in der Nähe ein Haus gekauft hatte. Harry stellte mir den Mann als einen *belgischen Philosophen* vor. In Wirklichkeit war er, nachdem er in Philosophie promoviert hatte, in den öffentlichen Dienst gegangen und hatte ein eintöniges Leben als Finanzbeamter geführt (eine Laufbahn, die er übrigens aus Überzeugung eingeschlagen hatte, denn er stand den Sozialisten nahe und glaubte daran, daß hohe Steuern sich positiv auswirkten). Er hatte hier und dort ein paar philosophische Artikel in materialistisch orientierten Zeitschriften veröffentlicht. Seine Frau, eine gnomenhafte Erscheinung mit kurzem weißen Haar, hatte auch ihr ganzes Leben bei der Finanzaufsichtsbehörde verbracht. Seltsamerweise glaubte sie an Astrologie und bestand darauf, mein Horoskop zu erstellen. Ich war Fisch, Aszendent Zwillinge, aber von mir aus hätte ich genausogut Pudel, Aszendent Planierraupe sein können, ha, ha, ha. Diese geistreiche Bemerkung brachte mir die Anerkennung des Philosophen ein, der gern über die Marotten seiner Frau lächelte – sie waren seit dreiunddreißig Jahren verheiratet. Er selbst hatte immer den Obskurantismus in allen seinen Formen bekämpft; er stammte aus einer streng katholischen Familie, und das war, wie er mir mit leicht zitternder Stimme versicherte, ein großes Handikap für seine sexuelle Entwicklung gewesen. »Was sind das bloß für Leute? Was sind das für Leute?« sagte ich immer wieder zu mir selbst, während ich verzweifelt in meinen Heringen herumstocherte (Harry deckte sich damit in einem deutschen Supermarkt in Almeria ein, wenn er Heimweh nach Mecklenburg verspürte, wo er geboren war). Diese beiden Gnome hatten ganz offensichtlich kein Sexualleben gehabt,

oder es hatte sich darauf beschränkt, ein Kind zu zeugen (wie ich später feststellen sollte, hatten sie tatsächlich einen Sohn); sie gehörten einfach zu den Leuten, die *keinen Zugang* zur Sexualität haben. Das hinderte sie jedoch nicht daran, sich zu entrüsten, den Papst zu kritisieren und sich über die Verbreitung von Aids zu beklagen, obwohl sie ganz bestimmt keine Gelegenheit gehabt hatten, sich anzustecken; all das rief in mir den leisen Wunsch zu sterben hervor, doch ich hielt mich zurück.

Zum Glück schaltete sich Harry ein, und die Unterhaltung nahm eine Wendung zum Transzendenten (die Sterne, das Unendliche usw.), was mir erlaubte, mich ohne zu zittern über meine Würstchen herzumachen. Selbstverständlich waren sich der Materialist und der Teilhard-de-Chardin-Anhänger auch hier nicht einig (in diesem Augenblick wurde mir klar, daß sie wohl häufig zusammenkamen und dieser Meinungsaustausch ihnen offensichtlich Spaß machte, das könnte bestimmt noch dreißig Jahre ohne nennenswerte Veränderung zu ihrer gegenseitigen Befriedigung so weitergehen). Dann kamen wir auf den Tod zu sprechen. Robert der Belgier, der sein ganzes Leben lang für die sexuelle Befreiung gekämpft hatte, die er selbst nie kennengelernt hatte, setzte sich jetzt für die Euthanasie ein – mit der er allerdings höchstwahrscheinlich Bekanntschaft machen würde. »Und die Seele? Und die Seele?« fragte Harry keuchend. Ihre Nummer war durchaus gut eingeübt; Truman schlief etwa im gleichen Augenblick ein wie ich.

Als Hildegard Harfe spielte, waren wir uns wieder alle einig. O ja, die Musik; vor allem, wenn sie leise ist. All das reichte nicht einmal aus, um daraus einen Sketch zu machen, sagte ich mir. Ich konnte nicht mehr über diese einfältigen Kämpfer für die Unmoral lachen und über Sprüche wie diesen: »Tugend ist doch wirklich was Schönes, wenn man sich das Laster leisten kann«, nein, es ging einfach nicht mehr. Ich konnte auch nicht mehr über die Verbitterung von unter Cellulitis leidenden Frauen um die Fünfzig mit ihrem unerfüllten Wunsch nach leidenschaftlicher Liebe lachen; und nicht über das behinderte Kind, das sie schließlich mit einem autistischen Mann zeugten, den sie halb vergewaltigt hatten (»David ist mein

Sonnenschein«). Kurz gesagt, ich konnte über fast gar nichts mehr lachen; meine Karriere war im Eimer, das war klar.

Als wir an jenem Abend über die Dünen nach Hause gingen, machten wir nicht halt, um uns zu lieben. Dennoch mußte die Sache irgendwie zu Ende gebracht werden, und ein paar Tage darauf teilte mir Isabelle dann mit, daß sie beschlossen hatte, mich zu verlassen. »Ich will dir nicht zur Last fallen«, sagte sie. »Ich wünsche dir, daß du das Glück findest, das du verdienst«, setzte sie hinzu – ich frage mich noch heute, ob das eine Gehässigkeit war oder nicht.

»Und was hast du vor?« fragte ich.

»Ich gehe wahrscheinlich zu meiner Mutter zurück … Das tun die Frauen in meiner Situation im allgemeinen doch, oder?«

Das war das einzige Mal, daß sie sich eine leichte Verbitterung anmerken ließ. Ich wußte, daß ihr Vater ihre Mutter vor gut zehn Jahren wegen einer jüngeren Frau verlassen hatte; diese Tendenz nahm zwar zu, aber das war im Grunde auch nichts Neues.

Wir benahmen uns wie ein zivilisiertes Paar. Ich hatte insgesamt zweiundvierzig Millionen Euro verdient. Isabelle begnügte sich mit der Hälfte dessen, was ich seit unserer Eheschließung hinzuverdient hatte, ohne Ansprüche auf Entschädigung zu stellen. Das waren immerhin sieben Millionen Euro; sie brauchte nicht in Armut zu leben.

»Du könntest doch ein bißchen Sextourismus machen …«, brachte ich vor. »In Kuba gibt es sehr nette Typen.«

Sie schüttelte lächelnd den Kopf. »Wir haben eine Schwäche für sowjetische Schwule…«, sagte sie in leichtfertigem Ton und imitierte dabei kurz jenen Stil, der mir zu Ruhm verholfen hatte. Dann wurde sie wieder ernst und blickte mir fest in die Augen (es war ein sehr ruhiger Morgen; das Meer war blau und spiegelglatt).

»Bist du immer noch nicht mit einer Nutte zusammengewesen?« fragte sie.

»Nein.«

»Na siehst du, ich auch nicht.«

Sie zitterte trotz der Hitze, senkte die Augen und hob sie dann wieder.

»Dann hast du also seit zwei Jahren nicht mehr gevögelt?« fuhr sie fort.

»Nein.«

»Na siehst du, ich auch nicht.«

O ja, wir waren wirklich zwei unschuldige Lämmer, zwei unschuldige sentimentale Lämmer; und daran sollten wir zugrundegehen.

Dann kam der letzte Morgen, der letzte Spaziergang; das Meer war noch immer genauso blau, die Felsen der Steilküste genauso schwarz, und Fox lief neben uns her. »Ich nehme ihn mit«, hatte Isabelle sofort gesagt. »Schließlich war er viel länger mit mir zusammen, aber du kannst ihn dir holen, wann du willst.« Zivilisierter ging es nicht.

Alles war schon in Kartons verpackt, und der Möbelwagen würde am folgenden Morgen kommen, um ihre Sachen nach Biarritz zu transportieren – obwohl ihre Mutter Lehrerin gewesen war, hatte sie seltsamerweise beschlossen, ihren Lebensabend in dieser Gegend zu verbringen, in der es von stinkreichen Schickeriaschachteln wimmelte, die sie abgrundtief verachteten.

Wir warteten noch gemeinsam eine Viertelstunde auf das Taxi, das sie zum Flughafen bringen sollte. »Ach, das Leben geht schnell vorbei …« sagte sie. Sie sagte das wohl eher zu sich selbst, wie mir schien; ich entgegnete nichts. Als sie im Taxi saß, winkte sie mir noch einmal zu. Ja; jetzt würde alles sehr ruhig werden.

Daniel24,8

Es ist im allgemeinen nicht üblich, die menschlichen Lebensberichte zu kürzen, egal wie groß der Ekel oder die Langeweile sein mag, die ihr Inhalt bei uns auslöst. Denn gerade diesen Ekel oder diese Langeweile müssen wir in uns entwickeln, um uns vom Menschengeschlecht zu unterscheiden. Nur unter dieser Voraussetzung ist, wie die Höchste Schwester uns gemahnt hat, die Ankunft der Zukünftigen möglich.

Der Grund dafür, daß ich von dieser Regel abweiche, die seit Daniel17 ununterbrochen eingehalten worden ist, liegt darin, daß die darauffolgenden neunzig Seiten des Manuskripts von Daniel durch die wissenschaftliche Entwicklung überholt, wenn nicht gar widerlegt worden sind.* Zu der Zeit, in der Daniel1 lebte, wurde die männliche Impotenz häufig auf psychologische Faktoren zurückgeführt; heute wissen wir, daß es sich im wesentlichen um ein hormonales Phänomen handelte, bei dem psychologische Faktoren nur eine verschwindend geringe und jederzeit rückgängig zu machende Rolle gespielt haben.

Die auf neunzig Seiten festgehaltenen qualvollen Betrachtungen über den Verfall der Männlichkeit, die von der deprimierenden pornographischen Beschreibung misslungener Versuche mit verschiedenen andalusischen Prostituierten durchsetzt sind, können uns dennoch eine Lehre vermitteln, die Daniel17 in den folgenden Zeilen, die ich seinem Kommentar entnehme, treffend zusammengefaßt hat:

»Das Altern der Menschenweibchen ging im Grunde auf den Verfall einer so hohen Anzahl sowohl ästhetischer als auch funktioneller Elemente zurück, daß es sehr schwer zu entscheiden ist, welches das schmerzhafteste Element war, und in den meisten Fällen ist es so gut wie unmöglich, einen eindeutigen Grund für die letzte Entscheidung anzugehen.

* Der neugierige Leser kann sie jedoch im Anhang zum Kommentar von Daniel17 unter derselben IP-Adresse finden.

Für die Männchen scheint die Situation völlig anders gewesen zu sein. Obwohl sie ebenso vielen, wenn nicht noch zahlreicheren ästhetischen und funktionellen Verfallserscheinungen ausgesetzt waren als die Weibchen, gelang es ihnen doch, diese zu bezwingen, solange ihnen die erektile Fähigkeit des Penis noch erhalten blieb. Wenn diese jedoch unwiderruflich erlahmt war, kam es im allgemeinen innerhalb der anschließenden zwei Wochen zum Selbstmord.

Dieser Unterschied erklärt anscheinend eine seltsame statistische Diskrepanz, die bereits Daniel3 festgestellt hat: Das durchschnittliche Todesalter der Weibchen in den letzten Generationen des Menschengeschlechts war 54,1, *das der Männchen dagegen* 63,2.«

Daniel1,9

»Was du Traum nennst,
ist für den Krieger Wirklichkeit.«
André Bercoff

Ich verkaufte den Bentley, weil er mich zu sehr an Isabelle erinnerte und sein auffälliges Äußeres mich allmählich störte, und kaufte mir statt dessen einen Mercedes SL 600 – einen Wagen, der zwar ebenso teuer war, aber weniger protzig wirkte. Alle reichen Spanier fuhren einen Mercedes – die Spanier waren keine Snobs, sie warfen ihr Geld auf ganz normale Weise zum Fenster hinaus. Außerdem hat ein Cabrio größeren Erfolg bei den Weibern – die man hier *chicas* nannte, eine Bezeichnung, die mir gut gefiel. Die Anzeigen in *La Voz de Almeria* waren unzweideutig: *piel dorada, culito melocotòn, guapisima, boca supersensual, labios expertos, muy simpàtica, complaciente.* Eine wirklich schöne, ausdrucksvolle Sprache, die sich gut für Poesie eignet – fast alles läßt sich reimen. Und für Männer, die Schwierigkeiten hatten, sich diese Beschreibungen bildlich vorzustellen, gab es auch Nuttenbars. Die Mädchen sahen gut aus, sie entsprachen dem Text der Anzeige und hielten die vereinbarten Preise ein; was den Rest anging, na ja. Sie stellten den Fernseher oder den CD-Player viel zu laut und dämpften das Licht so stark wie möglich, mit anderen Worten, sie versuchten abzuschalten; sie fühlten sich für diesen Job nicht sonderlich berufen, das war klar. Man konnte sie natürlich zwingen, die Musik leiser oder das Licht heller zu stellen, schließlich erwarteten sie ein Trinkgeld, und all diese Dinge zählen. Es gibt sicher Leute, die solche Bedingungen *affengeil* finden, ich kann sie mir sehr gut vorstellen, aber ich gehörte eben nicht dazu. Außerdem stammten die meisten Mädchen aus Rumänien, Weißrußland oder aus der Ukraine, also aus einem dieser verrückten Länder, die durch die Auflösung des Ostblocks entstanden waren; und man kann nicht gerade sagen, daß der Kommunismus das Zartgefühl in den menschlichen Beziehungen sonderlich gefördert hätte: Bei den Ex-Kommunisten ist vielmehr im allgemeinen die

Brutalität stärker ausgeprägt – im Vergleich dazu wirkt die Gesellschaft, die Balzac beschreibt und die aus dem Zerfall des Königtums entstanden ist, wie ein Wunder an Barmherzigkeit und Sanftheit. Man tut gut daran, den Doktrinen, die Brüderlichkeit propagieren, zu mißtrauen.

Erst nachdem Isabelle mich verlassen hatte, entdeckte ich wirklich die *Welt der Männer,* und zwar auf absurden Irrfahrten über fast leere Autobahnen in Mittel- und Südspanien. Familien und Paare trifft man nur an Wochenenden und zu Beginn der Ferien auf den Autobahnen an, die übrige Zeit sind sie ein Reich, das fast ausschließlich Männern vorbehalten ist – Vertretern und Lastwagenfahrern –, eine trübselige, gewalttätige Welt, in der sich Lesbares auf Porno- und Motorsportzeitschriften beschränkt und in der die Drehständer aus Plastik eine Auswahl an DVDs unter dem Titel »Tus mejores peliculas« anbieten, mit der man im allgemeinen höchstens seine Sammlung von *Dirty debutantes* vervollständigen kann. Man hört wenig von dieser Welt, aber es läßt sich auch nicht viel über sie sagen; sie hat keine neuen Verhaltensweisen hervorgebracht, liefert keinen brisanten Stoff für Illustrierte, kurz gesagt, es ist eine relativ unbekannte Welt, die es auch nicht verdient, bekannter zu werden. Ich schloß während dieser Wochen keinerlei Freundschaft mit anderen Männern und fühlte mich auch sonst niemandem besonders nah, aber das war nicht schlimm, denn in dieser Welt steht niemand einem anderen nah, und selbst die Anmache müder, halbwegs williger Serviererinnen, die ihre Hängebrüste in einem hautengen T-Shirt mit der Aufschrift »Naughty Girl« zur Schau stellten, konnte, wie ich wußte, nur ausnahmsweise zu einem viel zu schnellen, käuflichen Koitus führen. Ich konnte zur Not eine Schlägerei mit einem Fernfahrer beginnen und mir, umgeben von Dieselschwaden, die Zähne auf einem Parkplatz ausschlagen lassen; das war im Grunde die einzige Möglichkeit für mich, in dieser Welt ein Abenteuer zu erleben. Ich verbrachte über zwei Monate in dieser Umgebung, verschleuderte mehrere tausend Euro mit französischem Champagner, den ich stumpfsinnigen Rumäninnen ausgab, die sich zehn Minuten später trotzdem weigerten, mir ohne Pariser einen zu

blasen. Auf der Autovia Mediterraneo, und zwar genau an der Ausfahrt Totana Sur, beschloß ich, mit dieser unerquicklichen Herumfahrerei aufzuhören. Ich hatte meinen Wagen in der letzten freien Lücke auf dem Parkplatz des Hotels und Restaurants *Los Camioneros* abgestellt und ging in die Bar, um ein Glas Bier zu trinken; die Atmosphäre war genau die gleiche wie in all den Lokalen, die ich in den vorangegangenen Wochen erlebt hatte, und ich verbrachte dort etwa zehn Minuten, ohne meine Aufmerksamkeit auf irgend etwas zu richten, und spürte nur eine allgemeine stumpfe Bedrückung, die meine Bewegungen noch müder und unsicherer werden ließ und ihnen eine gewisse Verdauungsschwere verlieh. Als ich hinausging, stellte ich fest, daß ein Chevrolet Corvette quer vor meinem Wagen parkte und ich nicht herausfahren konnte. Der Gedanke daran, in die Bar zurückzukehren, um den Besitzer zu finden, machte mich völlig mutlos; ich lehnte mich an ein Betongeländer und versuchte, mir einen Überblick über die Lage zu verschaffen, und rauchte vor allem eine Zigarette nach der anderen. Unter allen auf dem Markt erhältlichen Sportwagen entspricht der Chevrolet Corvette aufgrund seiner unnötig aggressiven, markanten Form, seiner nicht sehr anspruchsvollen Mechanik und seines relativ erschwinglichen Preises vermutlich am besten dem, was man ein *Angeberauto* nennt; auf was für einen erbärmlichen andalusischen Macho würde ich stoßen? Wie alle Männer seines Schlags kannte sich der Typ vermutlich sehr gut mit Autos aus und wußte daher genau, daß mein Wagen, der viel unscheinbarer war als seiner, dreimal so teuer war. Zu seinem machohaften Getue, das sich darin ausdrückte, daß er mir die Ausfahrt versperrt hatte, kam vermutlich noch ein gewisser Klassenhaß hinzu, und so mußte ich mit dem Schlimmsten rechnen. Es kostete mich eine dreiviertel Stunde und ein halbes Päckchen Camel, ehe ich den Mut fand, in die Bar zurückzugehen.

Ich entdeckte den Mann sofort: Er saß in sich zusammengesunken am äußersten Ende der Theke vor einer Untertasse mit Erdnüssen, ließ sein Bier warm werden und warf ab und zu einen verzweifelten Blick auf den riesigen Fernsehbildschirm, auf dem Mädchen in

superkurzen Shorts ihr Becken zum Klang eines ziemlich langsamen Grooves hin und her bewegten; es handelte sich offensichtlich um eine Schaumparty, der Hintern der Mädchen zeichnete sich immer deutlicher unter ihren Shorts ab, und der Mann wurde immer verzweifelter. Er war klein, dickbäuchig, glatzköpfig, trug einen Anzug mit Krawatte und war vermutlich um die Fünfzig, mich überkam eine Welle des Mitleids und der Trauer; für so einen Typen dürfte auch ein Chevrolet Corvette wohl kaum ausreichen, um Miezen *aufzureißen*, das Auto würde ihn eher als *alten Spießer* ausweisen, und ich begann den Mut zu bewundern, den er jeden Tag aufbrachte, trotz allem einen Chevrolet Corvette zu fahren. Eine Frau, die relativ jung und sexy war, *mußte* einfach losplatzen, wenn sie diesen Gartenzwerg aus einem Chevrolet Corvette aussteigen sah! Dennoch mußte ich die Angelegenheit irgendwie zu Ende bringen, und so ging ich lächelnd und mit aller Nachsicht, zu der ich mich fähig fühlte, auf ihn zu. Wie ich befürchtete hatte, zeigte er sich zunächst streitlustig und versuchte, die Serviererin in die Sache hineinzuziehen – doch diese hob nicht einmal die Augen und spülte weiter ihre Gläser. Dann warf er mir einen zweiten Blick zu, und was er sah, schien ihn wohl zu besänftigen – ich fühlte mich selbst so alt, so müde, so unglücklich, so mittelmäßig, daher kam er wohl irgendwie zu dem Schluß, daß der Besitzer des Mercedes SL ebenfalls ein *looser* sei, gleichsam ein Leidensgefährte, und von da an versuchte er die Solidarität unter Männern herauszukehren, spendierte mir ein Bier, dann ein zweites und schlug mir vor, den Abend mit ihm im »New Orleans« zu beenden. Um ihn loszuwerden, behauptete ich, daß ich noch eine lange Fahrt vor mir habe – ein Argument, das Männer im allgemeinen respektieren. In Wirklichkeit waren es keine fünfzig Kilometer bis zu mir, und mir war gerade klargeworden, daß ich mein *road movie* genausogut zu Hause fortsetzen konnte.

Mein Anwesen war nur ein paar Kilometer von der Autobahn entfernt, und an der Ausfahrt gab es ein ähnliches Lokal. Wenn ich das »Diamond Nights« verließ, fuhr ich anschließend meistens an den Strand von Rodalquilar. Ich rollte in meinem Mercedes SL 600

über den Sand und drückte auf einen Knopf, um das Dach zu öffnen: Nach zweiundzwanzig Sekunden saß ich in einem offenen Wagen. Es war ein herrlicher, fast immer menschenleerer Strand von geometrischer Plattheit mit makellosem Sand, umgeben von steilen, schwarz glänzenden Felswänden; ein Mann mit echtem künstlerischem Talent hätte sicher aus dieser Einsamkeit, dieser Schönheit etwas machen können. Ich dagegen fühlte mich angesichts des Unendlichen wie ein Floh auf einer Wachstuchdecke. Diese Schönheit, diese herrlichen geologischen Formationen, all das war mir letztlich scheißegal, ich fand sie sogar leicht bedrohlich. »Die Welt ist kein Panorama«, schreibt Schopenhauer trocken. Ich hatte wohl der Sexualität eine zu große Bedeutung eingeräumt, das ließ sich nicht leugnen; aber der einzige Ort auf der Welt, an dem ich mich je wirklich wohlgefühlt hatte, war in den Armen einer Frau, wenn ich tief in ihrer Scheide steckte; und ich sah keinen Grund, warum sich das in meinem Alter ändern sollte. Daß es überhaupt so etwas wie eine Muschi gab, war schon als solches eine Segnung, sagte ich mir, und allein die Tatsache, daß ich mich darin verkriechen konnte und mich dabei wohl fühlte, war Grund genug, um diesen beschwerlichen Weg fortzusetzen. Andere hatten nicht so viel Glück gehabt. »In Wirklichkeit behagt mir nichts auf dieser Erde«, schrieb Kleist in sein Tagebuch, kurz bevor er sich am Ufer des Wannsees das Leben nahm. Ich dachte oft an Kleist in diesen Tagen; ein paar Verse von ihm sind in seinen Grabstein gemeißelt:

Nun
O Unsterblichkeit
Bist du ganz mein.

Ich hatte im Februar eine Wallfahrt dorthin unternommen. Es lagen zwanzig Zentimeter Schnee, kahle schwarze Zweige krümmten sich unter dem grauen Himmel, die Atmosphäre hatte etwas Kriecherisches. Jeden Tag lag ein frischer Blumenstrauß auf seinem Grab; ich habe nie den Menschen getroffen, der ihn dort hinlegte. Goethe war Schopenhauer begegnet, war Kleist begegnet, ohne die

beiden wirklich zu verstehen; preußische Pessimisten, so hatte er die beiden abgestempelt. Die Gedichte von Goethes Italienreise fand ich schon immer zum Kotzen. Mußte man unter einem einförmig grauen Himmel geboren sein, um sie zu verstehen? Das bezweifle ich; der Himmel war strahlend blau, und auf den steilen Felsen von Carboneras wuchs nicht einmal ein Grashalm; das änderte so gut wie nichts. Nein, ich übertrieb nicht die Bedeutung, die die Frauen für mich hatten. Und außerdem, der Koitus… die geometrische Evidenz.

Ich hatte Harry erzählt, daß Isabelle »verreist« sei; sie war nun schon seit sechs Monaten fort, aber er schien sich nicht darüber zu wundern und hatte anscheinend sogar ihre Existenz vergessen; ich glaube, daß er sich im Grunde nur wenig für Menschen interessierte. Ich erlebte wieder eine Diskussion mit Robert dem Belgier mit, die in ähnlichem Rahmen verlief wie die erste; und dann eine dritte, aber diesmal hatten die Belgier ihren Sohn Patrick mitgebracht, der gemeinsam mit seiner Freundin Fadiah, einer Negerin mit einer supergeilen Figur, eine Woche bei ihnen verbrachte. Patrick mochte etwa fünfundvierzig sein und arbeitete bei einer Bank in Luxemburg. Er machte sofort einen guten Eindruck auf mich, auf jeden Fall wirkte er nicht so dumm wie seine Eltern – später erfuhr ich, daß er einen Posten mit hoher Verantwortung bekleidete und viel Geld verwaltete. Fadiah war höchstens fünfundzwanzig, und es war schwierig, etwas über sie zu sagen, was über die rein erotische Ebene hinausging; das schien sie im übrigen nicht sonderlich zu stören. Ihre Brüste waren nur zum Teil von einem knappen weißen Band bedeckt, und sie trug einen hautengen Minirock, das war so ziemlich alles. Mir hatte so etwas schon immer gut gefallen, aber das soll nicht heißen, daß ich einen Steifen bekam.

Das Paar gehörte einer elohimitischen Sekte an, das heißt, sie verehrten außerirdische Wesen, Elohim genannt, die für die Schöpfung der Menschheit verantwortlich waren, und sie erwarteten deren Rückkehr. Ich hatte noch nie etwas von diesem Quatsch gehört und lauschte ihnen daher beim Abendessen mit einer gewissen Aufmerksamkeit. Ihnen zufolge ging alles auf eine falsche Über-

tragung in der Genesis zurück: Der Schöpfer, Elohim, war nicht als Singular, sondern als Plural zu betrachten. Unsere Schöpfer hatten nichts Göttliches und nichts Übernatürliches; sie waren ganz einfach materielle Wesen, die weiter entwickelt waren als wir und die bereits die Raumfahrt und die Erschaffung des Lebens beherrschten; sie hatten auch das Altern und den Tod besiegt und warteten nur darauf, ihre Geheimnisse mit den Verdienstvollsten unter uns zu teilen. Aha, sagte ich mir, damit fangen die also die Mäuse.

Damit die Elohim wiederkommen und uns offenbaren, wie wir dem Tod entrinnen können, müssen wir (das heißt die Menschheit) ihnen zunächst ein Botschaftsgebäude bauen. Keinen Kristallpalast mit Mauern aus Hyazinth und Beryll, nein, nein, irgend etwas Einfaches, Modernes und Angenehmes – allerdings mit einem gewissen Komfort, der Prophet glaubte zu wissen, daß sie Whirlpools schätzen (denn es gab einen Propheten, er stammte aus Clermont-Ferrand). Als Standort für die Botschaft hatte er zunächst ganz traditionsgemäß an Jerusalem gedacht; aber da gab es einige Schwierigkeiten, Streitigkeiten mit den Nachbarn, also es war wohl nicht der richtige Moment. Eine zwanglose Unterhaltung mit einem Rabbiner aus dem Messiasausschuß (ein israelisches Gremium, das für solche Dinge zuständig war) brachte ihn auf eine andere Spur. Das Land der Juden war offensichtlich nicht der richtige Ort dafür. Als der Plan entstand, Israel zu gründen, hatte man natürlich sofort an Palästina gedacht, aber auch an andere Regionen wie Texas oder Uganda – zwar auch ein bißchen gefährlich, aber nicht ganz so; um es kurz zu machen, fuhr der Rabbiner leutselig fort, man sollte die Sache nicht nur vom geographischen Standpunkt aus sehen. Gott ist überall, rief er, seine Gegenwart erfüllt das ganze Universum (ich meine, sagte er entschuldigend, zumindest für Sie, die Elohim).

Der Prophet sah das zwar anders, für ihn waren die Elohim auf dem Planeten der Elohim angesiedelt, und ab und zu unternahmen sie eine Reise, das war alles; aber er wollte sich nicht auf ein weiteres geographisches Streitgespräch einlassen, denn die Unterhaltung hatte ihn aufgebaut. Wenn die Elohim bis nach Clermont-Ferrand gekommen waren, sagte er sich, mußte es dafür ja wohl einen Grund

geben, der vielleicht mit der geologischen Beschaffenheit der Gegend zusammenhing; in vulkanischen Regionen pulsiert eben verdammt viel, das weiß ja jeder. Daher, sagte Patrick zu mir, hat sich der Prophet nach einer kurzen Erhebung für Lanzarote entschieden, eine der kanarischen Inseln. Das Gelände ist bereits gekauft, jetzt steht dem Beginn der Bauarbeiten nichts mehr im Weg.

Wollte er mich vielleicht damit auffordern, Geld in das Projekt zu investieren? Nein, nein, beruhigte er mich, das ist bei uns eine völlig klare Angelegenheit, die Beiträge sind sehr niedrig, und jeder kann die Abrechnungen überprüfen, wann es ihm paßt. Wenn du wüßtest, was ich in Luxemburg manchmal für andere Kunden mache … (wir hatten uns sehr bald geduzt), nein, auf dem Gebiet sind wir völlig unangreifbar.

Während ich mein Glas Kirschwasser leerte, sagte ich mir, daß sich Patrick für eine originelle Synthese aus der materialistischen Anschauung seines Vaters und der astralen Marotte seiner Mutter entschieden hatte. Anschließend gingen wir zu dem üblichen Programm Harfe - Sterne über. »Waauuh! Irre!…«, rief Fadiah, als sie die Saturnringe sah, ehe sie sich in einem Liegestuhl ausstreckte. Ja, ja, der Himmel in dieser Gegend war wirklich ausgesprochen klar. Als ich mich umdrehte, um mir die Flasche Kirschwasser zu schnappen, sah ich, daß Fadiah die Beine gespreizt hatte, und mir schien, soweit in der Dunkelheit überhaupt etwas zu erkennen war, als habe sie die Hand unter ihren Rock geschoben. Wenig später hörte ich sie keuchen. Während wir die Sterne beobachteten, dachte Harry also an Gott im Punkt Omega, Robert der Belgier an was weiß ich, vielleicht an schmelzendes Helium oder an seine Verdauungsstörungen, und Fadiah wichste sich einen ab. Jedem das Seine, je nach Charisma.

Daniel24,9

Eine gewisse Freude geht von der Welt des Sinnlich-Faßbaren aus. Ich fühle mich der Erde verbunden.

Die tiefschwarzen Felsen der Steilküste fallen in senkrechten Absätzen bis in eine Tiefe von dreitausend Metern hinab. Dieser Anblick, der die Wilden erschreckt, ruft in mir keinerlei Entsetzen hervor, ich weiß, daß sich kein Ungeheuer in den Tiefen des Abgrunds verbirgt; es gibt nur noch das Feuer, das Feuer des Ursprungs.

Die Eisschmelze begann gegen Ende der Ersten Verringerung und ließ die Erdbevölkerung von vierzehn Milliarden auf siebenhundert Millionen Menschen schrumpfen.

Die Zweite Verringerung ging schrittweise vor sich; sie vollzog sich während der gesamten Großen Dürre und dauert noch heute an.

Die Dritte Verringerung wird die letzte sein; sie steht uns noch bevor.

Niemand kennt den Grund oder die wirkende Ursache für die Große Dürre. Man hat natürlich nachgewiesen, daß sie auf die *Veränderung der Drehachse* der Erde auf ihrer Umlaufbahn zurückgeht; aber vom Standpunkt der Quantenphysik wird die Sache als unwahrscheinlich erachtet.

Die Große Dürre war eine notwendige Parabel, lehrt uns die Höchste Schwester, eine theologische Bedingung für die Rückkehr der Feuchtigkeit.

Die Große Dürre wird lange dauern, lehrt uns ebenfalls die Höchste Schwester.

Die Rückkehr der Feuchtigkeit wird das Zeichen für die Ankunft der Zukünftigen sein.

Daniel1,10

»Gott gibt es, ich bin reingetreten.«
anonym

Von meinem ersten Aufenthalt bei den Sehr Gesunden ist mir vor allem ein Skilift im Nebel in Erinnerung geblieben. Der Sommerlehrgang fand in Herzegowina oder so einer ähnlichen Region statt, die vor allem für ihre blutigen Konflikte bekannt ist. Dabei war das alles sehr nett, die Berghütten, der Gasthof aus dunklem Holz mit rotweißkarierten Vorhängen und Wildschwein- oder Hirschköpfen als Wandschmuck, richtig zentraleuropäischer Kitsch, der mir immer gefallen hat. »Ach, der Krieg, ein Wahnsinn des Menschen, so ein Malheur …«, sagte ich mir und ahmte dabei unwillkürlich die Stimme von Francis Blanche nach. Ich war seit langem Opfer einer Art geistiger Echolalie, bei der ich aber nicht bekannte Melodien wiederholte, sondern die Intonation berühmter Komiker: Wenn ich zum Beispiel hörte, wie Francis Blanche in *Babette zieht in den Krieg* »KOL-LOS-SALE SCHIES-SE-REI!« sagt, fiel es mir schwer, das wieder aus meinem Kopf zu kriegen, ich mußte mich sehr anstrengen. Mit Louis de Funès war es noch schlimmer: Seine Stimmlage, seine Mimik, seine Gesten verfolgten mich stundenlang, ich war wie besessen.

Im Grunde hatte ich viel gearbeitet, sagte ich mir, ich hatte mein ganzes Leben lang ununterbrochen gearbeitet. Den Schauspielern, die ich mit zwanzig kennengelernt hatte, war kein Erfolg vergönnt, das stimmt, die meisten von ihnen hatten sogar den Beruf gewechselt, aber man muß auch dazusagen, daß sie fast nichts getan hatten, sie verbrachten ihre Zeit damit, in Bars oder Schickimicki-Lokalen herumzusitzen und einen zu trinken. Währenddessen saß ich allein in meinem Zimmer und übte stundenlang meine Sketche ein, bis jede Stimmlage, jede Geste stimmte. Außerdem schrieb ich meine Sketche selbst, ich schrieb sie tatsächlich, es hat Jahre gedauert, ehe mir das etwas leichter fiel. Vermutlich arbeitete ich so viel, weil ich nicht fähig war, mich zu zerstreuen, und mich in Bars oder

Schickimicki-Lokalen nicht wohl gefühlt hätte, ebensowenig wie auf Cocktailparties von Modeschöpfern oder bei VIP-Veranstaltungen; mit meinem gewöhnlichen Aussehen und meinem introvertierten Temperament hatte ich wenig Chancen, auf Anhieb der *King der Fete* zu sein. Ich hatte also gearbeitet, weil mir nichts anderes übrig blieb, und ich hatte meine Revanche gehabt. In meiner Jugend war ich im Grunde ähnlich eingestellt gewesen wie Ophelie Winter, als sie im Hinblick auf ihre Umgebung gesagt hatte: »Lacht ruhig, ihr blöden Ärsche. In ein paar Jahren stehe ich auf dem Podium, und dann stecke ich euch alle in die Tasche.« Das hatte sie in einem Interview in *20 Ans* erklärt.

Ich mußte endlich aufhören, an *20 Ans* zu denken, und mußte auch aufhören, an Isabelle zu denken; ich mußte im Grunde aufhören, überhaupt an irgend etwas zu denken. Ich ließ meinen Blick auf den feuchten grünen Hängen ruhen und versuchte nur noch den Nebel zu sehen – der Nebel hatte mir immer geholfen. Die Skilifte im Nebel. Zwischen zwei ethnischen Kriegen brachten sie es also fertig, Ski zu laufen – na ja, man muß ja seine Streckmuskeln trainieren, sagte ich mir und dachte mir einen Sketch mit zwei Folterern aus, die in einem Zagreber Fitneßcenter Tips austauschten, wie man sich in Form hielt. Das war zuviel, ich konnte es einfach nicht lassen: Ich war ein Clown, ich würde ein Clown bleiben, und ich würde als Clown verrecken – haßerfüllt und unter Zuckungen.

Ich nannte im stillen die Elohimiten die Sehr Gesunden, weil sie tatsächlich sehr gesund lebten. Sie wollten nicht altern; aus diesem Grund rauchten sie nicht, nahmen Mittel gegen freie Radikale und andere Sachen ein, die man im allgemeinen in Reformhäusern findet. Drogen waren eher verpönt. Alkohol in Form von Rotwein war erlaubt – zwei Gläser pro Tag. Sie waren ziemliche *Schonkostfreaks,* wenn man so will. Diese Anweisungen, wie der Prophet nachdrücklich erklärte, hatten keinerlei moralischen Hintergrund. Die Gesundheit, das war das Ziel. Alles, was gesund war, und insbesondere alles, was mit Sex zu tun hatte, war erlaubt. Auf ihrer Website und in den Broschüren kam das deutlich zum Ausdruck:

netter, etwas fader Kitsch, beeinflußt von den Präraffaeliten, mit einem Hang zu dicken Titten im Stil von Walter Girotto. Männliche oder weibliche Homosexualität wurde ebenfalls, wenn auch in geringerem Maße, in den Illustrationen berücksichtigt: Der Prophet selbst war eindeutig heterosexuell, hatte aber keinerlei Vorurteile gegen die Homosexualität. Arsch oder Möse – für den Propheten war alles gut. Er empfing mich persönlich, ganz in Weiß gekleidet, mit ausgestreckter Hand auf dem Flughafen von Zwork. Ich war ihr erster richtiger VIP, und daher gab er sich etwas Mühe. Sie hatten bisher nur einen ganz kleinen VIP, einen Franzosen übrigens, einen Künstler namens Vincent Greilsamer. Er hatte immerhin einmal im Centre Beaubourg ausgestellt – aber selbst Bernard Branxene hatte im Centre Beaubourg ausgestellt. Na ja, er war eben ein ganz kleiner VIP, ein VIP der Kategorie Bildende Kunst. Ein netter Mensch im übrigen. Und vermutlich ein guter Künstler, wovon ich gleich überzeugt war, als ich ihn sah. Er hatte ein scharfgeschnittenes, intelligentes Gesicht und einen seltsam durchdringenden, fast mystisch wirkenden Blick; doch er drückte sich ganz normal und intelligent aus, wägte jedes Wort ab. Ich hatte keine Ahnung, was er machte, ob Videos, Rauminstallationen oder sonst was, aber man spürte, daß dieser Typ *wirklich* arbeitete. Wir beiden waren die einzigen erklärten Raucher –was uns, abgesehen von unserem Status als VIP, einander näherbrachte. Allerdings rauchten wir nicht in Gegenwart des Propheten; aber während der Vorträge gingen wir ab und zu nach draußen, um eine zu qualmen, das wurde bald stillschweigend akzeptiert. Ach ja, die VIPitüde.

Ich hatte gerade Zeit genug, meinen Koffer auszupacken und mir einen löslichen Kaffee aufzugießen, ehe der erste Vortrag begann. Wenn man an den »Lehrveranstaltungen« teilnehmen wollte, gehörte es sich, daß man eine lange weiße Tunika über die normale Kleidung streifte. Ich kam mir natürlich etwas lächerlich vor, als ich das Ding anzog, aber es dauerte nicht lange, bis ich den Vorteil dieser Aufmachung begriff. Das Hotel war ziemlich kompliziert angelegt, mit verglasten Verbindungsfluren zwischen den Gebäuden, Etagen auf halber Höhe, unterirdischen Gängen, und alle Hinweisschilder

waren in einer seltsamen Sprache verfaßt, die irgendwie ans Walisische erinnerte und von der ich sowieso kein Wort verstand, so daß ich eine halbe Stunde brauchte, ehe ich den Weg fand. Während dieser Zeit begegnete ich etwa zwanzig Leuten, die wie ich über leere Flure irrten und wie ich lange weiße Gewänder trugen. Als ich im Konferenzsaal ankam, hatte ich den Eindruck, mich auf eine geistige Übung einzulassen – dabei hatte dieses Wort nie einen Sinn für mich gehabt und hatte übrigens noch immer keinen. Die Sache hatte keinen Sinn, aber ich nahm daran teil. Kleider machen Leute.

Der Redner dieses Tages war ein großer, hagerer, kahlköpfiger Typ von eindrucksvollem Ernst – wenn er versuchte, ein scherzhaftes Wort anzubringen, machte mir das eher angst. Ich nannte ihn im stillen Professor, und er war tatsächlich Neurologe an einer Kanadischen Universität. Zu meiner großen Überraschung war das, was er sagte, interessant und manchmal sogar richtig fesselnd. Der menschliche Geist, erklärte er, entwickelte sich durch die Schaffung und fortschreitende chemische Verstärkung neuronaler Netzwerke von unterschiedlicher Größe, die von zwei bis fünfzig oder noch mehr Neuronen reichen konnte. Das menschliche Gehirn umfaßte mehrere Milliarden Neuronen, die Anzahl der Verbindungen und folglich der möglichen Netzwerke war daher unglaublich groß – sie übertraf zum Beispiel bei weitem die Anzahl der Moleküle des Universums.

Die Anzahl der benutzten Netzwerke war von Mensch zu Mensch sehr unterschiedlich, was ihm zufolge eine ausreichende Erklärung für die unzähligen Abstufungen zwischen Dummheit und Genie bot. Noch bemerkenswerter war die Tatsache, daß ein häufig benutztes neuronales Netzwerk infolge von Ionenanhäufungen mit der Zeit immer leichter zu aktivieren war – es gab also so etwas wie eine fortschreitende Selbstverstärkung, und das gelte für alles, für die Gedanken, die Suchtabhängigkeiten, die Launen. Dieses Phänomen ließ sich sowohl an individuellen psychologischen Reaktionen wie auch an gesellschaftlichen Beziehungen nachweisen: Wenn man sich innere Widerstände bewußt machte, wurden sie dadurch verstärkt;

wenn man Konflikte zwischen zwei Menschen analysierte, wurden sie dadurch im allgemeinen unlösbar. Professor ging dann zu einem gnadenlosen Angriff auf die Freudsche Theorie über, die nicht nur jeder ernstzunehmenden physiologischen Grundlage entbehrte, sondern darüber hinaus zu dramatischen Ergebnissen führte, also zu dem genauen Gegenteil dessen, was damit bezweckt wurde. Auf der Projektionsfläche hinter ihm verschwanden jetzt die verschiedenen Schemata, die seinen Vortrag illustriert hatten, und statt dessen wurde ein kurzer herzzerreißender Dokumentarfilm über das – manchmal unerträgliche – seelische Leid der Veteranen des Vietnamkriegs gezeigt. Sie konnten nicht vergessen, was sie erlebt hatten, hatten jede Nacht Alpträume, konnten nicht einmal mehr Auto fahren oder ohne fremde Hilfe über die Straße gehen, sie lebten in ständiger Angst, und es schien unmöglich, sie wieder an ein normales Gesellschaftsleben zu gewöhnen. Dann wurde uns der Fall eines gebeugten, runzligen Mannes vorgeführt, der nur noch einen dünnen roten Haarkranz hatte und wie ein Wrack wirkte: Er zitterte ununterbrochen, war nicht mehr imstande, seine Wohnung zu verlassen, und brauchte dauerhafte medizinische Unterstützung; und er litt, er litt unentwegt. In einem Schrank in seinem Eßzimmer bewahrte er einen kleinen Glasbehälter mit Erde aus Vietnam auf; jedesmal, wenn er den Schrank aufmachte und das Glas herausnahm, brach er in Tränen aus.

»Halt«, sagte der Professor. »Halt.« Jetzt war der weinende Greis in Großaufnahme zu sehen. »Schwachsinn«, fuhr der Professor fort. »Der absolute Schwachsinn. Als erstes sollte dieser Mann das Glas mit vietnamesischer Erde nehmen und es aus dem Fenster schmeißen. Jedesmal, wenn er den Schrank aufmacht und das Glas herausnimmt – und das tut er bis zu fünfzig Mal am Tag –, verstärkt er das neuronale Netzwerk und vergrößert dadurch seinen Schmerz. Und auf die gleiche Weise erhöhen wir, immer wenn wir uns unsere Vergangenheit wieder vor Augen führen und auf eine schmerzhafte Begebenheit zurückkommen – und so läßt sich, grob gesagt, die Psychoanalyse zusammenfassen –, die Chancen, sie zu reproduzieren. Statt voranzukommen, geraten wir immer tiefer in den

Abgrund. Wenn wir Kummer haben oder eine Enttäuschung erleben, die uns das Leben vergiftet, sollten wir als erstes umziehen, alle Fotos verbrennen und niemandem davon erzählen. Verdrängte Erinnerungen verblassen; das kann eine Weile dauern, aber sie verblassen tatsächlich. Das Netzwerk wird außer Betrieb gesetzt.«

»Irgendwelche Fragen?« Nein, niemand hatte eine Frage. Sein Vortrag, der über zwei Stunden gedauert hatte, war sehr einleuchtend gewesen. Als ich den Speisesaal betrat, sah ich Patrick, der lächelnd und mit ausgestreckter Hand auf mich zukam. Ob ich einen angenehmen Flug gehabt habe und mit dem Zimmer zufrieden sei usw. Während wir uns nett unterhielten, umarmte mich eine Frau von hinten, rieb ihre Scham an meinem Hintern und legte mir die Hände auf den Unterleib. Ich drehte mich um: Fadiah hatte ihre weiße Tunika abgelegt und stand da in einem gefleckten Leoparden-Body aus Nylon; sie schien in Top-Form zu sein. Sie rieb weiter ihre Scham an meinem Körper und erkundigte sich ebenfalls nach meinen ersten Eindrücken. Patrick sah der Szene gutmütig zu. »Ach, das macht sie mit allen …«, sagte er zu mir, während wir auf einen Tisch zugingen, an dem bereits ein breitschultriger Mann um die Fünfzig mit grauem dichtem Haar mit Bürstenschnitt saß. Er stand auf, um mich zu begrüßen, schüttelte mir die Hand und betrachtete mich aufmerksam. Während des Essens sagte er nicht viel, begnügte sich damit, ab und an eine Einzelheit über den technischen Ablauf des Seminars hinzuzufügen, aber ich spürte, daß er mich eingehend musterte. Er hieß Jerôme Prieur, aber ich gab ihm gleich den Spitznamen Flic. Er war die rechte Hand des Propheten, er war der zweite Mann der Organisation (sie nannten das natürlich anders, trugen alle möglichen Titel wie etwa »Erzbischof des siebten Rangs«, aber das war damit gemeint). Man wurde nach Dauer der Zugehörigkeit und Verdienst befördert, wie in allen Organisationen, sagte er zu mir, ohne zu lächeln; nach Dauer der Zugehörigkeit und Verdienst. Der Professor zum Beispiel war, obwohl erst seit fünf Jahren Elohimit, der dritte Mann. Den vierten Mann müsse er mir unbedingt vorstellen, sagte Patrick, er schätze meine Arbeit sehr, er habe selbst viel Humor. »Ach, der Humor …«, hätte ich fast erwidert.

Den Nachmittagsvortrag hielt Odile, eine Frau um die Fünfzig, die ein ähnliches Sexualleben hinter sich hatte wie Catherine Millet und ihr im übrigen ein wenig glich. Sie wirkte sehr sympathisch, wie eine Frau ohne Probleme – auch darin ähnelte sie Catherine Millet –, aber ihr Vortrag war ein bißchen lasch. Ich wußte, daß es Frauen gab, die einen ähnlichen Geschmack wie Catherine Millet hatten – ich schätzte ihre Zahl auf etwa eine pro hunderttausend, eine Proportion, die mir eine Invariante innerhalb der Geschichte zu sein schien und sich auch wohl nicht ändern würde. Odile wurde etwas lebhafter, als sie die Ansteckungsmöglichkeiten durch den Aidserreger im Hinblick auf die jeweilige Körperöffnung ansprach – das war offensichtlich ihr Lieblingsthema, sie hatte dafür eine regelrechte Statistik zusammengestellt. Sie war Vizepräsidentin des Vereins »Paare gegen Aids«, der sich bemühte, zu diesem Thema eine gezielte Aufklärungskampagne zu führen – um den Leuten zu erlauben, nur dann ein Kondom zu benutzen, wenn es absolut unerläßlich war. Ich selbst hatte noch nie ein Kondom benutzt, und angesichts meines Alters und der ständigen Weiterentwicklung der Kombinationstherapie würde ich wohl kaum darauf zurückgreifen – vorausgesetzt, ich hatte überhaupt wieder die Möglichkeit zu vögeln; in dem Stadium, in dem ich mich befand, erschien mir sogar die Aussicht zu vögeln, mit Lust zu vögeln, völlig ausreichend, um ein baldiges Ende in Betracht zu ziehen.

Der Vortrag zielte im wesentlichen darauf ab, die Einschränkungen und Zwänge aufzuzählen, die es bei den Elohimiten in bezug auf die Sexualität gab. Die Antwort war ziemlich einfach: es gab keine – es war eine Sache des *gegenseitigen Einverständnisses* unter Erwachsenen, wie man so schön sagt.

Diesmal gab es Fragen. Die meisten bezogen sich auf die Pädophilie, eine Praktik, die den Elohimiten schon mehrere Prozesse eingebracht hatte – aber wer hat heutzutage noch keinen Prozeß wegen Pädophilie am Hals gehabt? Der Standpunkt des Propheten, den Odile hier in Erinnerung rief, war eindeutig: Es gibt eine Phase im Leben des Menschen, die man die *Pubertät* nennt und in der das

sexuelle Begehren in Erscheinung tritt – das Alter war je nach Person und geographischer Situation unterschiedlich, lag aber im allgemeinen zwischen elf und vierzehn. Mit jemandem zu schlafen, der es nicht begehrte oder der nicht imstande war, sein Einverständnis deutlich zu formulieren, also mit jemandem in der *Vorpubertät,* war moralisch zu verurteilen; was jedoch nach der Pubertät stattfand, entzog sich selbstverständlich jedem moralischen Urteil, und darüber ließ sich weiter so gut wie nichts sagen. Der Nachmittag dämmerte mit dem Sieg des gesunden Menschenverstands dahin, und ich hatte allmählich Lust auf einen Aperitif; in dieser Hinsicht waren sie wirklich ein bißchen beknackt. Zum Glück hatte ich einen Vorrat in meinem Koffer, und als VIP hatte man mir natürlich ein Einzelzimmer reserviert. Als ich nach dem Abendessen allein in meinem Kingsize-Bett mit makellos weißen Laken in leichter Trunkenheit versank, versuchte ich, eine Bilanz dieses ersten Tages zu ziehen. Viele Anhänger, die nicht blöd waren, das war eine Überraschung; und viele Frauen, die nicht häßlich waren, das war noch überraschender. Allerdings muß man dazusagen, daß sie vor nichts zurückschreckten, um sich zur Geltung zu bringen. Die Lehre des Propheten wich in dieser Hinsicht keinen Deut von dem Prinzip ab: Der Mann mußte sich bemühen, seine Männlichkeit zu zügeln (die Machohaltung hatte schon zu viele blutige Opfer in der Welt gefordert, wie er in verschiedenen Interviews, die ich mir auf seiner Website angesehen hatte, zutiefst bewegt ausgerufen hatte), die Frau dagegen durfte ihre Weiblichkeit voll ausreizen, ihrem angeborenen Exhibitionismus freien Lauf lassen und sich dabei all der glitzernden, durchsichtigen oder hautengen Kleidungsstücke bedienen, die ihr die Phantasie der Modeschöpfer zur Verfügung stellte: Nichts konnte in den Augen der Elohim angenehmer und vortrefflicher sein.

Folglich taten sie das, und beim Abendessen war bereits eine leichte, aber konstante erotische Spannung zu spüren. Ich ahnte, daß das im Laufe der Woche noch schlimmer werden würde; und ich spürte auch, daß ich nicht wirklich darunter leiden und mich damit begnügen würde, mich friedlich vollzusaufen und dabei die Nebelwände zu betrachten, die im Mondschein vorüberzogen. Die kühlen

Weiden, die Milka-Kühe, der Schnee auf den Gipfeln: ein schöner Ort, um alles zu vergessen oder um zu sterben.

Am folgenden Morgen hielt der Prophet persönlich den ersten Vortrag: Ganz in Weiß, sprang er im Licht der Scheinwerfer unter donnerndem Applaus auf die Bühne – eine *standing ovation* zur Begrüßung. Aus der Ferne gesehen, sagte ich mir, glich er ein bißchen einem Affen – vermutlich eine Frage des Verhältnisses zwischen der Länge seiner Arme und seiner Beine oder seiner allgemeinen Haltung, ich weiß nicht, es war nur ein sehr flüchtiger Eindruck. Aber er wirkte nicht bösartig, lediglich wie ein lustvoller Affe mit flachem Schädel, das war alles.

Und er sah unzweifelhaft wie ein Franzose aus: In seinem ironischen Blick funkelte etwas Schelmisches, Spöttisches, man konnte ihn sich gut in einem Theaterstück von Feydeau vorstellen.

Seine fünfundsechzig Jahre waren ihm wirklich nicht anzusehen.

»Wie groß wird die Anzahl der Erwählten sein?« begann der Prophet ohne Umschweife. »1.729, die kleinste Zahl, die sich auf zwei verschiedene Arten in die Summe zweier Kubikzahlen zerlegen läßt? Oder 9.240, eine Zahl, die 64 Teiler besitzt? Oder 40.755, eine Zahl, die sowohl Dreiecks-, Fünfecks- und Sechseckszahl ist? Oder 144.000, wie unsere Freunde, die Zeugen Jehovas, behaupten – nebenbei gesagt, eine wirklich gefährliche Sekte?«

Als Profi mußte ich zugeben: Er zog eine gute Show ab. Dabei war ich noch nicht mal richtig wach, und der Kaffee in dem Hotel war abscheulich; aber der Prophet hatte mich gefesselt.

»Oder werden es 698.896 sein, eine Palindrom-Quadratzahl?« fuhr er fort. »Oder 12.960.000, Platons zweite geometrische Zahl? Oder 33.550.336, die fünfte vollkommene Zahl, die von einem anonymen Autor in einem mittelalterlichen Manuskript erwähnt wird?«

Er blieb genau in der Mitte des Scheinwerferlichts stehen und machte eine Pause, ehe er fortfuhr: »Derjenige wird zu den

Erwählten gehören, der es sich aus ganzem Herzen wünscht« – kürzere Pause – »und sich dementsprechend verhalten hat.«

Dann kam er logischerweise auf die Bedingungen zu sprechen, unter denen man erwählt werden kann, ehe er zum geplanten Bau der Botschaft überging – das Thema lag ihm offensichtlich sehr am Herzen. Der Vortrag dauerte etwas über zwei Stunden und war wirklich gut aufgebaut, saubere Arbeit, ich klatschte ebenso begeistert Beifall wie die anderen. Ich saß neben Patrick, der mir ins Ohr flüsterte: »Dieses Jahr ist er wirklich in Form…«

Als wir den Konferenzsaal verließen, um zum Essen zu gehen, kam Flic auf uns zu. »Der Prophet lädt dich an seinen Tisch ein …«, sagte er ernst zu mir. »Und dich auch, Patrick…«, fügte er hinzu; dieser errötete vor Freude, während ich eine kleine Atemübung machte, um mich zu entspannen. Auch wenn er es nicht mit böser Absicht tat, jagte Flic einem unweigerlich einen Schrecken ein, selbst wenn er eine gute Nachricht ankündigte.

Dem Propheten war ein ganzer Flügel des Hotels mit eigenem Speisezimmer vorbehalten. Während wir vor dem Eingang warteten, wo ein Mädchen mit einem Walkie-talkie Botschaften austauschte, kam Vincent, der VIP der Bildenden Kunst, in Begleitung eines Untergebenen von Flic dazu.

Der Prophet malte, und der gesamte Flügel des Hotels war mit seinen Werken dekoriert, die er für die Dauer des Seminars aus Kalifornien hatte herbringen lassen. Auf den Gemälden waren nur nackte oder leicht bekleidete Frauen in unterschiedlichen Landschaften abgebildet, von Tirol bis zu den Bahamas; mir wurde da auch klar, woher die Illustrationen in den Broschüren und auf der Website stammten. Als wir durch den Flur gingen, bemerkte ich, daß Vincent den Blick von den Bildern abwandte und Mühe hatte, seinen Ekel zu verbergen. Als ich mir die Bilder aus der Nähe ansah, wich ich ebenfalls angewidert zurück: Das Wort Kitsch war viel zu schwach, um diese Werke zu charakterisieren; ich glaube, ich hatte noch nie etwas so Häßliches gesehen.

Der Höhepunkt der Ausstellung erwartete uns im Eßzimmer,

einem großen Raum mit riesigen Fenstern, die den Blick auf die Berge freigaben: Hinter dem Sitzplatz des Propheten hing ein Bild von acht mal vier Metern, auf dem er umgeben von zwölf jungen Frauen abgebildet war, die durchsichtige Tuniken trugen und die Arme nach ihm ausstreckten – einige von den Frauen zeigten einen Ausdruck glühender Verehrung, andere stellten ein Mienenspiel zur Schau, das erheblich aufreizender war. Es waren weiße und schwarze Frauen, eine Asiatin und zwei Inderinnen; wenigstens war der Prophet kein Rassist. Dagegen hatte er ganz offensichtlich etwas für große Brüste übrig und liebte üppiges, dichtes Schamhaar; kurzum, der Mann hatte eine Vorliebe für einfache Dinge.

Während wir auf den Propheten warteten, stellte mir Patrick Gerard vor, den Humoristen und vierten Mann in der Hierarchie der Organisation. Er verdankte dieses Vorrecht der Tatsache, daß er schon vor siebenunddreißig Jahren an der Seite des Propheten gewesen und ihm trotz diverser überraschender Kehrtwendungen immer treu geblieben war. Von den »vier Weggefährten der ersten Stunde« war einer gestorben, ein anderer Adventist und der dritte vor einigen Jahren abtrünnig geworden, als der Prophet beim zweiten Wahlgang der Präsidentschaftswahlen seine Anhänger aufgefordert hatte, für Jean-Marie Le Pen und gegen Jacques Chirac zu stimmen, »um den Auflösungsprozeß der französischen Pseudodemokratie zu beschleunigen« – ähnlich wie die Maoisten in ihrer Blütezeit aufgerufen hatten, Giscard und nicht Mitterand zu wählen, um die Widersprüche des Kapitalismus zu verschärfen. Es blieb also nur noch Gerard, und seine langjährige Treue hatte ihm ein paar Privilegien eingebracht, wie zum Beispiel das Recht, jeden Tag mit dem Propheten zu Mittag zu essen – was weder dem Professor noch Flic vergönnt war – oder ab und zu eine ironische Bemerkung über das Aussehen des Propheten machen zu dürfen – er sprach zum Beispiel von seinem »dicken Arsch« oder von seinen »Gucklöchern, um die ihn jede Kuh beneidete«. Im Gespräch stellte sich heraus, daß Gerard mich gut kannte, alle meine Auftritte gesehen und meine Karriere von Anfang an verfolgt hatte. Der Prophet dagegen, der in Kalifornien lebte und sich nicht im geringsten für kulturelle

Ereignisse interessierte (die einzigen Schauspieler, deren Namen er kannte, waren Tom Cruise und Bruce Willis), hatte noch nie etwas von mir gehört; ich verdankte also meinen Status als VIP ausschließlich Gerard. Er kümmerte sich auch um die Presse und machte die PR-Arbeit.

Schließlich kam der Prophet frisch geduscht mit federndem Schritt in Jeans und einem T-Shirt mit der Aufschrift »Lick my balls« und einer Tasche über der Schulter herein. Alle standen auf; ich tat dasselbe. Er kam mit ausgestreckter Hand auf mich zu und fragte mit breitem Lächeln: »Na, wie fandest du mich?« Ich war einen Augenblick baff, bis mir klar wurde, daß es keine Fangfrage war: Er redete mit mir wie unter *Kollegen.* »Äh … gut. Ehrlich gesagt sehr gut…«, antwortete ich. »Mir hat vor allem der Einstieg mit den Zahlenspielereien über die Anzahl der Erwählten gut gefallen.« »Ach ja, ha, ha, ha! …«, er zog ein Buch aus der Tasche: *Mathematische Basteleien* von Jostein Gaarder: »Da steht alles drin!« Er rieb sich die Hände, setzte sich und machte sich sogleich über die geriebenen Möhren her; wir taten es ihm gleich.

Vermutlich mir zu Ehren drehte sich die Unterhaltung anschließend um Komiker. Der Humorist kannte sich damit gut aus, aber auch der Prophet war nicht ganz unbewandert auf diesem Gebiet; er hatte sogar Coluche zu Beginn seiner Karriere gekannt. »Wir sind einmal am selben Abend in Clermont-Ferrand aufgetreten…«, sagte er in nostalgischem Ton. Zu einer Zeit, als die Plattenfirmen aufgrund des Schocks über die Rockwelle, die plötzlich über Frankreich hereinbrach, allen möglichen Mist produzierten, hatte auch der Prophet (der damals allerdings noch kein Prophet war) eine Single unter dem Künstlernamen Travis Davis aufgenommen; er hatte eine kleine Tournee in Mittelfrankreich unternommen, und dabei war es geblieben. Wenig später hatte er versucht, sich mit Autorennen einen Namen zu machen, aber auch darin ohne großen Erfolg. Kurzum, er war damals auf der Suche nach Selbstverwirklichung, und daher kam die Begegnung mit den Elohim wie gerufen: sonst hätten wir womöglich einen zweiten Bernard

Tapie vor uns. Heute sang er kaum noch, aber die Leidenschaft für schnelle Autos war geblieben, was dazu geführt hatte, daß in den Medien behauptet wurde, er unterhalte auf Kosten seiner Anhänger einen wahren Rennstall in seinem Anwesen in Beverly Hills. Das sei total erfunden, behauptete er mir gegenüber. Zum einen wohne er nicht in Beverly Hills, sondern in Santa Monica, und zum anderen besitze er nur einen Ferrari Modena Stradale (eine etwas stärker motorisierte Ausführung des normalen Modena-Modells, die außerdem durch die Verwendung von Glasfiber, Titan und Aluminium nicht ganz so schwer war) und einen Porsche 911 GT2; also eher weniger als ein durchschnittlicher Hollywoodschauspieler. Er habe allerdings vor, seinen Stradale durch einen Enzo und seinen 911 GT2 durch einen Carrera GT zu ersetzen; aber er sei sich nicht sicher, ob er sich das leisten könne.

Ich war durchaus geneigt, ihm zu glauben, denn er machte eher den Eindruck eines Weiberhelden als den eines geldgierigen Mannes, und beides war nur bis zu einem bestimmten Punkt vereinbar – ab einem gewissen Alter wird es schwierig, sich gleichzeitig zwei Leidenschaften zu widmen: wem es gelingt, eine beizubehalten, kann sich schon glücklich schätzen; ich war zwanzig Jahre jünger als er, und bei mir spielte sich ganz offensichtlich schon gar nichts mehr ab. Um das Gespräch nicht einschlafen zu lassen, erwähnte ich meinen Bentley Continental GT, den ich gegen einen Mercedes SL 600 eingetauscht hatte – was, wie mir sehr wohl klar war, als ein Zeichen der Verbürgerlichung gewertet werden konnte. Ehrlich, worüber sollten sich Männer bloß unterhalten, wenn es keine Autos gäbe?

Während des ganzen Mittagessens wurden die Elohim mit keinem Wort erwähnt, und im Laufe der Woche stellte ich mir allmählich die Frage, ob sie wirklich daran glaubten. Nichts ist schwieriger, als eine leichte kognitive Schizophrenie zu erkennen, und was die meisten Anhänger betraf, war ich nicht imstande, die Sache zu beurteilen. Patrick glaubte offensichtlich daran, was im übrigen ein bißchen beunruhigend war: Immerhin hatte er einen hohen Posten in einer Bank in Luxemburg inne und verwaltete Summen, die manchmal

eine Milliarde Euro überschritten, und so jemand sollte an Hirngespinste glauben, die den simpelsten Thesen Darwins widersprachen?

Der Professor war jemand, der mich in dieser Hinsicht noch neugieriger machte, und ich stellte ihm schließlich die Frage ganz direkt – bei einem Mann von solcher Intelligenz fühlte ich mich unfähig, um den heißen Brei herumzureden. Seine Antwort war, wie erwartet, vollkommen klar. Erstens sei es durchaus möglich und sogar wahrscheinlich, daß irgendwo im Universum Formen von Leben entstanden seien, von denen einige intelligent genug waren, um Leben hervorzubringen oder zu manipulieren. Zweitens sei der Mensch unzweifelhaft auf entwicklungsgeschichtlichem Weg entstanden, und seine Erschaffung durch die Elohim könne demnach nur als Metapher verstanden werden – er warnte mich jedoch davor, Darwins Theorie blindlings zu vertrauen, denn immer mehr seriöse Wissenschaftler kehrten ihr, wie er sagte, den Rücken; die Entstehung der Arten gehe in Wirklichkeit nicht so sehr auf eine natürliche Auslese zurück als vielmehr auf einen sprunghaften genetischen Wandel – mit anderen Worten auf reinen Zufall – und auf die Entstehung von geographischen Isolaten oder getrennten Biotopen. Drittens sei es durchaus möglich, daß der Prophet jemandem begegnet sei, der zwar kein Außerirdischer, aber doch ein Mensch der Zukunft sei; gewisse Interpretationen der Quantenmechanik schlössen sehr wohl die Möglichkeit nicht aus, auf Informationen oder sogar materielle Elemente zu stoßen, die der Pfeilrichtung der Zeit entgegenliefen – er versprach, mir eine Dokumentation über dieses Thema zu schicken, was er kurz nach Beendigung des Seminars auch tat.

Ermutigt durch seine Offenheit, sprach ich ihn auf ein Thema an, das mich schon seit Beginn unserer Begegnung beschäftigte, und zwar das Versprechen der Unsterblichkeit, das den Elohimiten gegeben wurde. Ich wußte, daß jedem Anhänger ein paar Hautzellen entnommen wurden und daß die heutige Technik es erlaubte, diese auf unbegrenzte Zeit zu konservieren; und ich zweifelte nicht daran, daß die kleinen Schwierigkeiten, die zur Zeit noch das Klonen von

Menschen unmöglich machten, früher oder später gelöst werden würden; aber die Persönlichkeit? Wie sollte der neue Klon auch nur die geringste Erinnerung an die Vergangenheit seines Ahnen haben? Und wie konnte er das Gefühl haben, die Reinkarnation desselben Wesens zu sein, wenn das Gedächtnis nicht bewahrt wurde?

Zum erstenmal spürte ich in seinem Blick etwas anderes als die kühle Kompetenz eines Mannes, der klare Begriffe gewohnt war, zum erstenmal hatte ich den Eindruck, daß eine gewisse Erregung, ja Begeisterung in ihm aufkam. Das war sein Thema, dieser Sache hatte er sein ganzes Leben gewidmet. Er schlug mir vor, ihn an die Bar zu begleiten, und bestellte sich eine heiße Sahneschokolade, ich nahm einen Whisky – er schien diese Mißachtung der Regeln, die in der Sekte üblich waren, nicht einmal zur Kenntnis zu nehmen. Kühe kamen hinter den großen Fenstern auf uns zu und blieben stehen, als wollten sie uns beobachten.

»Bei gewissen Rundwürmern«, begann er, »sind durch einfaches Zentrifugieren der zuständigen Neuronen und das Einspritzen des Eiweißstoffisolats in das Gehirn des neuen Subjekts interessante Ergebnisse erzielt worden: Auf diese Weise konnten gewisse Reflexe des Vermeidungsverhaltens übertragen werden, insbesondere jene, die mit einem elektrischen Schlag verbunden sind, und sogar das Vermeiden gewisser Wege in einem einfachen Labyrinth.«

In diesem Augenblick hatte ich den Eindruck, daß die Kühe nickten, aber er nahm auch die Kühe nicht wahr.

»Diese Ergebnisse lassen sich natürlich nicht auf Wirbeltiere übertragen und erst recht nicht auf hochentwickelte Primaten wie den Menschen. Ich nehme an, Sie erinnern sich an das, was ich am ersten Tag des Seminars über die neuronalen Netzwerke gesagt habe… Nun, ein solches System läßt sich durchaus nachbilden, allerdings nicht mit Hilfe von Computern, wie wir sie kennen, sondern auf einer Turingmaschine besonderer Art, die man einen Automaten mit flexibler Vernetzung nennen könnte, an dem ich gerade arbeite. Im Unterschied zu den Rechnern herkömmlicher Art sind die Automaten mit flexibler Vernetzung in der Lage, unterschiedliche, wandlungsfähige Verbindungen zwischen benachbarten Recheneinheiten

herzustellen; sie sind also memorier- und lernfähig. Die Zahl der Recheneinheiten, die in Verbindung gesetzt werden können, ist im Prinzip unbegrenzt und somit die Komplexität der denkbaren Netzwerke ebenso. Die augenblickliche, noch sehr beträchtliche Schwierigkeit besteht darin, eine bijektive Beziehung zwischen den Neuronen eines menschlichen Gehirns, die wenige Minuten nach dessen Tod entnommen werden, und dem Speicher eines nicht programmierten Automaten herzustellen. Da die Lebensdauer des letzteren praktisch unbegrenzt ist, besteht der nächste Schritt einfach darin, die Information in umgekehrter Richtung wieder in das Gehirn des neuen Klons einzugeben; das ist die Phase des Downloadens, die, da bin ich mir sicher, keine besonderen Schwierigkeiten bereiten wird, sobald das Uploaden erst mal richtig funktioniert.«

Es wurde dunkel; die Kühe wandten sich allmählich ab, zogen sich auf ihre Weiden zurück, und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß sie seinen Optimismus nicht teilten. Ehe er uns verließ, gab er mir seine Visitenkarte: Professor Slotan Miskiewicz von der Universität Toronto. Es sei ihm ein Vergnügen gewesen, sich mit mir zu unterhalten, sagte er, ein echtes Vergnügen; und wenn ich weitere Auskünfte von ihm haben wolle, könne ich ihm gern eine E-Mail schicken. Er käme mit seinen Forschungsarbeiten im Augenblick sehr gut voran, er sei überzeugt, daß er im kommenden Jahr bedeutsame Fortschritte machen werde, bemerkte er im Brustton der Überzeugung, der mir ein wenig gezwungen vorkam.

Eine richtige Abordnung begleitete mich am Tag meines Rückflugs zum Flughafen von Zwork: außer dem Propheten kamen Flic, der Professor, der Humorist und ein paar minder bedeutende Anhänger wie Patrick, Fadiah und Vincent mit, der VIP der Bildenden Kunst, der mir äußerst sympathisch war – wir tauschten unsere Adressen aus, und er lud mich ein, ihn zu besuchen, wenn ich mal nach Paris käme. Selbstverständlich sei ich auch zum Winterseminar eingeladen, das im März in Lanzarote stattfinden werde – und das, wie mir der Prophet ankündigte, in ganz großem Rahmen abgehalten werde; die Anhänger aus der ganzen Welt seien diesmal eingeladen.

Ich hatte im Laufe dieser Woche wirklich nur nette Bekanntschaften gemacht, überlegte ich, während ich durch den Metalldetektor schritt. Keine Frau dagegen; allerdings stand mir im Moment auch nicht der Sinn danach. Ich hatte auch nicht die Absicht, ihrer Bewegung beizutreten, das versteht sich wohl von selbst; im Grunde war es nur *Neugier*, die mich angelockt hatte, die gute alte Neugier, die mich schon seit meiner Kindheit erfüllte und die offenbar langlebiger war als sexuelles Begehren.

Ich saß in einer zweimotorigen Propellermaschine, die den Eindruck machte, als könne sie jeden Augenblick im Flug explodieren. Als wir über endloses Weideland flogen, wurde mir auf einmal bewußt, daß die Leute, ganz zu schweigen von mir, während der Dauer des Seminars gar nicht so viel gevögelt hatten – soweit ich das einschätzen konnte natürlich, aber ich glaube, das konnte ich ganz gut, denn in solcher Art Beobachtungen hatte ich ziemlich viel Erfahrung. Die Paare waren in Paaren geblieben – mir war nichts über Gruppensex und nicht einmal etwas über einen banalen Dreier zu Ohren gekommen; und die Leute, die allein gekommen waren (die große Mehrheit), waren allein geblieben. Theoretisch war alles sehr *offen*, alle Formen der Sexualität waren erlaubt, der Prophet ermutigte seine Anhänger sogar dazu; in der Praxis trugen die Frauen zwar erotische Kleidung, und es gab auch enge Körperkontakte, aber dabei blieb es. Das ist doch seltsam und müßte mal näher untersucht werden, sagte ich mir, ehe ich über meinem Tablett mit dem Essen einschlief.

Nach dreimaligem Umsteigen und einem insgesamt ziemlich anstrengenden Flug landete ich schließlich in Almeria. Dort herrschte eine Temperatur von etwa 45 Grad, also dreißig Grad mehr als in Zwork. Das war gut, reichte aber nicht aus, um die Beklemmung zu verscheuchen, die in mir aufkam. Während ich über die mit Steinplatten ausgelegten Flure meiner Villa ging, stellte ich die Klimageräte eines nach dem anderen ab, die die Hausmeisterin am Tag zuvor für meine Rückkehr eingeschaltet hatte – eine alte, häßliche Rumänin mit ausgesprochen schlechten Zähnen, aber sie sprach ausgezeichnet französisch; sie hatte, wie man so sagt, mein

volles Vertrauen, auch wenn ich inzwischen darauf verzichtet hatte, sie das Haus putzen zu lassen, weil ich es nicht mehr ertrug, daß ein menschliches Wesen meine persönlichen Gegenstände sah. Es war durchaus ein Witz, sagte ich mir manchmal, daß ich mit meinen vierzig Millionen Euro selbst mit einem Aufnehmer die Böden scheuerte; aber so war das nun mal, dagegen kam ich nicht an, die Vorstellung, daß ein noch so unbedeutendes menschliches Wesen alle Einzelheiten meines Daseins und dessen Leere beobachten konnte, war mir unerträglich geworden. Als ich vor dem Spiegel im großen Wohnzimmer vorbeiging (einem riesigen Spiegel, der eine ganze Wand bedeckte; wenn ich mit einer Frau zusammengelebt hätte, hätten wir uns darin beim Liebesspiel betrachten können usw.), bekam ich einen Schock, als ich mich darin sah. Ich hatte derart abgenommen, daß ich fast durchsichtig wirkte. Ich wurde allmählich zu einem Gespenst, einem Gespenst der sonnigen Länder. Der Professor hatte recht: Ich mußte umziehen, die Fotos verbrennen und all das.

Finanziell gesehen wäre ein Umzug ein lohnendes Geschäft gewesen: Die Grundstückspreise hatten sich seit meiner Ankunft fast verdreifacht. Man mußte nur noch einen Käufer finden; aber Reiche gab es genug, und Marbella war inzwischen etwas zu überlaufen – die Reichen sind zwar gern von Reichen umgeben, das ist richtig, man darf wohl sagen, daß es sie beruhigt; es stellt für sie eine gewisse Erleichterung dar, auf Menschen zu treffen, die die gleichen Qualen ausstehen und mit denen sie eine Beziehung unterhalten können, die scheinbar nicht ausschließlich profitorientiert ist; und es erleichtert sie auch, sich davon zu überzeugen, daß die Menschheit nicht nur aus raubgierigen Wesen und Parasiten besteht; aber ab einer bestimmten Häufung wird auch ihnen die Sache zu eng. Bisher konnte von einer Häufung der Reichen in der Provinz Almeria jedoch keine Rede sein, im Gegenteil; ich mußte also einen Reichen finden, der relativ jung und unternehmungslustig war, einen leicht intellektuell angehauchten Vorkämpfer mit einem Hang für Ökologie, vielleicht einen Reichen, dem es Spaß machte, Steine zu

beobachten, jemanden, der es etwa in der Informatik zu Reichtum gebracht hatte. Und schlimmstenfalls war Marbella ja nur hundertfünfzig Kilometer entfernt und die Autobahn bereits geplant. Niemand würde mich hier jedenfalls vermissen. Aber wohin sollte ich gehen? Und wozu? Um ganz ehrlich zu sein, schämte ich mich – schämte ich mich, dem Grundstücksmakler zu gestehen, daß meine Ehe in die Brüche gegangen war und ich auch keine Geliebte hatte, die etwas Leben in dieses riesige Haus bringen könnte, schämte ich mich einzugestehen, daß ich allein lebte.

Dagegen war es durchaus möglich, die Fotos zu verbrennen. Ich verbrachte einen ganzen Tag damit, sie zu sammeln, ich hatte Tausende davon, denn ich hatte schon immer eine Manie für Erinnerungsfotos gehabt; ich sortierte sie nur sehr oberflächlich, es kann sein, daß ein paar Gelegenheitsflammen der Sache ebenfalls zum Opfer fielen. Bei Sonnenuntergang beförderte ich das Ganze in einer Schubkarre auf einen sandigen Streifen neben der Terrasse, goß einen Kanister Benzin darüber und riß ein Streichholz an. Es war ein herrliches Feuer, das meterhoch in den Himmel loderte, man konnte es bestimmt in einem Umkreis von mehreren Kilometern sehen, vielleicht sogar von der algerischen Küste. Die Freude darüber war lebhaft, aber nur sehr kurz: Gegen vier Uhr morgens wachte ich wieder auf und hatte den Eindruck, als wimmele es unter meiner Haut von Würmern, und spürte das beinah unwiderstehliche Verlangen, mich blutig zu kratzen. Ich rief Isabelle an, die beim zweiten Klingelton abnahm – sie schlief also auch nicht. Wir einigten uns darauf, daß ich Fox in den nächsten Tagen abholen und er bis Ende September bei mir bleiben würde.

Wie bei allen Mercedes-Modellen ab einer gewissen PS-Stärke – mit Ausnahme des SLR McLaren – war die Geschwindigkeit des SL 600 elektronisch auf 250 Stundenkilometer begrenzt. Ich glaube nicht, daß ich zwischen Murcia und Albacete oft langsamer fuhr. Es gab ein paar lange, sehr weite Kurven; ich empfand dabei ein Gefühl abstrakter Macht, vermutlich wie jemand, der sich vor dem Tod nicht fürchtet. Eine angepeilte Bahn bleibt vollkommen, auch wenn sie mit dem Tod endet: Es kann vorkommen, daß man auf einen Lastwagen,

ein Auto, das sich überschlagen hat, oder ein anderes unerwartetes Hindernis stößt; das nimmt der angepeilten Bahn nichts von ihrer Schönheit. Kurz nach Tarancon verlangsamte ich etwas, um in die R 3 und anschließend die M 5 einzubiegen, fuhr aber selten langsamer als 180. Auf der völlig leeren R 2, die in einer Entfernung von etwa dreißig Kilometern um Madrid herumführt, bretterte ich wieder mit Höchstgeschwindigkeit. Ich durchquerte Kastilien auf der N 1 und fuhr mit 220 km/h bis Vitoria-Gasteiz, ehe ich die kurvenreichen Straßen im Baskenland erreichte. Abends um elf kam ich in Biarritz an und nahm mir ein Zimmer im Sofitel Miramar. Ich war am darauffolgenden Morgen um zehn mit Isabelle im »Surfeur d'Argent« verabredet. Zu meiner großen Überraschung hatte sie abgenommen, ich hatte sogar den Eindruck, daß sie all ihre Pfunde wieder verloren hatte. Ihr Gesicht war schmal, ein wenig runzlig und auch vom Kummer gezeichnet, aber sie war wieder elegant und schön.

»Wie hast du es bloß geschafft, mit dem Trinken aufzuhören?« fragte ich sie.

»Morphium.«

»Ist es denn nicht schwer, daran zu kommen?«

»Nein, nein, im Gegenteil, das ist sehr einfach; in allen Teesalons wird hier gedealt.«

So, so, die reichen Tanten aus Biarritz spritzten jetzt Morphium; das war ein richtiger Knüller.

»Eine Frage des Alters …«, sagte sie zu mir. »Das sind jetzt Wohlstandstussen aus der *Rock and Roll*-Generation; die haben zwangsläufig andere Bedürfnisse. Aber mach dir keine Illusionen«, fügte sie hinzu, »mein Gesicht hat zwar wieder eine einigermaßen normale Form angenommen, aber mein Körper ist total abgeschlafft; ich wage dir nicht mal zu zeigen, wie es unter dem Jogginganzug aussieht.« Sie wies auf den blauweißgestreiften Trainingsanzug, der ihr drei Nummern zu groß war. »Ich habe mit dem Ballett aufgehört, treibe keinen Sport mehr, mache gar nichts mehr; ich gehe nicht mal mehr schwimmen. Morgens eine Spritze und abends eine, und in der Zwischenzeit betrachte ich das Meer, das ist alles. Du fehlst mir nicht mal mehr, zumindest nicht oft. Mir fehlt überhaupt nichts mehr. Fox

spielt viel, er ist hier sehr glücklich …« Ich nickte, trank meine heiße Schokolade aus und bezahlte meine Hotelrechnung. Eine Stunde später war ich auf der Höhe von Bilbao.

Einen Monat Ferien mit meinem Hund: auf der Treppe einen Ball werfen, gemeinsam mit ihm am Strand entlangrennen. Leben.

Am 30. September um siebzehn Uhr stellte Isabelle ihren Wagen vor der Einfahrt der Residenz ab. Sie hatte einen Mitsubishi Space Star, ein Fahrzeug, das im Autojournal in die Kategorie der »sportlichen Minivans« eingestuft wurde. Auf den Rat ihrer Mutter hin hatte sie eine »Box Office«-Ausführung gewählt. Sie blieb etwa vierzig Minuten, ehe sie wieder nach Biarritz zurückfuhr. »Ja, ja, ich werde langsam zu einer alten Frau …«, sagte sie, während sie Fox auf der Rückbank unterbrachte. Eine liebe alte Frau in ihrem Mitsubishi Space Star.

Daniel24,10

Schon seit mehreren Wochen versucht Vincent27, einen Kontakt herzustellen. Ich hatte nur ab und zu mit Vincent26 in Verbindung gestanden; er hatte mich weder über seinen bevorstehenden Tod in Kenntnis gesetzt noch darüber, dass er sich ins Intermediärstadium begab. Bei den Neo-Menschen sind die Intermediärphasen häufig nur von kurzer Dauer. Jeder kann seine Digitaladresse nach Belieben ändern und somit unauffindbar werden; ich habe so wenige Kontakte aufgenommen, daß ich das nie für nötig gehalten habe. Wochenlang stelle ich oft keine Verbindung her, was Marie22, meine eifrigste Gesprächspartnerin, zur Verzweiflung bringt. Wie Smith bereits einräumte, wird die Trennung von Subjekt und Objekt durch ein konvergierendes Bündel von Mißerfolgen im Verlauf kognitiver Prozesse hervorgerufen. Nagel bemerkt, daß die Trennung zwischen Subjekten auf die gleiche Art erfolgt (mit der Einschränkung, daß der Mißerfolg in diesem Fall nicht empirischer, sondern affektiver Natur ist). In Mißerfolgen und durch Mißerfolge bildet sich das Subjekt, und der Übergang von der Menschheit zur Neo-Menschheit und der damit einhergegangene Verlust aller körperlichen Kontakte hat nichts an dieser grundlegenden ontologischen Gegebenheit geändert. Genau wie die Menschen sind auch wir nicht vom Status des *Individuums* und der damit verbundenen dumpfen Verlassenheit befreit; aber im Gegensatz zu ihnen wissen wir, daß dieser Status nur die Folge einer gescheiterten Wahrnehmung ist, anders gesagt, des Nichts, des Fehlens der Worte. Wir sind vom Tod erfüllt, ja geradezu formatiert und haben daher nicht mehr die Kraft, in die Anwesenheit vorzudringen. Für manche Menschen konnte die Einsamkeit zur beglückenden Erfahrung werden, wenn sie der Gruppe den Rücken kehrten; doch das bedeutete auch, daß diese Einzelgänger ihre ursprüngliche Zugehörigkeit aufgeben und andere Gesetze, eine andere Gruppe entdecken mußten. Heute, da es keine Gruppe mehr gibt und alle Stämme zersprengt sind, wissen wir, daß wir isoliert sind, uns jedoch gleichen, und wir haben die Lust verloren, uns zusammenzutun.

Drei Tage lang sandte mir Marie22 keinerlei Nachricht; das war ungewöhnlich. Nachdem ich eine Weile geschwankt hatte, übermittelte ich ihr schließlich eine codierende Sequenz, die zur Kamera der Videoüberwachung der Einheit Proyecciones XXI,13 führte; sie antwortete umgehend mit folgender Nachricht:

Unter der Sonne des toten Vogels
Liegt die endlose Ebene
Es gibt keinen beschaulichen Tod:
Zeig mir etwas von deinem Körper.

535356, 5375, 246133, 435366. Unter der angegebenen Adresse erschien nichts, nicht einmal eine Fehlermeldung; ein völlig weißer Bildschirm. Sie wollte also, daß ich in den nicht codierenden Modus überging. Ich zögerte noch, während auf dem weißen Bildschirm ganz langsam folgende Nachricht erschien: »Wie du vermutlich erraten hast, bin ich eine Intermediäre.« Die Buchstaben verschwanden, und eine neue Nachricht erschien: »Morgen sterbe ich.«

Seufzend schaltete ich die Videoanlage ein und richtete die Gummilinse auf meinen entblößten Körper. »Weiter nach unten bitte«, schrieb sie. Ich schlug ihr vor, in den Sprachmodus umzuschalten. Nach einer Minute antwortete sie: »Ich bin eine alte Intermediäre, die bald stirbt; ich weiß nicht, ob meine Stimme angenehm klingt. Aber wenn es dir lieber ist, dann ja …« Da begriff ich, daß sie mir nichts von ihrem Körper zeigen wollte; der Verfall im Intermediärstadium ist oft sehr drastisch.

Ihre Stimme war tatsächlich fast völlig synthetisch; aber ihre Intonationen hatten manchmal noch etwas Neo-Menschliches, vor allem bei den Vokalen, die eine seltsam sanfte Färbung annahmen. Ich machte einen langsamen Panoramaschwenk bis zu meinem Bauch. »Noch weiter nach unten …«, sagte sie mit kaum hörbarer Stimme. »Zeig mir doch bitte dein Geschlechtsteil.« Ich gehorchte; ich masturbierte mein Glied nach den Regeln, die uns die Höchste

Schwester gelehrt hat; manche weiblichen Intermediären haben gegen Ende ihres Lebens Sehnsucht nach einem männlichen Glied und betrachten es gern in den letzten Minuten ihres Reallebens; Marie22 gehörte offensichtlich zu ihnen – angesichts der Nachrichten, die wir in der Vergangenheit ausgetauscht hatten, wunderte mich das nicht wirklich.

Drei Minuten lang geschah nichts; dann erhielt ich die letzte Nachricht – Marie22 war wieder in den nichtvokalen Modus gegangen: »Danke, Daniel. Ich trenne jetzt die Verbindung, schreibe die letzten Seiten meines Kommentars und bereite mich dann auf das Ende vor. In ein paar Tagen wird sich Marie23 hier einrichten. Ich hinterlasse ihr deine IP-Adresse und bitte sie, Kontakt mit dir zu halten. In der Zeit nach der Zweiten Verringerung haben sich durch unsere Teilinkarnationen verschiedene Dinge ereignet; andere Dinge werden sich durch unsere zukünftigen Inkarnationen ereignen. Unsere Trennung wird keine endgültige sein; das ahne ich.«

Daniel1,11

»Uns geht es wie allen Künstlern,
wir glauben an unser Produkt.«
Gruppe Début de soirée

Mit trauriger Resignation machte ich mich in den ersten Oktobertagen wieder an die Arbeit – zu anderem war ich einfach nicht fähig. Nun, das Wort *Arbeit* ist vielleicht ein bißchen zu hoch gegriffen, um mein erstes Vorhaben zu charakterisieren – eine Rap-CD mit dem Titel »Fick die Beduinen« und dem Untertitel »Tribute to Ariel Sharon«. Sie wurde von der Kritik gut aufgenommen (ich zierte erneut das Cover von *Radikal Hip-Hop,* diesmal allerdings ohne mein Auto), verkaufte sich aber nicht besonders. In der Presse nahm ich wieder einmal die Position eines paradoxen Kreuzritters der freien Welt ein, aber der Skandal war nicht so heftig wie zur Zeit meiner Show »Am liebsten Gruppensex mit Palästinenserinnen« – diesmal, sagte ich mir mit einem leichten Gefühl der Nostalgie, waren die radikalen Islamisten wirklich *out.*

Die relativ schlechten Verkaufszahlen waren vermutlich darauf zurückzuführen, daß die Musik ziemlich mittelmäßig war; es war nicht einmal richtiger Rap, ich hatte mich damit begnügt, meine Sketche auf einem Drum'n'Bass-Rhythmus zu sampeln und ab und zu ein paar Vokalparts hinzuzufügen – Jamel Debbouze nahm an einem der Chorusse teil. Ich hatte immerhin einen Originalsong mit dem Titel »Reißt auf den Anus der Neger« geschrieben, mit dem ich recht zufrieden war: Neger reimte sich mal auf heißen Feger und mal auf integer; Anus auf Lapsus oder Cunnilingus; sehr hübsche *lyrics,* die sich auf mehreren Ebenen interpretieren ließen – der Journalist von *Radikal Hip-Hop,* der privat selbst ein Rapper war, es aber nicht gewagt hatte, in seiner Redaktion davon zu erzählen, war sichtlich beeindruckt, und in seinem Artikel verglich er mich sogar mit Maurice Scève. Der Titel hätte also durchaus zu einem Hit werden können, außerdem hatte ich einen guten *buzz;* es war wirklich schade, daß die Musik im Vergleich dazu etwas abfiel. Man hatte mir

viel Gutes über einen unabhängigen Produzenten namens Bertrand Batasuna erzählt, der Kultplatten, die nicht mehr zu finden waren, bei einem obskuren Label unter der Hand wieder herausbrachte; doch ich wurde bitter enttäuscht. Der Typ war nicht nur eine kreative Null – während der Aufnahme lag er schnarchend auf dem Teppichboden und furzte alle Viertelstunde –, er war auch privat sehr unangenehm, ein richtiger Nazi – später erfuhr ich, daß er tatsächlich bei der FANE mitgemischt hatte. Gott sei Dank bekam er nicht viel Geld; aber wenn das alles war, was Virgin mir als »neue französische Talente« anzubieten hatte, dann verdienten sie wirklich, von Sony BMG geschluckt zu werden. »Wenn wir Goldman oder Obispo genommen hätten, wie alle anderen Musiker, dann wäre uns das erspart geblieben …«, sagte ich schließlich zum künstlerischen Leiter von Virgin, der daraufhin einen langen Seufzer ausstieß; im Grunde war er mit mir einer Meinung, sein voriges Projekt mit Batasuna, eine auf Hardcore Techno gesampelte Polyphonie mit Schafen aus den Pyrenäen, war im übrigen ein kommerzieller Flop gewesen. Aber er verfügte eben nur über ein begrenztes Budget und konnte es sich nicht leisten, es zu überziehen, sonst hatte er darüber mit der Hauptgeschäftsstelle in New Jersey verhandeln müssen, kurz gesagt, ich gab's auf. Man kann sich eben auf niemanden verlassen. Mein Aufenthalt in Paris während der Zeit, in der ich die Aufnahme machte, war dennoch eher angenehm. Ich wohnte im Hotel Lutetia, was mich an Francis Blanche und die Kommandantur erinnerte, also an all die schönen Jahre, in denen ich voller Eifer und voller Haß war und die Zukunft noch vor mir hatte. Jeden Abend las ich vor dem Einschlafen Agatha Christie, vor allem ihre früheren Werke, ihre letzten Bücher hatten mich zu sehr bewegt, besonders *Endless night*, das mich in eine regelrechte Trance der Trauer versetzt hatte. Und beim Ende von *Curtain: Poirot's last case* hatte ich immer bei den letzten Sätzen des Abschiedsbriefs von Poirot an Hastings weinen müssen.

»Aber jetzt bin ich sehr demütig und sage wie ein Kind: ›Ich weiß es nicht…‹

Leben Sie wohl, cher ami! Das Amylnitrit ist nicht in Reichweite meines Bettes. Ich habe es weggetan. Ich ziehe es vor, mich ganz in die Hände des bon Dieu zu geben. Möge seine Strafe oder seine Gnade mir rasch zuteil werden!

Wir werden nie mehr zusammen auf die Jagd gehen, mein Freund. Unsere erste Jagd fand hier statt – und auch unsere letzte…

Es waren schöne Zeiten.

Ja, es waren schöne Zeiten ..,«

Außer dem Kyrieeleison der h-Moll-Messe und vielleicht dem Adagio von Barber gab es kaum etwas, was mich in solch einen Zustand versetzen konnte. Körperliches Gebrechen, Krankheit, Vergessen, all das war gut: Es war *real.* Vor Agatha Christie hatte niemand die Trostlosigkeit des körperlichen Verfalls und den allmählichen Verlust all dessen, was dem Leben Sinn und Freude verleiht, auf so ergreifende Weise dargestellt; und auch nach ihr war es niemandem gelungen, es ihr gleichzutun. Ein paar Tage lang hatte ich fast Lust, mich wieder meiner Karriere zu widmen und etwas Ernsthaftes zu beginnen. In dieser geistigen Verfassung rief ich Vincent Greilsamer an, den elohimitischen Künstler; er schien sich über meinen Anruf zu freuen, und wir beschlossen, uns noch am selben Abend zu treffen.

Ich kam mit fünf Minuten Verspätung in dem Bistro an der Porte de Versailles an, wo wir uns verabredet hatten. Er stand auf und winkte mir zu. Die Vereine zur Bekämpfung von Sekten geben im allgemeinen den Ratschlag, man solle sich nicht von dem positiven Eindruck beirren lassen, den ein erster Kontakt oder ein Einführungskurs sehr oft vermittelten, bei denen die schädlichen Seiten der Doktrin durchaus verschwiegen werden konnten. Ich muß sagen, daß ich bisher nicht recht sah, wo die Falle sein sollte; dieser Typ zum Beispiel machte einen völlig normalen Eindruck. Na gut, er war ein bißchen introvertiert und vermutlich ziemlich einsam, aber auch nicht mehr als ich. Er drückte sich einfach und sehr direkt aus.

»Ich kenne mich mit zeitgenössischer Kunst nicht besonders aus«, sagte ich entschuldigend. »Ich habe von Marcel Duchamp gehört, aber das ist schon alles.«

»Ja, er hat ohne Zweifel den größten Einfluß auf die Kunst des zwanzigsten Jahrhunderts ausgeübt. Seltsamerweise denkt man seltener an Yves Klein; dabei beziehen sich alle Leute, die Performances oder Happenings veranstalten oder etwas mit ihrem eigenen Körper machen, mehr oder weniger bewußt auf ihn.«

Er verstummte. Als er sah, daß ich nicht antwortete und nicht einmal zu begreifen schien, wovon er sprach, fuhr er fort:

»Schematisch gesehen gibt es drei große Tendenzen. Die erste und wichtigste, die 80 Prozent der Subventionen bekommt und deren Werke sich am teuersten verkaufen, läßt sich der Kategorie des *gore* zurechnen: Amputationen, Kannibalismus, Enukleationen usw. Alles, was zum Beispiel in Zusammenarbeit mit Massenmördern in der Kunst gemacht wird. Die zweite hat einen Bezug zum Humor: etwa die unmißverständliche Ironie im Zusammenhang mit dem Kunstmarkt im Stil von Ben; oder etwas feinsinnigere Dinge im Stil von Broodthaers, wo es darum geht, Unbehagen und Scham bei dem Zuschauer, dem Künstler oder bei beiden hervorzurufen, indem man ein miserables, jämmerliches Schauspiel aufführt, bei dem man sich ständig fragen muß, ob es irgendeinen künstlerischen Wert hat; es gibt auch eine Richtung, die sich mit Kitsch beschäftigt, sich ihm annähert, ihn streift und ihn manchmal sogar kurz erreicht, aber natürlich nur unter der Bedingung, daß ein Metatext zu erkennen gibt, daß man die Sache durchschaut. Und dann gibt es eine dritte Tendenz, das ist die Arbeit mit dem Virtuellen: Häufig sind es junge Leute, die von Mangas und Heroic-Fantasy-Filmen beeinflußt worden sind; viele fangen so an und ziehen sich dann auf die erste Tendenz zurück, nachdem sie gemerkt haben, daß man vom Internet nicht leben kann.«

»Ich nehme an, daß du dich keiner dieser drei Tendenzen zurechnest.«

»Ich mag Kitsch zuweilen ganz gern, ich habe nicht unbedingt ein Bedürfnis, mich darüber lustig zu machen.«

»Die Elohimiten gehen da ein bißchen weiter, oder?«

Er lächelte. »Weißt du, der Prophet geht ganz naiv damit um, das hat nichts Ironisches, das ist viel gesünder …« Mir fiel auf, daß er das Wort »Prophet« ganz natürlich ausgesprochen hatte, ohne daß sich seine Stimme dabei irgendwie verändert hätte. Glaubte er wirklich an die Elohim? Seine Abscheu vor der malerischen Produktion des Propheten müßte ihm doch eigentlich etwas peinlich sein; irgend etwas an diesem Mann entging mir, ich mußte sehr aufpassen, wenn ich ihn nicht vor den Kopf stoßen wollte; ich bestellte mir ein weiteres Bier.

»Im Grunde gibt es nur graduelle Unterschiede«, fuhr er fort. »Wenn man so will, ist alles Kitsch. Die ganze Musik ist Kitsch; Kunst ist Kitsch, Literatur ist Kitsch. Jede Emotion ist fast zwangsläufig Kitsch; und auch Gedanken sind Kitsch und in gewisser Weise sogar alle Handlungen. Das einzige, was absolut kein Kitsch ist, ist das Nichts.«

Er ließ mir ein bißchen Zeit, um über seine Worte nachzudenken, ehe er fortfuhr: »Hättest du Lust, dir anzusehen, was ich mache?«

Ich nahm die Einladung natürlich an. Am darauffolgenden Sonntag war ich am frühen Nachmittag bei ihm. Er wohnte in einem Einfamilienhaus in Chevilly-Larue, mitten in einem Gelände, das sich gerade in der Phase eines »schöpferischen Zerstörungsprozesses« befand, wie Schumpeter gesagt hätte: schlammige, verwahrloste Grundstücke mit Kränen und Bauzäunen, soweit das Auge reichte; ein paar halbfertige Wohnblocks und andere, von denen erst die Grundmauern existierten. Sein aus Kalkstein erbautes Haus, das vermutlich aus den dreißiger Jahren stammte, war das einzige aus dieser Zeit, das nicht dem Abriß zum Opfer gefallen war. Er trat vor die Tür, um mich zu begrüßen. »Das ist das Haus meiner Großeltern …«, sagte er. »Meine Großmutter ist vor fünf Jahren gestorben und mein Großvater drei Monate später. Ich glaube, er ist vor Kummer gestorben – es hat mich sogar überrascht, daß er überhaupt drei Monate durchgehalten hat.«

Als ich das Eßzimmer betrat, bekam ich fast einen Schock. Im

Gegensatz zu dem, was ich in zahlreichen Interviews zum Besten gegeben hatte, entstammte ich nicht der Arbeiterklasse; mein Vater hatte bereits die erste und schwierigste Hälfte des sozialen Aufstiegs geschafft – er hatte es bis zum *leitenden Angestellten* gebracht. Trotzdem *kannte ich* die Arbeiterklasse, während meiner ganzen Kindheit hatte ich bei meinen Onkeln und Tanten Gelegenheit genug gehabt, mich mit ihr vertraut zu machen: Ich kannte ihren Sinn für die Familie, ihre kindische Sentimentalität, ihre Vorliebe für Alpenbilder in knalligen Farben und ihre in Kunstleder gebundenen Sammlungen großer Schriftsteller. All das fand ich in Vincents Haus wieder, sogar die gerahmten Fotos und den grünen Samtbezug für das Telefon; er hatte seit dem Tod seiner Großeltern offensichtlich nicht die geringste Veränderung vorgenommen.

Etwas befangen ließ ich mich zu einem Sessel führen, ehe ich an der Wand das einzige Dekorationselement entdeckte, das wohl nicht aus dem letzten Jahrhundert stammte: ein Foto von Vincent, neben einem großen Fernseher sitzend. Auf einem niedrigen Tisch vor ihm standen zwei ziemlich grob gefertigte Skulpturen, die fast wirkten, als habe sie ein Kind gemacht, und die einen Brotlaib und einen Fisch darstellten. Auf dem Fernseher war in großen Lettern zu lesen: »Gebt den Menschen zu essen. Organisiert sie.«

»Das ist mein erstes Werk, das wirklich Erfolg hatte …«, erklärte er. »Anfangs war ich noch von Joseph Beuys beeinflußt, insbesondere von seiner Aktion: ›Dürer, ich führe persönlich Baader + Meinhof durch die documenta V‹. Das war in den siebziger Jahren, als die Terroristen der RAF in ganz Deutschland gesucht wurden. Damals war die »documenta« in Kassel die bedeutendste Ausstellung zeitgenössischer Kunst in der ganzen Welt; Beuys hatte zwei Schilder mit diesem Satz im Eingang der Ausstellung aufgestellt, um anzuzeigen, daß er bereit war, Baader oder Meinhof, wann immer sie wollten, durch die Ausstellung zu führen, um ihre revolutionäre Energie in eine positive Kraft zu verwandeln, die der ganzen Gesellschaft zugute kam. Das war absolut ernst gemeint, und darin liegt die Schönheit dieser Geste. Selbstverständlich sind weder Baader noch Meinhof gekommen: Zum einen erschien ihnen die zeitgenössische

Kunst als eine Verfallserscheinung der Bourgeoisie, und zum anderen fürchteten sie, es könne sich um eine Falle der Polizei handeln – was im übrigen durchaus möglich war, denn der »documenta« kam keinerlei besonderer Status zu; aber Beuys in seinem damaligen Größenwahn hatte vermutlich nicht einmal an die Existenz der Polizei gedacht.«

»Ich erinnere mich noch an irgend etwas im Zusammenhang mit Duchamp … Eine Gruppe, ein Spruchband mit einem Satz in der Art: ›Das Schweigen von Marcel Duchamp wird überbewertet.‹«

»Ja, genau; der Satz war ursprünglich auf deutsch verfaßt. Aber das ist genau das Prinzip der Aktionskunst: Es geht darum, eine wirksame Parabel zu schaffen, die anschließend mehr oder weniger abgewandelt von anderen aufgegriffen wird, um indirekt die gesamte Gesellschaft zu verändern.«

Natürlich war ich jemand, der das Leben, die Gesellschaft und die Dinge kannte; aber ich besaß nur eine alltägliche Kenntnis, die sich auf die geläufigen Motivationen der menschlichen Maschine beschränkte; meine Sicht war die eines *scharfen Beobachters gesellschaftlicher Ereignisse,* also die eines Balzac-Anhängers der Kategorie *medium light;* es war eine Weltsicht, in der Vincent keinen zuweisbaren Platz hatte, und zum erstenmal seit Jahren, ja, im Grunde zum erstenmal seit meiner Begegnung mit Isabelle fühlte ich mich leicht verunsichert. Seine Worte erinnerten mich an das Werbematerial von *Zwei Fliegen später,* insbesondere an die T-Shirts. Auf jedem von ihnen war ein Zitat aus Pierre Louys' *Handbuch des guten Benehmens für kleine Mädchen – zur Verwendung in Erziehungsheimen* abgedruckt, der Lieblingslektüre des Filmhelden. Insgesamt waren es etwa zwölf verschiedene Zitate; die T-Shirts waren aus einer neuartigen glitzernden, etwas durchsichtigen Faser hergestellt, die so leicht war, daß das T-Shirt in einer Zellophanhülle zusammen mit der Nummer von *Lolita* verkauft werden konnte, die kurz vor der Premiere des Films herausgekommen war. Bei der Gelegenheit hatte ich Isabelles Nachfolgerin kennengelernt, eine total unfähige Schnepfe, die kaum imstande war,

ihr Kennwort für den Computer im Gedächtnis zu behalten; trotzdem lief die Zeitschrift gut. Das Zitat, das ich für *Lolita* ausgesucht hatte, hieß: »Einem Armen ein paar Groschen zu geben, weil er nichts zu essen hat, ist gut; aber ihm einen zu blasen, weil er keine Geliebte hat, ist zuviel: das muß nicht sein.«

Also, sagte ich zu Vincent, im Grunde habe ich *Aktionskunst* gemacht, ohne es zu wissen. »Ja, ja…«, erwiderte er unsicher. In diesem Augenblick bemerkte ich leicht verlegen, daß er *errötete;* das war rührend und ein bißchen erschreckend. Gleichzeitig wurde mir klar, daß vermutlich noch nie eine Frau dieses Haus betreten hatte; denn eine Frau hätte als erstes die Inneneinrichtung geändert und wenigstens ein paar der Gegenstände weggeräumt, die eine Atmosphäre schafften, die nicht nur verstaubt wirkte, sondern sogar etwas von einer Leichenhalle hatte.

»Ab einem gewissen Alter ist es gar nicht mehr so leicht, Beziehungen zu unterhalten, finde ich …«, sagte er, als habe er meine Gedanken erraten. »Man hat kaum noch Gelegenheit und nicht mehr soviel Lust auszugehen. Und außerdem sind so viele Dinge zu erledigen, Formalitäten, Behördengänge … Einkäufe, Wäsche waschen. Und man braucht mehr Zeit, um die Gesundheit zu pflegen und körperlich einigermaßen in Form zu bleiben. Ab einem gewissen Alter geht es vor allem darum, das Leben zu managen.«

Seit Isabelle mich verlassen hatte, war ich es nicht mehr gewohnt, mit Menschen zu sprechen, die intelligenter waren als ich und imstande, meine Gedanken zu erraten; was er gerade gesagt hatte, war vor allem erschreckend wahr, und einen Augenblick lang blieben wir beide etwas befangen – sexuelle Themen sind immer ein bißchen heikel, und um die Atmosphäre aufzulockern, schnitt ich ein politisches Thema an, immer noch unter dem Aspekt der Aktionskunst, und erzählte ihm, wie die trotzkistische Splittergruppe *Lutte Ouvriere* ein paar Tage nach Öffnung der Berliner Mauer Dutzende von Aufrufen in Paris plakatiert hatte, auf denen zu lesen war: »Der Kommunismus ist noch immer die Zukunft der Welt.« Er hörte mir sehr aufmerksam und mit einem kindlichen Ernst zu, der mich allmählich bedrückte, und sagte dann zusammenfassend, daß

diese Aktion zwar möglicherweise eine politische Bedeutung gehabt habe, sie jedoch keinerlei poetische und künstlerische Dimension besitze, da *Lutte Ouvriere* in erster Linie eine Partei und somit eine ideologische Maschine war, und daß Kunst immer eine *cosa individuale* sei; sogar wenn sie sich in Form von Protest ausdrücke, habe sie nur dann einen Wert, wenn es sich um einen individuellen Protest handele. Er entschuldigte sich für seinen Dogmatismus, lächelte traurig und sagte dann: »Willst du sehen, was ich mache? Dann müssen wir nach unten gehen … Ich glaube, danach wird die Sache konkreter.« Ich stand auf und folgte ihm zu der Treppe, die vom Eingangsflur hinabführte. »Ich habe die Zwischenwände rausgerissen und dadurch einen Raum von zwanzig mal zwanzig Metern im Keller zur Verfügung; vierhundert Quadratmeter ist genau das Richtige für das, was ich im Augenblick mache …«, fuhr er mit unsicherer Stimme fort. Mir wurde immer unbehaglicher zumute: Ich hatte mich zwar schon oft mit Leuten über das Showgeschäft, über Medienarbeit und Mikrosoziologie unterhalten, aber nie über *Kunst*, und ich ahnte dunkel, dass es sich um etwas Neues handeln würde, das gefährlich und möglicherweise tödlich war; ein Bereich, in dem man – ähnlich wie in der Liebe – so gut wie nichts gewinnen, aber fast alles verlieren konnte.

Nach der letzten Stufe setzte ich den Fuß auf einen ebenen Boden und ließ das Treppengeländer los. Es herrschte völlige Finsternis. Hinter mir drückte Vincent auf einen Schalter.

Zunächst tauchten unbestimmte blinkende Formen auf, wie eine Prozession von winzigen Gespenstern; dann erhellte sich ein paar Meter links von mir ein Bereich. Ich begriff überhaupt nicht, aus welcher Richtung die Beleuchtung kam; das Licht schien von dem Raum selbst hervorgebracht zu werden. »BELEUCHTUNG IST METAPHYSIK …«: Der Satz ging mir mehrere Sekunden lang durch den Kopf, dann verschwand er. Ich ging auf die Gegenstände zu. In einem Kurort in Mitteleuropa fuhr ein Zug ein. Die schneebedeckten Berge im Hintergrund lagen in gleißendem Sonnenlicht; glitzernde Seen, Almen. Die jungen Damen sahen reizend aus, trugen

lange Kleider und Hüte mit Schleiern. Die Herren grüßten sie lächelnd und lüfteten den Zylinder. Alle sahen glücklich aus. »SCHÖNE NEUE WELT …«: Der Satz funkelte ein paar Sekunden auf und verschwand wieder. Die Lokomotive dampfte ein wenig, wirkte wie ein großes gutmütiges Tier. Alles schien sehr ausgeglichen, *an seinem Platz.* Die Beleuchtung wurde allmählich schwächer. Auf den Glaswänden des Casinos spiegelte sich die untergehende Sonne, und die herrschende Freude war von deutscher Ehrlichkeit geprägt. Dann wurde es wieder völlig dunkel, und im Raum wurde eine gewundene Linie aus durchsichtigen roten Plastikherzen sichtbar, die halb mit einer pulsierenden Flüssigkeit gefüllt waren. Ich folgte der Linie der Herzen, und eine neue Szene tauchte auf: Diesmal handelte es sich um eine asiatische Hochzeit, die vielleicht in Taiwan oder in Korea gefeiert wurde, auf jeden Fall in einem Land, das erst seit kurzem den Reichtum kannte. Mehrere blaßrote Mercedes setzten die Gäste auf dem Vorplatz einer neugotischen Kathedrale ab; der Bräutigam schwebte in einem weißen Smoking einen Meter über dem Erdboden durch die Luft, sein kleiner Finger war mit dem seiner Braut verschränkt. Dickbäuchige, von bunten Glühbirnen umgebene chinesische Buddhas bebten vor Freude. Eine seltsame, flüssige Musik wurde allmählich lauter, während sich das Brautpaar immer höher in die Lüfte erhob, bis es schließlich über der Hochzeitsgesellschaft schwebte – es hatte inzwischen die Höhe der Fensterrose der Kathedrale erreicht. Unter dem Applaus der Anwesenden gaben sich die beiden einen langen jungfräulichen und zugleich sehr intimen Kuß – ich sah, wie kleine Hände winkten. Im Hintergrund hoben Köche die Deckel von dampfenden Gerichten, das Gemüse bildete kleine farbige Flecken auf dem Reis. Knallkörper explodierten und es erklangen schmetternde Fanfaren.

Dann wurde es wieder dunkel, und ich schlug einen kaum zu erkennenden Weg ein, eine Art Fährte im Wald, umgeben von raschelndem grünen und goldenen Laub. Hunde tummelten sich auf der Engelslichtung, wälzten sich in der Sonne auf dem Boden. Später waren die Hunde mit ihren Herren zusammen, beschützten sie mit

liebevollem Blick, und anschließend waren sie tot, und auf der Lichtung erhoben sich kleine Stelen – zum Gedenken an die Liebe, an die Spaziergänge in der Sonne und die geteilte Freude. Kein Hund war vergessen worden: ihr Relieffoto schmückte die Stelen, vor die die Herren das Lieblingsspielzeug ihres Hundes gelegt hatten. Es war ein fröhlicher Moment, ohne Tränen.

In der Ferne bildeten sich in goldenen Lettern Worte, die scheinbar an zitternden Vorhängen befestigt waren. Das Wort »LIEBE«, das Wort »GÜTE«, das Wort »ZÄRTLICHKEIT«, das Wort »TREUE«, das Wort »GLÜCK«. Sie tauchten aus völliger Dunkelheit auf, nahmen eine mattgoldene Färbung an, die immer intensiver wurde, bis sie blendende Helle erreichten; dann verblaßten sie wieder eines nach dem anderen, folgten aber einander in ihrem Aufstieg zum Licht, so daß es aussah, als hätten sie sich gegenseitig hervorgebracht. Geleitet vom Licht, das nach und nach alle Winkel des Raums erhellte, ging ich weiter durch den Keller. Es folgten andere Szenen, andere Visionen, so daß ich allmählich das Zeitgefühl verlor und erst wieder richtig zu mir kam, als ich draußen auf einer Gartenbank aus Korb an einer Stelle saß, an der sich früher vielleicht einmal eine Terrasse oder ein Wintergarten befunden hatte. Die Dunkelheit legte sich über das Baugelände; Vincent hatte eine Lampe mit einem großen Lampenschirm angezündet. Ich war sichtlich mitgenommen, er stellte mir, ohne daß ich ihn darum bitten mußte, ein Glas Cognac hin.

»Die Schwierigkeit liegt darin, daß ich damit keine Ausstellung mehr machen kann…«, sagte er. »Es muß viel zu viel eingestellt werden, und es ist so gut wie unmöglich, die Installation zu transportieren. Eine Frau aus der Abteilung Bildende Kunst vom Ministerium ist hergekommen; die überlegen sich, ob sie nicht einfach das Haus kaufen, Videos machen und sie dann verkaufen.«

Ich begriff, daß er den praktischen oder finanziellen Aspekt der Sache aus reiner Höflichkeit anschnitt, um die Unterhaltung wieder auf ein normales Gleis zu lenken – es war völlig klar, daß materielle Fragen in seiner Situation, hart an der Grenze des emotionalen Überlebens, nur noch eine begrenzte Bedeutung haben konnten. Ich

wußte nichts darauf zu erwidern, wackelte mit dem Kopf und schenkte mir ein weiteres Glas Cognac ein; seine Selbstbeherrschung in diesem Augenblick wirkte geradezu erschreckend auf mich.

»Es gibt einen berühmten Satz«, fuhr er fort, »der Künstler in zwei Kategorien einteilt: die Revolutionäre und die Dekorateure. Man darf sagen, daß ich mich für die Dekorateure entschieden habe. Allerdings habe ich im Grunde keine andere Wahl gehabt, das Leben hat die Sache für mich entschieden. Ich erinnere mich noch an meine erste Ausstellung in der Galerie Saatchi in New York für die Aktion ›Feed the people. Organize them‹ – sie hatten den Titel übersetzt. Ich war ziemlich beeindruckt, es war das erstemal seit langer Zeit, daß ein französischer Künstler in einer bedeutenden New Yorker Galerie ausstellte. Damals war ich auch noch ein Revolutionär und vom revolutionären Wert meiner Arbeit überzeugt. Es war ein eiskalter Winter in New York, jeden Morgen fand man auf den Straßen erfrorene Penner; ich war überzeugt, die Leute würden, nachdem sie meine Arbeit gesehen hatten, sofort ihre Einstellung ändern, auf die Straße gehen und die Aufforderung wörtlich befolgen, die auf dem Bildschirm zu lesen war. Selbstverständlich geschah nichts von alledem: Die Leute kamen, nickten, wechselten ein paar kluge Worte und gingen wieder.

Ich nehme an, daß Revolutionäre fähig sind, sich der Brutalität der Welt zu stellen, und darüber hinaus imstande sind, mit noch größerer Brutalität darauf zu antworten. Ich hatte diesen Mut einfach nicht. Dabei war ich sehr ehrgeizig, aber es kann sein, daß Dekorateure im Grunde noch ehrgeiziger sind als Revolutionäre. Vor Duchamp bestand das höchste Ziel des Künstlers darin, eine persönliche, aber zugleich exakte, das heißt aufrüttelnde Sichtweise der Welt zu vertreten; das war bereits ein äußerst ehrgeiziger Anspruch. Seit Duchamp begnügt sich der Künstler nicht mehr damit, eine bestimmte Sichtweise der Welt zu vertreten, sondern er bemüht sich, seine eigene Welt zu schaffen; er wird zum Rivalen Gottes. In meinem Keller bin ich Gott. Ich habe beschlossen, ein leicht zugängliches kleines Universum zu schaffen, in dem man nur dem Glück begegnet. Der regressive Charakter meiner Arbeit ist mir

völlig bewußt; ich weiß, daß man sie mit der Haltung der Jugendlichen vergleichen kann, die sich für ihre Briefmarkensammlung, ihr Herbarium oder sonst irgendeine begrenzte Welt in schillernden Farben begeistern, anstatt sich mit den Problemen der Jugend auseinanderzusetzen. Niemand wagt es, mir das offen ins Gesicht zu sagen, ich habe gute Kritiken in *Art Press* wie auch in den meisten europäischen Medien; aber ich habe die Verachtung im Blick der jungen Frau vom Ministerium gesehen. Sie war schlank, stark gebräunt und ganz in weißes Leder gekleidet – äußerst sexy; ich habe sofort gemerkt, daß sie mich wie ein kleines, behindertes, sehr krankes Kind betrachtete. Sie hat recht: Ich bin ein kleines, behindertes, sehr krankes Kind, das nicht lebensfähig ist. Ich kann mich der Brutalität der Welt nicht stellen; es gelingt mir einfach nicht.«

Als ich wieder im Hotel Lutetia war, hatte ich Mühe einzuschlafen. Vincent hatte ganz offensichtlich jemanden in seinen Kategorien vergessen. Genau wie der Revolutionär stellt sich der Humorist der Brutalität der Welt und antwortet darauf mit noch größerer Brutalität. Seine Aktion zielt jedoch nicht darauf ab, die Welt zu verändern, sondern sie ganz einfach annehmbar zu machen, indem er die Gewalt, die für jede revolutionäre Aktion erforderlich ist, in *Lachen* verwandelt – und nebenbei auch eine ganze Menge Kohle macht. Kurz gesagt, wie alle Spaßmacher und Hofnarren seit Urzeiten war ich eine Art *Kollaborateur*. Ich ersparte der Welt schmerzhafte und überflüssige Revolutionen – denn die Wurzel aller Übel war biologisch bedingt und unabhängig von jeder erdenklichen Form gesellschaftlicher Veränderung; ich sorgte für Klarheit, verhinderte aber die Aktion und vernichtete die Hoffnung; meine Bilanz war ziemlich gemischt.

Innerhalb weniger Minuten hielt ich mir meine ganze Karriere und insbesondere meine Filmkarriere noch einmal vor Augen. Rassismus, Pädophilie, Kannibalismus, Vatermord, Folterung und barbarische Handlungen: In knapp zehn Jahren hatte ich fast alle zugkräftigen

Themen abgehakt. Es war wirklich seltsam, sagte ich mir noch einmal, daß die Verbindung von Bosheit und Lachen in der Filmbranche als echte Neuerung betrachtet wurde; sie lasen wohl nicht oft Baudelaire in diesem *Milieu.*

Dann blieb noch die Pornographie, an der sich alle die Zähne ausgebissen hatten. Sie schien bisher noch jedem Versuch, die Sache auf ein höheres Level zu bringen, zu widerstehen. Weder eine virtuose Kameraführung noch eine raffinierte Beleuchtung hatten etwas daran ändern können: Im Gegenteil, sie schienen eher ein Handikap zu sein. Auch ein ans *Dogma* 95 angelehnter Versuch mit Handkameras und Bildern aus einer Videoüberwachung war nicht erfolgreicher: Die Leute wollten Bilder, die scharf und deutlich waren. Häßlich, aber scharf und deutlich. Die Versuche, »anspruchsvolle Pornographie« zu produzieren, waren an Lächerlichkeit kaum zu überbieten und kommerziell ein totaler Flop. Die alte Devise der Marketingspezialisten »Natürlich wollen die Leute Standardprodukte, das hält sie aber nicht davon ab, unsere Luxusartikel zu kaufen« schien diesmal endgültig widerlegt zu sein, und der Sektor, der immerhin einer der lukrativsten der Filmbranche war, wurde obskuren ungarischen oder gar lettischen Stümpern überlassen. Zu der Zeit, als ich *»Gras mir den Gazastreifen ab«* drehte, hatte ich zu Dokumentarzwecken einen Nachmittag lang den Dreharbeiten eines der letzten noch aktiven französischen Filmemacher namens Ferdinand Cabarel zugeschaut. Es war keine vergeudete Zeit – auf menschlicher Ebene, meine ich. Trotz seines Namens, der auf eine Herkunft aus dem Südwesten Frankreichs schließen ließ, glich Ferdinand Cabarel einem ehemaligen Groupie von AC/DC: bleiche Hautfarbe, fettes, schmutziges Haar, ein T-Shirt mit dem Aufdruck »Fuck your cunts« und Totenkopfringen. Ich sagte mir sogleich, daß ich selten so einen blöden Arsch gesehen hatte. Er konnte sich nur dadurch über Wasser halten, daß er seinen Teams einen tierischen Rhythmus abverlangte – er drehte pro Tag etwa vierzig Minuten, die verwendbar waren, machte nebenbei noch Werbe-Fotos für *Hot Video* und wurde darüber hinaus von der Branche als *Intellektueller* angesehen, vielleicht weil er behauptete, *Filme aus einem inneren*

Bedürfnis zu machen. Ich lasse die Dialoge mal beiseite (»Ich mach dich geil, alte Schlampe, hm?« »Ja, du machst mich geil, du scharfe Sau«), ich gehe auch auf die bescheidenen Szenenanweisungen nicht weiter ein (»Jetzt kommt ein Dreier« wies natürlich darauf hin, daß die Schauspielerin von zwei Männern gleichzeitig penetriert wurde), nein, vor allem hat es mich verblüfft, mit welch unglaublicher Verachtung er die Schauspieler behandelte, vor allem die männlichen. Ohne die geringste Ironie, ohne jeden Humor brüllte Cabarel seinen Darstellern Sätze durchs Megaphon, wie zum Beispiel: »Wenn ihr nicht bald einen hochkriegt, ihr Säcke, dann gibt's keine Kohle!« oder: »Wenn der Arsch abspritzt, kann er gleich gehen …« Der Schauspielerin stand wenigstens ein Mantel aus unechtem Pelz zur Verfügung, damit sie ihre Blöße zwischen zwei Aufnahmen bedecken konnte; die männlichen Schauspieler mußten sich selbst eine Wolldecke mitbringen, wenn sie sich aufwärmen wollten. Schließlich gingen die Männer ja nur ins Kino, um die Schauspielerin zu sehen, sie würde vielleicht eines Tages auf dem Cover von *Hot Video* abgebildet werden; die männlichen Schauspieler wurden ganz einfach wie Pimmel auf zwei Beinen behandelt. Außerdem erfuhr ich (nicht ohne Schwierigkeiten, denn die Franzosen sprechen ja, wie man weiß, nicht gern über ihr Gehalt), daß die Schauspielerin fünfhundert Euro pro Drehtag verdiente, während sich die Kollegen mit hundertfünfzig begnügen mußten. Sie machten diesen Job nicht einmal, um Geld zu verdienen: so unglaublich und erschütternd sich das auch anhören mag, sie taten es, *um Weiber zu vögeln.* Ich erinnerte mich vor allem an die Szene in einer Tiefgarage: Es war bitterkalt, und als ich den beiden Typen zusah, Fred und Benjamin (der eine war Gruppenleiter bei der Feuerwehr und der andere Verwaltungsangestellter), die sich trübsinnig einen abwichsten, um bei dem anschließenden *Dreier* in Form zu sein, sagte ich mir, daß Männer doch manchmal wirklich brave Tiere waren, wenn eine Möse ins Spiel kam.

Diese wenig erfreuliche Erinnerung brachte mich nach einer so gut wie durchwachten Nacht schließlich dazu, ein Drehbuch zu entwickeln, dem ich vorläufig den Titel *»Die Swinger der Autobahn«*

gab und das mir erlauben würde, sehr geschickt die kommerziellen Vorteile von Pornographie und extremer Gewalt zu verbinden. Während des Vormittags schrieb ich die Sequenz, die dem Vorspann vorausgehen sollte, und stopfte mich dabei mit Brownies in der Bar des Lutetia voll. Eine große schwarze Limousine (vielleicht ein Packard aus den sechziger Jahren) fuhr langsam zwischen Viehweiden und leuchtend gelben Ginsterbüschen eine Landstraße entlang (ich hatte vor, den Film in Spanien zu drehen, vermutlich in der Region Las Hurdes, die im Mai sehr schön ist); der Wagen erzeugte beim Fahren ein dumpfes Brummen (so ähnlich wie ein Bomber, der zu seinem Stützpunkt zurückfliegt).

Mitten auf einer Weide liebte sich ein Paar in freier Natur (es war eine Weide mit hohem Gras und vielen Blumen, Klatschmohn, Kornblumen und gelbe Blumen, deren Name mir im Moment nicht einfiel, aber ich schrieb an den Rand: »Vor allem viel gelbe Blumen«). Der Rock der jungen Frau war gerafft, ihr T-Shirt bis über die Brüste hochgeschoben, kurz gesagt, sie machte den Eindruck einer *geilen Sau.* Sie hatte die Hose des Mannes aufgeknöpft und bedachte ihn mit einer Fellatio. Ein Traktor mit gedrosseltem Motor, der im Hintergrund zu sehen war, schien darauf hinzudeuten, daß es sich um ein junges Bauernpaar handelte. Eine kleine Lutschpartie in einer Pause beim Pflügen, *Le sacre du printemps* usw. Eine Kamerafahrt nach hinten klärte uns aber bald darüber auf, daß das Liebespaar sein Spielchen im Bildfeld einer Kamera trieb und daß es sich in Wirklichkeit um Dreharbeiten für einen Pornofilm handelte, und zwar vermutlich um einen eher anspruchsvollen Film, da ein komplettes Team am Drehort war.

Der Packard hielt auf einer Anhöhe neben der Weide an, und zwei Killer in schwarzen Zweireihern stiegen aus. Sie mähten das junge Paar und das Team mit Schnellfeuergewehren nieder. Ich zögerte, dann strich ich »mähten mit Schnellfeuergewehren« durch: Es war besser, ein originelleres Verfahren zu wählen, zum Beispiel einen Diskuswerfer, der messerscharfe Scheiben durch die Luft schleuderte, um die Leute damit zu zerfetzen, vor allem das Liebespaar. Man durfte mit solchen Effekten nicht zu sparsam

umgehen, sich nicht davor scheuen, den abgetrennten Pimmel im Mund der Frau zu zeigen usw.; man mußte einfach Szenen mit netten Bildern drehen, wie mein Produzent von *»Diogenes der Kyniker«* das genannt hätte. Ich schrieb an den Rand: »dafür sorgen, daß dem Typen die Eier abgerissen werden«.

Am Ende der Sequenz stieg ein beleibter Mann mit kohlschwarzem Haar und pockennarbigem, fettglänzendem Gesicht, der ebenfalls einen schwarzen Zweireiher trug, in Begleitung eines finster dreinblickenden Greises hinten aus dem Auto, der eine gewisse Ähnlichkeit mit William Burroughs hatte und dessen spindeldürrer Körper in einen Überzieher gehüllt war. Dieser betrachtete das Blutbad (rote Fleischfetzen auf der Weide, gelbe Blumen, Männer in schwarzen Anzügen), seufzte leicht, wandte sich zu seinem Gefährten um und sagte: »*A moral duty, John.«*

Nach mehreren blutigen Morden, die zumeist an jungen Paaren verübt wurden – zum Teil waren es noch halbe Kinder –, stellte sich heraus, daß diese etwas zwielichtigen Gestalten Mitglieder einer fundamentalistischen katholischen Vereinigung waren, die möglicherweise Opus Dei nahestand; von diesem Seitenhieb gegen das Auftrumpfen der Hüter der öffentlichen Moral versprach ich mir, die Sympathie der linken Kritiker zu gewinnen. Kurz darauf wurde jedoch deutlich, daß die Killer selbst von einem zweiten Team gefilmt wurden und das eigentliche Ziel der Sache nicht die Vermarktung von Pornofilmen, sondern die von Aufnahmen war, die extreme Gewalt vor Augen führten. Erzählung in der Erzählung, Film im Film usw. Eine bombensichere Sache.

Wie ich meinem Agenten noch am selben Abend erklärte, hatte ich mich wieder an die Arbeit gemacht, kam voran, fand allmählich meinen Rhythmus wieder; er zeigte sich erfreut darüber, gestand mir, daß er sich Sorgen gemacht habe. Bis zu einem gewissen Punkt hatte ich es ehrlich gemeint. Erst zwei Tage später, als ich wieder nach Spanien zurückflog, wurde mir im Flugzeug klar, daß ich dieses Drehbuch nie zu Ende schreiben würde – vom Drehen ganz zu schweigen. In Paris ist man einer gewissen Aufruhrstimmung ausgesetzt, die einem die Illusion vermittelt, man könne alle Projekte

verwirklichen, die einem durch den Kopf schwirren; doch sobald ich wieder in San Jose war, das wußte ich, würde ich mich wie versteinert fühlen. Auch wenn ich mich noch so weltmännisch aufgespielt hatte, war ich jetzt dabei, mich zusammenzukrümmen wie ein alter Affe; ich fühlte mich völlig verbraucht, total ausgebrannt; das Gemurmel und Geschwafel, das ich von mir gab, war schon das eines Tattergreises. Ich war inzwischen siebenundvierzig und hatte mich seit dreißig Jahren bemüht, meine Mitmenschen zum Lachen zu bringen; doch jetzt war ich kaputt, wie erschossen, am Ende. Die Neugier, die manchmal noch in dem Blick aufflackerte, den ich auf die Welt warf, würde bald erlöschen, und dann würde ich den Steinen gleichen, mit dem Unterschied, daß ich noch dazu litt. Meine Karriere war kein Mißerfolg gewesen, zumindest kommerziell: Wenn man die Welt gewalttätig genug angreift, spuckt sie schließlich ihr dreckiges Geld aus; aber Freude kann sie einem nie wiedergeben, nie.

Daniel24,11

Vermutlich im gleichen Alter wie Marie22, ist Marie23 eine charmante, fröhliche Frau des Neo-Menschengeschlechts. Auch wenn das Altern für uns nicht so tragisch ist wie für die Menschen der letzten Epoche, ist es doch mit einem gewissen Schmerz verbunden. Dieser ist gemäßigt…, wie es auch unsere Freuden sind; dennoch gibt es individuelle Unterschiede. Marie22 zum Beispiel schien in manchen Augenblicken der Menschheit erstaunlich nahe gestanden zu haben, wie die folgende Nachricht beweist, die überhaupt nicht im Ton der Neo-Menschen verfallt ist und die sie mir schließlich doch nicht zugesandt hat (Marie23 hat sie gestern beim Durchsehen ihres Archivs gefunden):

Eine alte verzweifelte Frau
Mit einer Hakennase
Geht im Regenmantel
Über den Petersplatz.

44124, 359, 4211, 4311. Vernunftbegabte kahlköpfige, graugekleidete alte Menschen fahren in einem Abstand von mehreren Metern in Rollstühlen aneinander vorbei. Sie bewegen sich in einem riesigen grauen kahlen Gelände – es gibt keinen Himmel und keinen Horizont, nichts; nur das Grau. Jeder murmelt mit eingezogenem Kopf etwas in sich hinein, ohne die anderen zu bemerken und ohne auch nur auf das Gelände zu achten. Bei näherer Betrachtung stellt man fest, daß sie sich auf einer Ebene bewegen, die eine leichte Schräge aufweist; kleine Höhenunterschiede bilden ein Netz von Höhenlinien, denen die Rollstühle folgen und die normalerweise jede Möglichkeit einer Begegnung verhindern.

Ich habe den Eindruck, daß Marie22 in diesen Bildern versucht hat, das auszudrücken, was die Angehörigen des ehemaligen Menschengeschlechts empfunden hätten, wenn sie mit der objektiven Realität unseres Lebens konfrontiert worden wären – was auf die

Wilden übrigens nicht zutrifft: Auch wenn sie zwischen unseren Anwesen umherlaufen, lernen sie sehr schnell, sich diesen nicht zu nähern, und haben daher nicht die geringste Vorstellung von unseren realen technischen Lebensbedingungen.

Wie ihr Kommentar bezeugt, scheint Marie22 gegen Ende ihres Lebens sogar ein gewisses Mitleid mit den Wilden empfunden zu haben. Darin stand sie in gewisser Weise Paul24 nah, mit dem sie im übrigen einen regen Schriftwechsel unterhalten hat; aber während Paul24 in einem Ton, der an Schopenhauer erinnerte, das Dasein der Wilden, das zu ständigem Schmerz verdammt war, als Absurdität bezeichnete und ihnen die Segnung eines schnellen Todes wünschte, hat Marie22 den Gedanken ausgesprochen, daß ihnen möglicherweise ein anderes Schicksal hätte zuteil werden können und daß sie unter gewissen Umständen ein weniger tragisches Ende hätten finden können. Dabei war es erwiesen, daß der körperliche Schmerz, der das Dasein der Menschen begleitete, untrennbar mit ihrem Dasein verbunden und eine direkte Folge des unvollkommenen Aufbaus ihres Nervensystems war, ebenso wie ihre Unfähigkeit, konfliktfreie Beziehungen untereinander zu schaffen, auf einen relativ schwach entwickelten Gemeinsinn zurückging, der in bezug auf die Komplexität der Gesellschaften, die ihre geistigen Fähigkeiten ihnen zu gründen erlaubten, unzulänglich war – all das wurde bereits auf der Ebene eines Stammes mittlerer Größe deutlich, ganz zu schweigen von den riesigen Zusammenballungen, die mit den ersten Etappen ihres endgültigen Verschwindens verknüpft bleiben sollten.

Die Intelligenz ermöglicht die Beherrschung der Welt; sie konnte nur innerhalb einer gesellschaftlich organisierten Gattung und auf dem Weg über die Sprache entstehen. Diese Gemeinschaftsfähigkeit, die die Entstehung der Intelligenz erlaubt hatte, sollte später die soziale Entwicklung hemmen, und zwar von dem Augenblick an, da die Technik künstlicher Übermittlung zum Einsatz kam. Das Verschwinden des Gesellschaftslebens war der Weg, wie die Höchste Schwester lehrt. Dennoch läßt sich nicht leugnen, daß das Verschwinden jeglicher Form von Körperkontakt bei den Neo-

Menschen manchmal den Charakter einer Askese gehabt haben kann und noch hat; diesen Begriff verwendet im übrigen die Höchste Schwester in ihren Botschaften selbst, zumindest in ihrer intermediären Formulierung. Die Botschaften, die ich selbst an Marie22 gerichtet habe, hatten zum Teil auch einen eher affektiven als kognitiven oder rein informativen Charakter. Auch wenn ich für sie nicht das empfand, was die Menschen mit dem Namen Begehren bezeichnet haben, habe ich mich wohl hin und wieder auf die Ebene des *Gefühls* ziehen lassen.

Die unbehaarte, empfindliche, schlecht durchblutete Haut der Menschen hatte ein unglaubliches Bedürfnis nach Liebkosungen. Eine bessere Durchblutung der subkutanen Hautschichten und eine leichte Verringerung der Empfindlichkeit der Nervenfasern vom Typ L haben es den Neo-Menschen schon in den ersten Generationen erlaubt, den mit dem Kontaktmangel verbundenen Schmerz zu mildern. Dennoch konnte ich mir nur schwer vorstellen, einen Tag zu verbringen, ohne das Fell von Fox zu streicheln und ohne die Wärme seines liebevollen kleinen Körpers zu spüren. Dieses Bedürfnis hat auch trotz des Schwindens meiner Kräfte nicht nachgelassen, ich habe sogar den Eindruck, daß es immer dringender wird. Fox spürt es, ist weniger aufs Spielen bedacht, schmiegt sich an mich, legt den Kopf auf meinen Schoß; wir verbringen ganze Nächte in dieser Haltung – nichts ist schöner als sanfter Schlaf in Gegenwart eines geliebten Wesens. Dann geht die Sonne auf, erhebt sich über der Residenz; ich stelle Fox seinen Freßnapf hin und koche mir einen Kaffee. Ich weiß jetzt, daß ich meinen Kommentar nicht zu Ende schreiben werde. Ich verlasse ohne wirkliches Bedauern ein Leben, das mir keine große Freude bereitet hat. Im Hinblick auf den Tod sind wir zu einer Haltung gekommen, die den Texten der ceylonesischen Mönche zufolge etwa der entspricht, die die Buddhisten des »kleinen Fahrzeugs« zu erreichen suchten; unser Leben im Augenblick des Dahinscheidens »gleicht einer Kerze, die man ausbläst«. Wir können auch sagen, um mit den Worten der Höchsten Schwester zu sprechen, daß unsere Generationen aufeinander folgen »wie die Seiten eines Buchs, das man durchblättert«.

Marie23 schickt mir mehrere Nachrichten, die ich unbeantwortet lasse. Daniel25 wird die Aufgabe zufallen, den Kontakt aufrechtzuerhalten, wenn er es wünscht. Eine leichte Kälte macht sich in meinen Gliedmaßen bemerkbar, Zeichen, daß meine letzte Stunde naht. Fox spürt es, jault leise, leckt mir die Zehen ab. Ich habe Fox schon mehrmals sterben sehen, ehe er durch seinesgleichen ersetzt wurde; ich habe zugesehen, wie sich seine Augen schlossen und sein Herz zum Stillstand kam, ohne daß der tiefe animalische Friede seiner schönen braunen Augen davon gestört wurde. Ich bin nicht zu dieser Weisheit fähig, keinem Neo-Menschen wird das je gelingen; ich kann mich diesem Stadium nur annähern, den Rhythmus meiner Atmung und meiner Mentalprojektionen absichtlich verlangsamen.

Die Sonne steigt höher, erreicht den Zenit; dennoch spüre ich, wie die Kälte immer stärker wird. Undeutliche Erinnerungen treten mir vor Augen und verschwinden wieder. Ich weiß, daß meine Askese nicht unnütz war; ich weiß, daß ich an der Substanz der Zukünftigen teilhaben werde.

Auch die Mentalprojektionen verschwinden nach und nach. Mir bleiben vermutlich noch ein paar Minuten. Ich spüre nichts anderes als eine leichte Traurigkeit.

Zweiter Teil

Kommentar von Daniel25

Daniel I,12

Im ersten Lebensabschnitt wird man sich seines Glücks erst bewußt, wenn man es verloren hat. Dann kommt ein zweiter Abschnitt, ein Alter, in dem man, sobald sich ein neues Glück abzeichnet, bereits weiß, daß es nur von kurzer Dauer sein wird. Als ich Belle kennenlernte, begriff ich, daß der zweite Lebensabschnitt für mich begonnen hatte. Ich begriff auch, daß ich noch nicht das Alter der dritten Phase erreicht hatte, in dem einen die Vorwegnahme des Glücksverlusts daran hindert, sich auf das Glück einzulassen.

Was Belle angeht, möchte ich ganz einfach, ohne zu übertreiben und ohne metaphorische Verbrämung, sagen, daß sie mich zu neuem Leben erweckt hat. Mit ihr habe ich Momente höchsten Glücks erlebt. Vielleicht war es das erstemal, daß ich die Gelegenheit hatte, diesen einfachen Satz auszusprechen. Mit ihr habe ich Momente höchsten Glücks erlebt; in ihr oder neben ihr; wenn ich in ihr war und auch kurz davor oder kurz danach. In jenem Stadium war die Zeit noch gegenwärtig; es gab lange Momente, in denen sie stillzustehen schien, und dann machte sie sich wieder in einem »und dann« bemerkbar. Später, ein paar Wochen nach unserer Begegnung, verschmolzen diese Momente des Glücks, wurden eins; und mein ganzes Leben wurde in ihrer Gegenwart, unter ihren Augen zu reinem Glück.

Belle hieß in Wirklichkeit Esther. Ich habe sie nie Belle genannt – nie in ihrer Gegenwart.

Es war eine seltsame Geschichte. Eine herzzerreißende, wirklich herzzerreißende Geschichte, *ma Belle*. Und das Seltsame daran war, daß sie mich im Grunde nicht überrascht hat. Vermutlich hatte ich in den Beziehungen, die ich mit anderen Menschen unterhielt (ich hätte fast geschrieben: »in den offiziellen Beziehungen, die ich mit anderen Menschen unterhielt«; denn das trifft in gewisser Weise durchaus zu), die Tendenz, meinen Zustand der Verzweiflung zu überschätzen. Irgend etwas in mir wußte also und hatte schon immer gewußt, daß ich eines Tages die Liebe kennenlernen würde – ich

meine eine gegenseitige, erwiderte Liebe, die einzige, die wirklich zählt, die einzige, die uns zu einer anderen Form der Wahrnehmung bringt, in der der Individualismus einen Knacks bekommt, die Lebensbedingungen verändert wirken und das Weiterleben gerechtfertigt erscheint. Dabei war ich nicht gerade naiv; ich wußte, daß die meisten Menschen auf die Welt kommen, älter werden und sterben, ohne die Liebe kennenzulernen. Kurz nach Ausbruch des sogenannten »Rinderwahnsinns« wurden neue Normen definiert, um die Herkunft des Rindfleischs zurückverfolgen zu können. In den Fleischabteilungen der Supermärkte und in Fast-Food-Restaurants konnte man plötzlich kleine Aufkleber entdecken, auf denen in der Regel etwa folgendes stand: »In Frankreich geboren und aufgewachsen. In Frankreich geschlachtet.« Ein einfaches Leben, fürwahr.

Wenn man nur die äußeren Umstände betrachtet, war der Beginn unserer Beziehung ziemlich banal. Ich war siebenundvierzig, als wir uns kennenlernten, und sie zweiundzwanzig. Ich war reich, sie war schön. Außerdem war sie Schauspielerin, und Filmregisseure schlafen bekanntermaßen ja mit ihren Schauspielerinnen; manche Filme scheinen sogar nur aus diesem Grund gedreht worden zu sein. Aber konnte man mich wirklich als *Filmregisseur* ansehen? Als Regisseur hatte ich nur *Zwei Fliegen später* vorzuweisen, und ich hatte gerade mit dem Gedanken gespielt, darauf zu verzichten, *Die Swinger der Autobahn* zu drehen – in Wirklichkeit hatte ich diesen Entschluß schon auf der Rückreise von Paris gefaßt, denn als das Taxi vor meiner Residenz in San Jose hielt, spürte ich ganz deutlich, daß ich nicht mehr die Kraft dazu hatte und daß ich dieses Projekt wie auch alle anderen fallenlassen würde. Allerdings war die Sache inzwischen schon weitergediehen, und ich fand ein knappes Dutzend Faxe von europäischen Produzenten vor, die etwas mehr darüber erfahren wollten. Mein Expose hatte sich auf einen Satz beschränkt: »Es geht darum, die kommerziellen Vorteile von Pornographie und extremer Gewalt zu verbinden.« Es war kein wirkliches Expose, sondern höchstens ein *pitch*, aber das sei gut, hatte mir mein Agent gesagt, viele junge Regisseure täten das heute, ich war also ein

moderner Filmemacher, ohne es zu wollen. Ich fand auch drei DVDs der größten spanischen Künstleragenturen vor; ich hatte bei ihnen mal angefragt und angegeben, daß der Film »möglicherweise einen sexuellen Inhalt« habe.

So hat also die größte Liebesgeschichte meines Lebens begonnen: auf vorhersehbare, konventionelle und wenn man will sogar vulgäre Weise. Ich schob ein Gericht namens Arroz Tres Delicias in die Mikrowelle und legte eine der drei DVDs in den Player. Noch ehe das Essen heiß war, war mir schon klar, daß die ersten drei Mädchen nicht in Frage kamen. Nach zwei Minuten klingelte es, ich nahm das Schälchen aus dem Gerät und fügte etwas Suzi-Weng-Chilisoße hinzu; gleichzeitig begann auf dem riesigen Bildschirm hinten im Wohnzimmer der Trailer mit Esther.

Ich ging schnell über die ersten beiden Szenen hinweg, die Ausschnitte aus irgendeiner Sitcom und einer vermutlich noch schlechteren Krimiserie waren; aber irgend etwas hatte meine Aufmerksamkeit geweckt, ich ließ den Finger auf der Fernbedienung liegen, und als der dritte Ausschnitt begann, drückte ich sofort auf den Knopf, um auf normale Geschwindigkeit zurückzuschalten.

Sie stand nackt in einem ziemlich unbestimmbaren Raum – vermutlich einem Künstleratelier. Bei der ersten Aufnahme wurde sie mit gelber Farbe bespritzt – derjenige, der die Farbe verspritzte, war nicht im Bild. Anschließend lag sie mitten in einer blendenden Lache aus gelber Farbe. Der Künstler – man sah nur seine Arme – goß einen Eimer blauer Farbe über sie aus und verteilte diese über ihren Bauch und ihre Brüste; sie blickte dabei belustigt und vertrauensvoll in seine Richtung. Er ergriff ihre Hand und half ihr, sich auf den Bauch zu legen, dann goß er wieder Farbe auf sie und verteilte diese über ihren Rücken und ihren Hintern; sie bewegte dabei den Hintern im Rhythmus seiner Hände. Ihr Gesichtsausdruck und jede ihrer Gesten hatten etwas Unschuldiges, eine sinnliche Anmut, die geradezu ergreifend war.

Ich kannte die Arbeiten von Yves Klein, ich hatte mich nach meinem Besuch bei Vincent über ihn informiert und wußte daher,

daß diese Aktion weder sonderlich originell noch künstlerisch interessant war; doch wer denkt schon an Kunst, wenn das Glück in greifbare Nähe rückt? Ich sah mir den Ausschnitt zehnmal nacheinander an: Ich hatte eine Erektion, das stimmt, aber ich glaube, ich habe in diesen ersten Minuten auch eine ganze Menge kapiert. Mir ging auf, daß ich Esther lieben würde, daß ich sie heftig lieben würde, ohne die geringste Rückendeckung und ohne Hoffnung auf Erwiderung. Ich begriff, daß diese Geschichte so überwältigend sein würde, daß sie mich umbringen konnte und mich vermutlich sogar umbringen würde, sobald Esther mich nicht mehr liebte, schließlich gibt es Grenzen, auch wenn jeder von uns eine gewisse Widerstandskraft besitzt, sterben wir letztlich alle an der Liebe oder besser gesagt an mangelnder Liebe, die Sache endet jedenfalls unausweichlich mit dem Tod. Ja, vieles hatte sich bereits in den ersten Minuten entschieden, der Prozeß befand sich schon in einem fortgeschrittenen Stadium. Ich konnte ihn noch aufhalten, konnte darauf verzichten, Esther zu treffen, konnte diese DVD vernichten, eine weite Reise machen, aber tatsächlich rief ich ihren Agenten schon am folgenden Tag an. Er war natürlich hoch erfreut, ja, das sei möglich, ich glaube, sie arbeitet im Moment nicht, die Wirtschaftslage ist zur Zeit nicht einfach, aber das wissen Sie ja besser als ich, wir haben noch nicht zusammengearbeitet, oder irre ich mich da, also mit Vergnügen – *Zwei Fliegen später* hatte wirklich überall ein gewisses Echo gefunden, nur nicht in Frankreich; sein Englisch war tadellos, und überhaupt paßte sich Spanien erstaunlich schnell den modernen Verhältnissen an.

Unsere erste Begegnung fand in einer Bar der Calle Obispo de Leon statt, einem ziemlich großen, typisch spanischen Lokal mit dunkler Holztäfelung und *tapas* – ich war ihr dankbar dafür, daß sie nicht ein *Planet Hollywood* vorgeschlagen hatte. Ich traf mit zehn Minuten Verspätung ein, und von dem Augenblick an, als sie zu mir aufblickte, konnte von freier Entscheidung keine Rede mehr sein, wir waren bereits im *da war's geschehen.* Ich setzte mich ihr gegenüber auf die Bank und verspürte etwas ähnliches wie ein paar Jahre zuvor,

als man mir eine Vollnarkose verabreicht hatte: das Gefühl, zwanglos davonzuschweben, und noch dazu mit der Überzeugung, daß der Tod letztlich eine ganz einfache Sache ist. Sie trug eine enge Jeans mit tiefer Taille und ein hautenges, schulterfreies rosa Top. Als sie aufstand, um die Bestellung aufzugeben, sah ich ihren String, der ebenfalls rosa war und aus der Hose hervorschaute, und bekam einen Ständer. Als sie von der Theke zurückkam, hatte ich große Mühe, den Blick von ihrem Bauchnabel abzuwenden. Sie merkte es, lächelte und setzte sich neben mich auf die Bank. Mit ihrem hellblonden Haar und ihrer schneeweißen Haut sah sie nicht wie eine typische Spanierin aus – sie glich eher einer Russin. Sie hatte hübsche aufmerksame braune Augen, und ich erinnere mich nicht mehr so recht an meine ersten Worte, aber ich glaube, ich habe ihr fast augenblicklich erzählt, daß ich die Absicht hatte, auf mein Filmprojekt zu verzichten. Sie schien erstaunt, aber nicht wirklich enttäuscht darüber zu sein. Sie fragte mich, warum.

Im Grunde wußte ich es selbst nicht so genau, und ich glaube, daß ich mit einer langatmigen Erklärung begann, in der ich bis in das Alter zurückging, in dem sie jetzt war – ihr Agent hatte mir schon gesagt, daß sie zweiundzwanzig war. Es ging daraus hervor, daß ich ein ziemlich einsames, trauriges Leben geführt hatte, das von harter Arbeit gekennzeichnet war, unterbrochen von häufigen depressiven Phasen. Die Worte gingen mir leicht über die Lippen, ich sprach Englisch, ab und zu bat sie mich, einen Satz zu wiederholen. Ich sagte ihr zusammenfassend, daß ich nicht nur auf den Film verzichten wollte, sondern praktisch auf alles, ich hätte keinerlei Ehrgeiz mehr, nicht mehr das Bedürfnis, mich zu behaupten, und auch sonst nichts mehr in dieser Richtung, diesmal sei ich alles satt, die Sache ermüde mich zu sehr.

Sie blickte mich verwundert an, als sei das Wort schlecht gewählt. Dabei war es genau das, vielleicht handelte es sich nicht um eine körperliche Müdigkeit, sondern eher um eine nervöse Erschöpfung, aber was ändert das schon? »Ich glaube einfach nicht mehr dran…«, sagte ich schließlich.

»Maybe it's better …«, erwiderte sie und legte die Hand auf

meinen Schwanz. Dann schmiegte sie den Kopf an meinen Hals und massierte meinen Pimmel sanft mit den Fingern.

Im Hotelzimmer erzählte sie mir ein bißchen mehr aus ihrem Leben. Natürlich könne man sie als Schauspielerin ansehen. sie habe in Sitcoms und Krimiserien mitgewirkt – in denen sie im allgemeinen von einem oder mehreren Psychopathen vergewaltigt und erdrosselt wurde – und auch in ein paar Werbespots. Sie habe in einem spanischen Spielfilm sogar die Hauptrolle bekommen, aber der Film sei noch nicht raus, und überhaupt sei es ein schlechter Film; mit dem spanischen Film sei es sowieso, wie sie meinte, bald zu Ende.

Sie könne doch ins Ausland gehen, sagte ich, in Frankreich zum Beispiel würden noch Filme gedreht. Ja, aber sie wisse nicht, ob sie eine gute Schauspielerin sei, und nicht einmal, ob sie wirklich Lust habe, Schauspielerin zu sein. In Spanien bekäme sie aufgrund ihres untypischen Aussehens ab und zu eine Rolle; sie sei sich dieser Chance und deren relativem Charakter sehr wohl bewußt. Im Grunde betrachte sie die Schauspielerei als reinen *Job,* der besser bezahlt war als Pizzas zu servieren oder Handzettel für einen Disco-Abend zu verteilen, aber es sei auch schwieriger, daranzukommen. Im übrigen nähme sie Klavierstunden und studiere Philosophie. Aber vor allem wolle sie leben.

In etwa die gleiche Ausbildung wie eine *perfekte Haustochter* im 19. Jahrhundert, sagte ich mir, während ich mechanisch ihre Jeans aufknöpfte. Ich habe immer Schwierigkeiten mit Jeans und deren großen Metallknöpfen gehabt; sie mußte mir helfen. Dagegen habe ich mich sogleich äußerst wohl in ihr gefühlt, ich glaube, ich hatte vergessen, wie schön das ist. Oder vielleicht war es noch nie so schön gewesen, oder ich hatte noch nie solche Lust empfunden. Mit siebenundvierzig; das Leben ist schon seltsam.

Esther lebte mit ihrer Schwester zusammen, aber man muß dazusagen, daß ihre Schwester zweiundvierzig war und eher eine Mutterrolle für sie gespielt hatte; ihre richtige Mutter war halb verrückt. Sie kannte ihren Vater nicht, nicht einmal dessen Namen,

und hatte nie ein Foto von ihm gesehen, nichts.

Sie hatte eine sehr zarte Haut.

Daniel25,1

Als sich das Tor im Elektrozaun schloß, brach die Sonne zwischen den Wolken hindurch, und das ganze Anwesen wurde in blendendes Licht getaucht. Die Farbe der Außenwände der Gebäude enthielt eine kleine Menge Radium mit abgeschwächter Radioaktivität, das zwar einen wirksamen Schutz vor den Magnetstürmen bot, aber die Lichtreflexion erhöhte; daher war es angeraten, in den ersten Tagen eine Schutzbrille zu tragen.

Fox kam schwanzwedelnd auf mich zu. Hunde überleben den Tod ihres neo-menschlichen Gefährten, mit dem sie ihr ganzes Leben verbracht haben, nur selten. Sie erkennen natürlich die genetische Identität des Nachfolgers wieder, dessen Körpergeruch ebenfalls identisch ist, aber das reicht im allgemeinen nicht aus, sie hören auf zu spielen, fressen nicht mehr und sterben meist nach wenigen Wochen. Daher wußte ich, daß der Beginn meines Daseins von Trauer begleitet sein würde; ich wußte auch, daß ich in einer Region lebte, die von zahlreichen Wilden bevölkert war, und daß die Schutzmaßnahmen daher streng befolgt werden mußten; darüber hinaus war ich mit den wesentlichen Elementen eines normalen Lebens vertraut.

Ich wußte jedoch nicht, daß ich, als ich das Arbeitszimmer meines Vorgängers betrat, entdecken würde, daß Daniel24 ein paar handschriftliche Notizen hinterlassen hatte, die er nicht an die IP-Adresse seines Kommentars gesandt hatte – und das war eher ungewöhnlich. Die meisten zeugten von einer seltsam ernüchterten Bitterkeit – wie etwa folgende, die auf ein herausgerissenes Blatt eines Spiralhefts gekritzelt war:

Insekten stoßen sich an den Wänden,
Auf ihren stumpfsinnigen Flug begrenzt
Der keine andere Botschaft enthält
Als die Wiederholung des Ärgsten.

Andere Notizen schienen von einem Überdruß und einem Gefühl der Leere erfüllt zu sein, die seltsam menschlich anmuteten:

Schon seit Monaten nicht die geringste Eintragung
Und nichts, was es verdient, eingetragen zu werden.

In beiden Fällen hatte er den nicht codierenden Modus verwandt. Auch wenn ich nicht mit dieser Überraschung gerechnet hatte, wunderte mich die Sache nicht wirklich: Ich wußte, daß alle Nachfahren Daniels, ähnlich wie der Begründer dieser Linie, einen gewissen Hang zu Zweifel und Selbsterniedrigung hatten. Ich bekam dennoch einen Schock, als ich die letzte Notiz fand, die er auf dem Nachttisch liegengelassen hatte und die, dem Zustand des Papiers nach zu urteilen, wohl vor ganz kurzer Zeit geschrieben worden war:

Als ich in einem Hotel der unteren Kaste
Am Swimmingpool saß und die Bibel las,
Deine Prophezeiungen, Daniel! Ich erblaßte,
Bis ich sogar die Farbe des Himmels vergaß.

Der leicht humoristische Ton, die Selbstironie – und auch die direkte Anspielung auf Elemente des menschlichen Lebens – waren hier so ausgeprägt, daß diese Notiz ohne Schwierigkeit auch von Daniel1, unserem Vorfahren aus ferner Zeit, hätte stammen können anstatt von einem seiner neo-menschlichen Nachfolger. Dafür konnte es nur eine Erklärung geben: Mein Vorgänger hatte sich so intensiv mit der lächerlichen und zugleich tragischen Biographie von Daniel1 beschäftigt, daß er sich nach und nach verschiedene Aspekte von dessen Persönlichkeit zu eigen gemacht hatte; was in gewissem Sinn durchaus dem Ziel der Gründer entsprach; aber der Lehre der Höchsten Schwester zuwider hatte er keine ausreichende kritische Distanz zu wahren vermocht. Diese Gefahr bestand, sie war registriert worden, und ich fühlte mich auch imstande, ihr zu trotzen; vor allem wußte ich, daß es keinen anderen Ausweg gab. Wenn wir

die Ankunft der Zukünftigen vorbereiten wollten, mußten wir zunächst die Schwächen, die Neurosen und die Zweifel der Menschheit nachvollziehen; wir mußten sie uns völlig zu eigen machen, um sie anschließend zu überwinden. Die exakte Duplikation des genetischen Codes, das gründliche Nachdenken über den Lebensbericht des Vorgängers, das Verfassen des Kommentars: das waren die drei Säulen unseres Glaubens, die seit der Zeit der Gründer unverändert geblieben sind. Ehe ich mir ein leichtes Essen zubereitete, faltete ich die Hände zu einem kurzen Gebet an die Höchste Schwester, und sogleich fühlte ich mich wieder bei klarem Verstand, ausgeglichen, aktiv. Bevor ich einschlief, überflog ich den Kommentar von Marie22; ich wußte, daß ich bald mit Marie23 in Kontakt treten würde. Fox streckte sich neben mir aus, winselte leise. Er würde an meiner Seite sterben und wußte das; er war jetzt schon ein alter Hund; er schlief fast augenblicklich ein.

Daniel1,13

Es war eine andere Welt, die von der normalen Welt nur durch ein paar Zentimeter Stoff getrennt war – ein unerläßlicher gesellschaftlicher Schutz, denn 90 Prozent aller Männer, die Esther begegneten, verspürten augenblicklich die Lust, sie zu penetrieren. Nachdem ihre Jeans ausgezogen war, spielte ich eine Weile mit ihrem rosa String und stellte fest, daß ihre Scheide schnell feucht wurde; es war fünf Uhr nachmittags. Ja, es war eine andere Welt, und ich blieb darin bis zum nächsten Morgen um elf – der letzte Moment, um noch ein Frühstück zu bekommen, und es wurde höchste Zeit, daß ich etwas zu mir nahm. Ich hatte vermutlich zwischendurch mehrmals kurz geschlafen. Was den Rest anging, reichten diese wenigen Stunden aus, um meinem Leben einen Sinn zu geben. Ich übertrieb nicht, und mir war bewußt, daß ich nicht übertrieb: Wir befanden uns jetzt in einem Stadium absoluter Einfachheit. Die Sexualität oder genauer gesagt das sexuelle Begehren war natürlich ein Thema, das ich oft in meinen Sketchen angeschnitten hatte; daß sich viele Dinge auf dieser Welt um die Sexualität oder genauer gesagt um das sexuelle Begehren drehen, war mir so klar wie jedem anderen – und vielleicht noch klarer als vielen anderen. Deshalb hatte ich mich als alternder Komiker wohl manchmal von einer gewissen lauen Skepsis übermannen lassen: Die Rolle der Sexualität war vielleicht wie viele oder fast alle Dinge auf dieser Welt etwas *übertrieben* worden; vielleicht handelte es sich dabei um eine einfache *List*, die nur dazu diente, den Konkurrenzkampf unter den Menschen und die Funktionsfähigkeit der Gesellschaft zu erhöhen. Vielleicht hatte die Sexualität keine größere Bedeutung als ein Mittagessen bei Taillevent oder ein Bentley Continental GT; vielleicht war das Aufheben, das man um sie machte, völlig unberechtigt.

Diese Nacht hat mir gezeigt, daß ich mich geirrt hatte, und brachte mich dazu, die Dinge etwas einfacher zu sehen. Als ich am folgenden Tag wieder in San Jose war, ging ich an die Playa de Monsul. Ich betrachtete das Meer und die Sonne, die sich über das Meer hinabsenkte, und schrieb ein Gedicht. Die Sache war als solche

schon erstaunlich, denn ich hatte noch nie zuvor ein Gedicht geschrieben und, was noch hinzukam, mit Ausnahme von Baudelaire praktisch nie Gedichte gelesen. Im übrigen war die Poesie, soweit ich informiert war, so gut wie tot. Ich kaufte mir regelmäßig eine vierteljährlich erscheinende Literaturzeitschrift mit eher esoterischer Tendenz – ohne wirklich dem Literaturbetrieb anzugehören, fühlte ich mich der Literatur manchmal nahe; immerhin schrieb ich meine Sketche selbst, und auch wenn ich mich nur bemühte, den Stil der gesprochenen Sprache einigermaßen zu parodieren, wußte ich, wie schwierig es ist, Worte aneinanderzureihen und sie zu Sätzen zusammenzufügen, ohne daß das Ganze inkohärent wird oder langweilig wirkt. In dieser Zeitschrift hatte ich zwei Jahre zuvor einen langen Artikel gelesen, der dem Ende der Poesie gewidmet war – ein Ende, das der Autor des Artikels für unabwendbar hielt. Ihm zufolge hatte die Poesie als nicht kontextuelle Sprache, die die Unterscheidung zwischen Objekt und Eigenschaft noch nicht integriert hatte, die Welt der Menschen endgültig verlassen. Sie war in einem ursprünglichen Diesseits angesiedelt, zu dem wir nie wieder Zugang haben würden, denn es ging der Zeit, in der sich das Objekt und die Sprache gebildet hatten, voraus. Da sie keine präziseren Informationen übermitteln konnte als körperliche und emotionale Empfindungen, die von ihrem Wesen her zutiefst mit dem magischen Zustand des menschlichen Geistes verbunden waren, war sie durch die Einführung verläßlicher Verfahren zur Erfassung objektiver Prozesse ein für allemal außer Kraft gesetzt worden. All das hatte mich damals überzeugt, aber ich hatte mich an diesem Morgen noch nicht gewaschen und war noch von Esthers Düften, von ihrem Geschmack erfüllt (wir benutzten keine Kondome, das Thema war nicht angeschnitten worden, ich glaube, es wäre ihr nicht einmal in den Sinn gekommen – auch mir war es nicht eingefallen, und das war schon erstaunlicher, denn meine ersten Liebeserfahrungen stammten aus einer Zeit, als AIDS noch unweigerlich zum Tod führte, und das war immerhin etwas, was mich hätte prägen sollen). Na ja, AIDS war vermutlich dem kontextuellen Bereich zuzurechnen, damit durfte man sich sicher trösten, auf jeden Fall schrieb ich an jenem Morgen

mein erstes Gedicht, während ich noch in Esthers Geruch gehüllt war. Hier also dieses Gedicht:

Im Grunde habe ich stets gewußt,
Daß ich die Liebe kennenlerne,
Auch wenn es erst sehr spät,
Kurz vor meinem Tod geschieht.

Ich habe immer darauf vertraut,
Die Hoffnung nie aufgegeben,
Lange vor deiner Gegenwart
Bist du mir verkündet worden.

Du sollst es also sein,
Die mich mit großer Freude
Über deine Gegenwart erfüllt
Mit deiner so realen Haut

Beim Streicheln so sanft
So zart und so leicht
Kein göttliches Wesen und doch
Eine geballte Zärtlichkeit.

Nach dieser Nacht war die Sonne wieder über Madrid aufgegangen. Ich rief ein Taxi und wartete ein paar Minuten in der Hotelhalle, während Esther neben mir zahlreiche Nachrichten beantwortete, die sie auf ihrem Handy erwarteten. Sie hatte schon mehrmals im Laufe der Nacht telefoniert, sie schien ein reges Gesellschaftsleben zu haben; meistens beendete sie das Gespräch mit der Formel *un besito* oder manchmal *un beso*. Ich sprach nur schlecht Spanisch, und der feine Unterschied, falls es ihn geben sollte, entging mir, aber als das Taxi vor dem Hotel hielt, fiel mir auf, daß sie in der Praxis nur selten küßte. Das war erstaunlich, denn ansonsten schätzte sie Penetrationen in jeder Form, streckte mir den Hintern mit großer

Anmut entgegen (sie hatte einen kleinen hohen Hintern, der eher dem eines Jungen glich), und lutschte mir ohne zu zögern und sogar mit einer gewissen Begeisterung einen ab; aber bei jedem meiner Versuche, sie zu küssen, hatte sie das Gesicht ein wenig verlegen abgewandt.

Ich verstaute meine Reisetasche im Kofferraum; sie hielt mir ihre Wange hin, ich drückte ihr schnell einen Kuß darauf, dann stieg ich ins Auto. Kurz nachdem das Taxi losgefahren war, drehte ich mich um und winkte ihr noch einmal zu; aber sie telefonierte schon wieder und bemerkte mein Zeichen nicht.

Kaum war ich auf dem Flughafen von Almeria eingetroffen, wurde mir schlagartig klar, wie mein Leben in den folgenden Wochen aussehen würde. Schon seit Jahren ließ ich mein Handy fast ständig ausgeschaltet: Das war eine Statusfrage, ich war ein europäischer Star; wenn man mich erreichen wollte, mußte man mir eine Nachricht hinterlassen und warten, daß ich zurückrief. Das war zwar manchmal hart gewesen, aber ich hatte mich an diese Regel gehalten und war im Laufe der Jahre auch gut damit gefahren: Die Produzenten hinterließen Nachrichten; bekannte Schauspieler und Chefredakteure von Zeitungen hinterließen Nachrichten; ich war auf dem Gipfel meines Ruhms und hatte vor, wenigstens noch ein paar Jahre dort zu bleiben, bis ich meinen Abgang von der Bühne offiziell verkündete. Doch diesmal schaltete ich als erstes mein Handy wieder ein, kaum daß ich aus dem Flugzeug gestiegen war; ich war überrascht und fast erschrocken darüber, wie heftig meine Enttäuschung war, als ich feststellte, daß Esther mir keine Nachricht hinterlassen hatte.

Wenn man ernsthaft verliebt ist, besteht die einzige Überlebenschance darin, es der Frau, die man liebt, zu verheimlichen und bei allen Gelegenheiten eine leichte Gleichgültigkeit vorzutäuschen. Wie traurig diese einfache Feststellung ist! Und was für eine Anklage gegen den Menschen!… Dennoch wäre es mir nie in den Sinn gekommen, dieses Gesetz abzustreiten oder zu versuchen, mich ihm zu entziehen: Die Liebe macht schwach, und der Schwächere der

beiden wird unterdrückt, gequält und letztlich vom anderen getötet, der unterdrückt, quält und tötet, ohne sich etwas Böses dabei zu denken und sogar ohne Lust dabei zu empfinden, sondern nur völlige Gleichgültigkeit; und das nennen die Menschen gewöhnlich Liebe. In den ersten beiden Tagen überkamen mich oft Zweifel im Hinblick auf das Telefon. Ich ging in den Zimmern auf und ab, rauchte eine Zigarette nach der anderen, hin und wieder lief ich ans Meer, machte kehrt und stellte fest, daß ich das Meer nicht gesehen hatte und nicht in der Lage gewesen wäre zu bestätigen, daß es in diesem Augenblick tatsächlich noch existierte – bei diesen Spaziergängen zwang ich mich dazu, mich von meinem Handy zu trennen, es auf meinem Nachttisch liegen zu lassen, und darüber hinaus zwang ich mich dazu, eine zweistündige Pause einzuhalten, ehe ich es wieder einschaltete, um dann wieder einmal feststellen zu müssen, daß sie mir noch immer keine Nachricht hinterlassen hatte. Am Morgen des dritten Tages kam ich auf die Idee, mein Handy die ganze Zeit eingeschaltet zu lassen und zu versuchen, das Warten auf das Klingeln zu vergessen; mitten in der Nacht, als ich meine fünfte Tranxiliumtablette schluckte, wurde mir klar, daß das alles nichts nützte, und ich fand mich allmählich damit ab, daß Esther die Stärkere war und ich über mein Leben nicht mehr selbst verfügen konnte.

Am Abend des fünften Tages rief ich sie an. Sie schien sich nicht im geringsten darüber zu wundern, daß sie meine Stimme hörte, die Zeit sei so schnell vergangen. Sie sei gern bereit, mich in San Jose zu besuchen; sie kenne die Provinz Almeria gut, da sie als kleines Mädchen mehrmals ihre Ferien dort verbracht habe; seit einigen Jahren fahre sie eher nach Ibiza oder Formentera. Sie könne ein Wochenende bei mir verbringen, nicht das nächste, aber das darauffolgende; ich atmete tief, um mir meine Enttäuschung nicht anmerken zu lassen. *»Un besito …«*, sagte sie, ehe sie auflegte. So, nun wurde ich noch ein bißchen mehr von dem Räderwerk erfaßt.

Daniel25,2

Zwei Wochen nach meiner Ankunft starb Fox kurz nach Sonnenuntergang. Ich lag auf dem Bett, als er sich näherte und mühsam versuchte heraufzuklettern; er wedelte nervös mit dem Schwanz. Von Anfang an hatte er nicht ein einziges Mal seinen Freßnapf angerührt; er war stark abgemagert. Ich half ihm, sich auf mich zu legen; ein paar Sekunden blickte er mich mit einer seltsamen Mischung aus Erschöpfung und der Bitte um Verzeihung an; dann legte er mir besänftigt den Kopf auf die Brust. Sein Atem wurde langsamer, er schloß die Augen. Zwei Minuten später tat er seinen letzten Atemzug. Ich begrub ihn innerhalb des Geländes der Residenz in der westlichen Ecke der Umzäunung, neben seinen Vorgängern. Nachts kam ein Schnelltransporter aus Central City und lieferte mir einen identischen Hund; die Fahrer kannten den Code für das Tor und dessen Funktionsweise; ich stand nicht auf, um sie zu empfangen. Ein kleiner weißer, nicht reinrassiger Hund mit rotbraunen Flecken kam schwanzwedelnd auf mich zu; ich gab ihm ein Zeichen. Er sprang aufs Bett und streckte sich neben mir aus.

Die Liebe läßt sich leicht definieren, aber in der Aufeinanderfolge der Lebewesen kommt sie nur selten zustande. Mit den Hunden huldigen wir der Liebe und ihrer Möglichkeit. Was ist ein Hund schon anderes als eine *Liebesmaschine?* Man stellt ihm einen Menschen vor mit dem Auftrag, ihn zu lieben – und egal wie häßlich, pervers, verunstaltet oder dumm dieser auch sein mag, der Hund liebt ihn. Dieses Phänomen war so überraschend und so verblüffend für das ehemalige Menschengeschlecht, daß die meisten Menschen – alle Zeugnisse stimmen darin überein – diese Liebe ihren Hunden gegenüber erwiderten. Der Hund war also eine *Liebesmaschine mit Umkehreffekt* – deren Wirksamkeit sich allerdings auf Hunde beschränkte und nie auf andere Menschen übertrug.

Kein Thema wird in den Lebensberichten wie auch in dem literarischen Korpus, den sie uns hinterlassen haben, so oft

angeschnitten wie die Liebe; sowohl homosexuelle als auch heterosexuelle Liebe werden angesprochen, ohne daß wir bis jetzt einen nennenswerten Unterschied entdecken konnten; kein anderes Thema war so umstritten und so heiß diskutiert worden, vor allem in der Endphase der Menschheitsgeschichte, einer Epoche, in der die stimmungsmäßigen Schwankungen hinsichtlich des Glaubens an die Liebe konstant und schwindelerregend wurden. Kein anderes Thema scheint die Menschen derart beschäftigt zu haben; im Vergleich dazu verlieren in den Lebensberichten selbst das Geld und die Befriedigung durch Kampf und Ruhm an dramatischer Kraft. Die Liebe scheint für die Menschen der letzten Periode zugleich ein Höhepunkt und eine Unmöglichkeit, Gegenstand des Bedauerns und der Verehrung gewesen zu sein, kurz gesagt, der Brennpunkt, in dem sich alles Leid und alle Freude vereinigen konnten. Der schmerzhafte, abgehackte Lebensbericht von Daniel1, der oft hemmungslos sentimental und dann wieder ausgesprochen zynisch ist und voller Widersprüche steckt, ist in dieser Hinsicht beispielhaft.

Daniel1,14

Ich hätte mir fast ein anderes Auto gemietet, um Esther vom Flughafen in Almeria abzuholen; aus Angst, daß mein Mercedes SL 600-Coupe einen negativen Eindruck auf sie machen könne, aber auch der Swimmingpool, die Whirlpools und ganz allgemein der zur Schau gestellte Luxus, der meine Lebensweise kennzeichnete. Doch ich täuschte mich: Esther war sehr realistisch eingestellt; sie wußte, daß ich Erfolg gehabt hatte, und rechnete daher damit, daß ich auf großem Fuß lebte; sie kannte alle möglichen Menschen, sehr reiche wie auch sehr arme, und hatte nichts daran auszusetzen; sie akzeptierte diese Ungleichheit wie auch alle anderen ganz selbstverständlich. Meine Generation war noch von diversen Diskussionen über die Frage geprägt, welches Wirtschaftssystem wünschenswerter war, Diskussionen, die immer damit endeten, daß die Überlegenheit der freien Marktwirtschaft anerkannt wurde – und zwar mit dem erdrückenden Argument, daß die Völker, denen man eine andere Organisationsform aufzuzwingen versucht hatte, diese rasch und meist ziemlich ungestüm abgeschüttelt hatten, sobald sich ihnen die Möglichkeit dazu bot. In Esthers Generation gab es nicht einmal mehr eine Diskussion darüber; der Kapitalismus war für sie ein normales Milieu, in dem sie sich mit jener Gewandtheit bewegte, die sie in allen Situationen des Lebens auszeichnete; eine Demonstration gegen Massenentlassungen wäre ihr so absurd vorgekommen wie eine Demonstration gegen die Klimaabkühlung oder eine Wanderheuschreckeninvasion in Nordafrika. Die Vorstellung von kollektiven Forderungen ganz allgemein war ihr fremd, sie war schon immer der Ansicht gewesen, jeder müsse für sich selbst sorgen und ohne fremde Hilfe auskommen, sowohl auf finanzieller Ebene wie in allen wichtigen Fragen des Lebens. Vermutlich, um sich in einer gewissen Selbstdisziplin zu üben, zwang sie sich zu finanzieller Unabhängigkeit, und auch wenn ihre Schwester ziemlich reich war, hatte Esther seit ihrem fünfzehnten Lebensjahr darauf bestanden, sich selbst ihr Taschengeld zu verdienen, um sich Platten und Kleider zu kaufen, auch wenn sie

dazu Prospekte verteilen, Pizzas ausliefern oder ähnlich undankbare Jobs annehmen mußte. Zum Glück verzichtete sie wenigstens darauf, mir vorzuschlagen, die Restaurantrechnungen mit mir zu teilen oder ähnliche Dinge; aber ich spürte von Anfang an, daß ein zu kostbares Geschenk sie verstimmt hätte, da es leicht eine Bedrohung ihrer Unabhängigkeit bedeuten könnte.

Sie trug bei ihrer Ankunft einen türkisfarbenen Plissee-Minirock und ein Betty-Boop-T-Shirt. Auf dem Parkplatz des Flughafens versuchte ich sie in die Arme zu nehmen, doch sie befreite sich gleich ein wenig geniert. Als sie ihr Gepäck im Kofferraum verstaute, hob ein Windstoß ihren Rock an, und ich hatte den Eindruck, daß sie keinen Slip trug. Sobald ich am Steuer saß, stellte ich ihr die Frage. Sie nickte lächelnd, schob den Rock bis zur Taille hoch und spreizte leicht die Beine: die Haare ihrer Muschi bildeten ein kleines, gut gestutztes blondes Rechteck.

Als ich anfuhr, zog sie den Rock wieder herunter: Jetzt wußte ich, daß sie keinen Slip trug, die Sache hatte ihre Wirkung getan, das reichte. Nachdem wir beim Anwesen angekommen waren und ich ihren Koffer aus dem Auto geholt hatte, ging sie vor mir die Stufen zum Eingang hoch; als ich den Ansatz ihres kleinen Hinterns sah, wurde mir leicht schwindlig, und fast wäre mir einer abgegangen. Ich schlang ihr von hinten die Arme um den Leib und drückte mich an sie. »Open the door…«, sagte sie und rieb zerstreut ihren Hintern an meinem Pimmel. Ich gehorchte, aber kaum waren wir im Eingangsflur, drückte ich mich wieder an sie; sie kniete auf einem kleinen Teppich nieder und stützte die Hände auf den Boden. Ich machte den Hosenschlitz auf und drang in sie, aber leider hatte mich die Fahrt im Auto so erregt, daß ich fast augenblicklich kam; sie schien ein wenig enttäuscht darüber zu sein, aber so sehr auch wieder nicht. Sie wollte sich umziehen und ein Bad nehmen.

Wenn Stendhals berühmter Ausspruch, den Nietzsche so schätzte und dem zufolge Schönheit ein Glücksversprechen ist, auch im allgemeinen falsch ist, so trifft er doch auf die Erotik völlig zu. Esther war bezaubernd, aber lsabelle ebenso, in ihrer Jugend war sie vermutlich

noch schöner gewesen; Esther dagegen hatte eine größere erotische Ausstrahlung, sie war von einer unglaublich faszinierenden Erotik, das wurde mir wieder einmal klar, als sie aus dem Badezimmer zurückkam: Direkt nachdem sie einen weiten Pullover übergestreift hatte, zog sie ihn an den Schultern nach unten, damit die Träger ihres BHs zu sehen waren, und dann zupfte sie an ihrem String, um ihn aus der Jeans herausschauen zu lassen; all das tat sie völlig mechanisch, ohne daran zu denken, auf unwiderstehlich natürliche, treuherzige Weise.

Als ich am folgenden Morgen aufwachte, dachte ich als erstes mit Freude daran, daß wir gemeinsam an den Strand gehen würden. An der Playa de Monsul wie auch an den anderen schwer zugänglichen, naturbelassenen und im allgemeinen ziemlich leeren Stränden des Naturschutzgebiets Cabo de Gata wird die Freikörperkultur stillschweigend geduldet. Selbstverständlich ist Nacktheit nicht erotisch, zumindest wird das allgemein behauptet, ich dagegen habe Nacktheit immer *ziemlich* erotisch gefunden – natürlich nur, wenn es ein schöner Körper ist –, also sagen wir, daß es nicht der *Gipfel* der Erotik ist, ich hatte vor einigen Jahren unerquickliche Diskussionen mit Journalisten über dieses Thema geführt, als ich FKK-Neonazis in meine Sketche einbaute. Außerdem wußte ich, daß sie schon etwas finden würde; ich brauchte nur ein paar Minuten zu warten, und schon tauchte sie in superkurzen weißen Shorts auf, bei denen sie die ersten beiden Knöpfe offengelassen hatte, so daß man ein bißchen von ihrem Schamhaar sehen konnte; ihre Brüste hatte sie mit einem lose geknüpften goldfarbenen Tuch bedeckt und dieses dann mit Bedacht so weit hochgezogen, daß deren Ansatz frei blieb. Das Meer war sehr ruhig. Sobald wir uns niedergelassen hatten, zog sie sich ganz aus, spreizte weit die Schenkel und ließ ihre Muschi von der Sonne bescheinen. Ich goß ihr etwas Sonnenöl auf den Bauch und begann sie zu streicheln. Darin bin ich ziemlich begabt, auf jeden Fall weiß ich, wie man mit Schenkeln und Weichteilen umzugehen hat, die Leistengegend ist eine meiner Spezialitäten. Ich war mitten in der Aktion und stellte mit Befriedigung fest, daß Esther allmählich Lust bekam, penetriert zu werden, als ich plötzlich hörte, wie jemand

ein paar Meter hinter mir mit lauter, fröhlicher Stimme »Guten Tag« rief. Ich wandte mich um: Es war Fadiah, die auf uns zukam. Auch sie war nackt und trug über der Schulter eine Strandtasche aus weißem Leinen, verziert mit einem bunten Stern, dessen Zacken gekrümmt waren: das Erkennungszeichen der Elohimiten; sie hatte tatsächlich eine tolle Figur. Ich stand auf, stellte die beiden Frauen einander vor, und dann begann eine rege Unterhaltung auf englisch. Esthers kleiner weißer Arsch war sehr anziehend, aber Fadiahs schön geformter runder Hintern war ebenfalls verführerisch, auf jeden Fall schwoll mein Schwanz immer stärker an, aber bisher taten sie so, als hätten sie es nicht bemerkt: In Pornofilmen gibt es immer mindestens eine Szene mit zwei Frauen; ich war überzeugt, daß Esther nichts dagegen hatte, und irgend etwas sagte mir, daß wohl auch Fadiah einverstanden war. Als Esther sich bückte, um ihre Sandalen zuzuschnüren, streifte sie wie aus Versehen meinen Pimmel, aber ich bin sicher, daß es absichtlich war, ich ging einen Schritt auf sie zu, wobei sich mein aufgerichteter Schwanz in Höhe ihres Gesichts befand. Patricks Ankunft ließ mich etwas zurückhaltender werden. Auch er war nackt, zwar gut gebaut, aber ziemlich korpulent, ich stellte fest, daß er allmählich einen Bauch bekam, vermutlich die Geschäftsessen, aber trotz allem war er ein braves Säugetier mittlerer Größe. Im Prinzip hatte ich auch nichts gegen einen Vierer, aber im Moment hatten sich meine sexuellen Regungen eher etwas abgekühlt.

Wir unterhielten uns weiter zu viert, nackt, ein paar Meter vom Meeresufer entfernt. Weder er noch sie schienen sich über Esthers Gegenwart und Isabelles Verschwinden zu wundern. Die Elohimiten bilden selten feste Paare, sie leben zwei oder drei Jahre zusammen, manchmal mehr, aber der Prophet ermunterte alle seine Anhänger lebhaft, ihre Autonomie und ihre Unabhängigkeit, vor allem in finanzieller Hinsicht, zu bewahren, niemand sollte dem dauerhaften Entzug seiner individuellen Freiheit zustimmen, sei es durch eine Eheschließung oder eine andere rechtlich anerkannte Form der Lebensgemeinschaft, die Liebe muß eine freie Bindung bleiben, die jederzeit aufgelöst werden kann, das sind die Prinzipien, die der

Prophet vorschreibt. Auch wenn Fadiah von Patricks hohen Einkünften und dem damit verbundenen Lebensstil profitierte, hatten beide vermutlich keinen gemeinsamen Besitz und bestimmt getrennte Konten. Ich fragte Patrick, wie es seinen Eltern gehe, und da teilte er mir die traurige Nachricht mit, daß seine Mutter gestorben sei, ganz plötzlich und unerwartet: Sie sei wegen einer banalen Hüftoperation ins Krankenhaus von Lüttich eingeliefert worden und habe sich dort eine Infektion zugezogen, an deren Folgen sie nach wenigen Stunden gestorben sei. Er selbst sei auf einer Geschäftsreise in Korea gewesen und habe sie nicht mehr auf ihrem Totenbett sehen können, bei seiner Rückkehr sei sie bereits eingefroren gewesen – sie hatte ihren Körper der medizinischen Fakultät überlassen. Sein Vater Robert habe den Schock nur schwer überwinden können und beschlossen, Spanien zu verlassen, wolle in ein Altersheim in Belgien zu gehen; er habe ihm das Haus überlassen.

Abends aßen wir gemeinsam in einem Fischrestaurant in San Jose. Robert der Belgier wackelte mit dem Kopf, nahm kaum an der Unterhaltung teil; die Beruhigungsmittel hatten ihn völlig lethargisch gemacht. Patrick erinnerte mich daran, daß in ein paar Monaten das Winterseminar in Lanzarote stattfinden würde und daß sie fest mit meiner Teilnahme rechneten, der Prophet habe noch vor einer Woche mit ihm darüber gesprochen, ich hätte einen sehr guten Eindruck auf ihn gemacht, und diesmal würde es wirklich grandios werden, es kämen Teilnehmer aus der ganzen Welt. Esther sei natürlich ebenfalls eingeladen. Sie hatte noch nie etwas von dieser Sekte gehört und lauschte daher neugierig, als Patrick ihr die Lehre auseinandersetzte. Vermutlich etwas angeschickert vom Wein (einem Tesoro de Bullas aus der Gegend von Murcia, der einem schnell zu Kopf steigt), kehrte er vor allem die sexuellen Aspekte heraus. Die Liebe, die der Prophet lehre und in die Praxis umzusetzen empfehle, sei die wahre, nicht besitzergreifende Liebe: Wenn man eine Frau wirklich liebe, müsse man sich dann nicht freuen, zu sehen, daß sie auch mit anderen Männern Lust empfand? Ebenso wie auch sie sich ohne Hintergedanken darüber freute, wenn sie sah, wie wir uns mit

anderen Frauen vergnügten? Ich kannte solche blöden Sprüche, hatte unerquickliche Diskussionen mit Journalisten über dieses Thema geführt, als ich in meinen Sketchen magersüchtige Mädels eingeführt hatte, die scharf auf Gruppensex waren. Robert der Belgier deutete mit verzweifeltem Nicken seine Zustimmung an, dabei hatte er vermutlich nie mit einer anderen Frau geschlafen als seiner eigenen, die jetzt tot war; Robert, der zweifellos selbst sehr bald in seinem Altersheim in Brabant einsam und allein in seinem eigenen Urin ersticken würde und noch von Glück sagen konnte, wenn er bis dahin nicht von den Pflegerinnen mißhandelt wurde. Auch Fadiah schien völlig einverstanden zu sein, tunkte ihre Garnelen in die Mayonnaise und leckte sich genießerisch die Lippen. Ich hatte keine Ahnung, was Esther davon hielt, ich nehme an, daß sie theoretische Diskussionen darüber ein wenig *spießig* fand, ehrlich gesagt, erging es mir ähnlich – wenn auch aus anderen Gründen, die eher mit einer allgemeinen Abneigung gegen theoretische Diskussionen zu tun hatten, so daß es mir immer schwerer fiel, daran teilzunehmen oder auch nur Interesse dafür zu heucheln. Eigentlich hätte ich ein paar Einwände machen müssen, zum Beispiel, daß nicht besitzergreifende Liebe nur dann vorstellbar ist, wenn man selbst in einer geradezu paradiesischen Atmosphäre lebt, in der es keine Angst mehr gibt, insbesondere keine Angst mehr vorm Verlassenwerden und vorm Tod, und daß diese Form der Liebe unter anderem zumindest die Ewigkeit voraussetzt, kurz gesagt, die Bedingungen dafür waren nicht gegeben; ein paar Jahre zuvor hätte ich sicherlich *argumentiert*, doch jetzt hatte ich nicht mehr die Kraft dazu, aber das machte nichts, denn Patrick war leicht betrunken, hörte sich selbst gern reden, der Fisch war frisch, und wir verbrachten, wie man so schön sagt, *einen netten Abend*, ich versprach, nach Lanzarote zu kommen, und Patrick versicherte mir mit einer ausladenden Geste, daß ich als VIP natürlich wieder bevorzugt behandelt würde, und zwar auf ganz außergewöhnliche Weise; Esther wußte nicht so recht, es könne sein, daß es genau in die Examenszeit falle. Als wir aufbrachen, schüttelte ich Robert lange die Hand, und er murmelte etwas, was ich nicht verstand; trotz der lauen Temperatur zitterte er leicht. Er tat mir ein wenig leid,

dieser alte Materialist mit den vom Kummer gezeichneten Zügen und dem über Nacht weiß gewordenen Haar. Er würde wahrscheinlich nur noch ein paar Monate, vielleicht ein paar Wochen leben. Wer würde ihm nachtrauern? Kaum jemand; vermutlich Harry, der nun auf die angenehmen Diskussionen in fest abgesteckten Grenzen mit einem Gesprächspartner verzichten mußte, der ihm bis zu einem gewissen Grad widersprach. Da wurde mir klar, daß Harry den Tod seiner Frau wohl leichter ertragen würde als Robert; er konnte sich vorstellen, wie Hildegard umgeben von den Engeln des Herrn Harfe spielte oder, etwas abstrakter und höher gegriffen, wie sie in einem topologischen Winkel des Punktes Omega hockte oder irgend so etwas; für Robert den Belgier war die Situation aussichtslos.

»What are you thinking?« fragte Esther, als wir das Haus betraten. *»Sad things* …«, erwiderte ich nachdenklich. Sie nickte, blickte mich ernst an und merkte, daß ich wirklich traurig war. *»Don't worry* …«, sagte sie; dann kniete sie nieder, um mir einen zu blasen. Sie hatte eine ausgefeilte Technik, die bestimmt von Pornofilmen inspiriert war – das sah man sofort, denn sie warf mit einer Geste, die man schnell in diesen Filmen lernt, ihr Haar in den Nacken, damit der Mann, denn eine Kamera war ja nicht da, sie bei ihrem Werk betrachten konnte. Die Fellatio war schon immer die Glanznummer der Pornofilme gewesen, die einzige Figur, die jungen Mädchen als nützliches Vorbild dienen konnte; und auch die einzige, in der man manchmal die wirkliche Emotion des Akts wiederfindet, weil sie die einzige ist, bei der die Großaufnahme zugleich eine Großaufnahme des Gesichts der Frau ist und bei der man ihren Zügen den freudigen Stolz und das kindliche Entzücken ansehen kann, das sie empfindet, wenn sie einen Mann zu höchster Lust bringt. Tatsächlich erzählte mir Esther hinterher, daß sie sich während ihrer ersten sexuellen Beziehung geweigert habe, dem Typen diesen Liebesdienst zu erweisen, und daß sie sich erst zu diesem Akt entschlossen habe, nachdem sie ziemlich viele Filme gesehen hatte. Auf jeden Fall machte sie jetzt ihre Sache sehr gut, freute sich über ihre Kunstfertigkeit, und ich zögerte später nie, sie um eine Lutschpartie zu bitten, selbst wenn ich den Eindruck hatte, daß sie zu müde oder

nicht ausreichend in Form war, um zu vögeln. Kurz vor der Ejakulation zog sie den Kopf leicht zurück, damit ihr der Samenstrahl ins Gesicht oder in den Mund spritzte, aber anschließend machte sie sich wieder ans Werk und leckte den Samen gewissenhaft bis zum letzten Tropfen ab. Wie viele bildschöne Mädchen war sie, was Ernährung angeht, zunächst etwas zimperlich und empfindlich gewesen und hatte nur widerwillig den Samen hinuntergeschluckt; aber die Erfahrung hatte ihr eindeutig gezeigt, daß sie sich damit abfinden mußte und daß Männer das Schlucken des Samens weder als etwas Nebensächliches noch als eine Art Extra betrachteten, sondern als eine unersetzliche persönliche Huldigung; inzwischen tat sie es gern, und für mich war es ein riesiges Vergnügen, in ihrem kleinen Mund zu kommen.

Daniel25,3

Nachdem ich ein paar Wochen gezögert hatte, nahm ich Kontakt mit Marie23 auf, indem ich ihr ganz einfach meine IP-Adresse hinterließ. Sie antwortete darauf mit folgender Nachricht:

Ich habe Gott deutlich gesehen
In seinem Nichtbestehen,
Habe im Nichts der Frommen
meine Chance wahrgenommen.

34487, 2613, 42637, 5612. Unter der angegebenen Adresse war eine seidenweiche graue Oberfläche zu sehen, die im Rhythmus ferner Blechblasinstrumente in der Tiefe leicht bewegt wurde wie ein Samtvorhang, der im Wind hin und her weht. Die Komposition hatte eine besänftigende und zugleich etwas euphorische Wirkung, ich betrachtete sie eine Weile gedankenversunken. Noch ehe ich Zeit hatte, Marie23 zu antworten, richtete sie eine zweite Nachricht an mich:

Nach dem endgültigen Verlassen der Leere
Schwimmen wir in der Jungfrau der Meere.

4311, 935, 9323, 835. Inmitten einer verwüsteten Landschaft mit halb zerstörten hohen grauen Wohnblocks schob eine riesige Planierraupe Schlamm vor sich her. Ich zoomte das riesige gelbe Fahrzeug mit abgerundeten Formen, das wie ein funkgesteuertes Spielzeug wirkte, etwas näher heran – in der Kabine schien niemand zu sitzen. Während sich die Raupe vorwärtsbewegte, wurden im schwärzlichen Schlamm menschliche Skelette sichtbar, die von dem Planierschild des Fahrzeugs fortgeschoben wurden; als ich mit dem Zoom noch näher heranging, konnte ich deutlich Schienbeine und Schädel erkennen.

»Das ist der Anblick, den ich aus meinem Fenster habe …«, schrieb mir Marie23, wobei sie ohne Vorankündigung in den nicht codierenden Modus überging. Das überraschte mich etwas; sie gehörte also zu den wenigen Neo-Menschen, die in einer ehemaligen Stadtregion wohnten. Das war ein Thema, wie mir sogleich klar wurde, das Marie22 nie bei meinem Vorgänger angesprochen hatte; zumindest hatte er in seinem Kommentar nichts darüber festgehalten. »Ja, ich lebe in den Trümmern von New York…«, antwortete Marie23. »Mitten in dem Gebiet, das die Menschen früher Manhattan nannten …«, fügte sie wenig später hinzu.

Das war natürlich völlig unwichtig, denn es war undenkbar, daß sich die Neo-Menschen aus ihren Wohngebieten hervorwagten; ich selbst jedenfalls freute mich, daß ich inmitten einer natürlichen Umgebung lebte, sagte ich zu ihr. New York sei nicht so unangenehm, erwiderte sie; seit der Großen Dürre sei es sehr windig, der Himmel sei sehr wechselhaft, sie wohne in einem hoch gelegenen Stockwerk und verbringe viel Zeit damit, die vorüberziehenden Wolken zu beobachten. Ein paar Fabriken der chemischen Industrie, die angesichts der Entfernung vermutlich in New Jersey angesiedelt seien, funktionierten noch immer, und bei Sonnenuntergang nehme der Himmel durch die Luftverschmutzung eine seltsame rosa-grüne Färbung an; auch den Ozean gebe es noch immer, in weiter Ferne im Osten, es sei denn es handele sich um eine optische Täuschung, aber bei schönem Wetter könne man manchmal eine leichte Spiegelung erkennen.

Ich fragte sie, ob sie schon die Zeit gefunden habe, um den Lebensbericht von Marie1 zu Ende zu lesen. »O ja …«, erwiderte sie sofort. »Er ist sehr kurz, keine drei Seiten lang. Sie muß eine erstaunliche Begabung für die Zusammenfassung gehabt haben …«

Auch das war originell, aber durchaus möglich. Im Unterschied dazu war Rebecca1 für ihren Lebensbericht berühmt, der über zweitausend Seiten umfaßte und nur einen Zeitraum von drei Stunden beschrieb. Auch in dieser Hinsicht gab es keine Vorschrift.

Daniel1,15

Das Sexualleben des Mannes läßt sich in zwei Phasen einteilen: die erste, in der er zu früh ejakuliert, und die zweite, in der er keine Erektion mehr bekommt. Während der ersten Wochen meiner Beziehung mit Esther stellte ich fest, daß ich wieder in die erste Phase zurückgekehrt war – dabei hatte ich geglaubt, daß ich schon seit langem die zweite erreicht hätte. Manchmal, wenn ich neben ihr durch einen Park oder am Strand entlangging, war ich wie im Rausch, hatte den Eindruck, als sei ich ein junger Mann in ihrem Alter, dann ging ich schneller, holte tief Atem, nahm eine kerzengerade Haltung an und redete mit lauter Stimme. An anderen Tagen dagegen, wenn ich uns beide im Spiegel sah, überkam mich eine Welle des Abscheus, die mir den Atem verschlug, und dann zog ich mir die Bettdecke über die Ohren; ich fühlte mich mit einem Schlag furchtbar alt und schlapp. Dabei war mein Körper insgesamt gesehen noch relativ gut erhalten, ich hatte kein Gramm Fett und sogar noch richtige Muskeln, aber mein Hintern war schlaff, und vor allem mein Sack hing immer schlaffer herab; und das war hoffnungslos, ich hatte noch von keiner Behandlung gehört, die das beheben konnte; dabei leckte sie meinen Sack ab und streichelte meine Eier, ohne daß ich ihr die geringste Hemmung anmerken konnte. Ihr Körper dagegen war wunderbar frisch und glatt.

Mitte Januar mußte ich für ein paar Tage nach Paris fahren; eine heftige Kältewelle war über Frankreich hereingebrochen, jeden Morgen fand man erfrorene Obdachlose auf den Bürgersteigen. Ich konnte gut verstehen, daß sie sich weigerten, die Nacht in einem der Heime zu verbringen, die ihnen zur Verfügung standen, daß sie keine Lust hatten, einen engen Raum mit ihresgleichen zu teilen; es war ein rauhes Milieu voller grausamer, stumpfsinniger Menschen, deren Stumpfsinnigkeit aufgrund einer eigenartigen, abstoßenden Mischung die Grausamkeit noch verschärfte; es war ein Milieu, in dem es weder Solidarität noch Mitleid gab – Schlägereien, Vergewaltigungen, Folterungen waren gang und gäbe, es war ein Milieu,

das im Grunde fast ebenso unerbittlich war wie die Gefängniswelt, nur daß es darin keine Überwachung gab und die Gefahr permanent war. Ich stattete Vincent einen Besuch ab, sein Haus war überheizt. Er empfing mich in Schlafrock und Pantoffeln, kniff die Augen zusammen und brauchte ein paar Minuten, ehe er sich normal ausdrücken konnte; er hatte noch mehr abgenommen. Ich hatte den Eindruck, als sei ich seit Monaten der erste, der ihn besuchte. Er habe viel in seinem Kelleratelier gearbeitet, sagte er mir, ob ich Lust habe, es mir anzusehen. Ich hatte nicht den Mut dazu und ging nach einem Kaffee wieder fort; er schloß sich in seiner kleinen wunderbaren Traumwelt ein, und mir wurde allmählich bewußt, daß niemals mehr jemand Zugang dazu haben würde.

Da ich in einem Hotel in der Nähe der Place de Clichy wohnte, nutzte ich die Gelegenheit, um in ein paar Sexshops zu gehen und für Esther etwas Reizwäsche zu kaufen – sie hatte mir gesagt, daß sie gern Latexdessous trage und eine Vorliebe für Gummimasken, Handschellen und Eisenketten habe. Der Verkäufer kam mir außergewöhnlich kompetent vor, und daher erzählte ich ihm von meinem Problem der Ejaculatio praecox; er empfahl mir eine deutsche Creme, die vor kurzem auf den Markt gekommen sei, ein Produkt, dessen Zusammensetzung ziemlich komplex war: Benzocain, Kaliumhydrochlorid und Kampfer. Wenn man die Eichel vor dem Geschlechtsverkehr sorgfältig mit dieser Creme einrieb, bis diese völlig in die Haut eingedrungen war, würde die Empfindlichkeit verringert und das Aufkommen des Lustgefühls und damit die Ejakulation bedeutend verzögert. Ich probierte sie aus, sobald ich wieder in Spanien war, und ich muß sagen, daß es ein voller Erfolg war, ich konnte Esther stundenlang penetrieren, die einzige Begrenzung war meine Atemnot – zum erstenmal in meinem Leben hatte ich Lust, das Rauchen aufzugeben. Im allgemeinen wachte ich vor ihr auf, und mein erster Reflex bestand darin, sie zu lecken, dann wurde ihre Muschi sehr schnell feucht, und sie spreizte die Beine, damit ich sie nahm: Wir vögelten im Bett, auf Sofas, am Swimmingpool, am Strand. Vielleicht gibt es Menschen, die so etwas seit Jahren kennen, aber ich hatte noch nie dieses Glück erlebt und fragte

mich, wie ich ohne das bloß hatte leben können. Sie befeuchtete genüßlich die Lippen und drückte ihre Brüste zwischen den Handflächen zusammen, um sie mir hinzuhalten – machte also instinktiv all die kleinen Gesten und Gebärden, die das Bild einer *geilen Frau* hervorriefen und einen Mann in höchstem Grad erregten. In ihr zu sein war für mich eine Quelle endloser Freuden, ich spürte jede Bewegung ihrer Muschi, wenn sie mein Glied sanft oder heftig umschloß, mehrere Minuten lang schrie und weinte ich zugleich, wußte nicht mehr, wo ich war, und wenn sie sich zurückzog, merkte ich manchmal, daß die Musik ganz laut gestellt war und ich nichts gehört hatte. Wir gingen selten aus, es kam höchstens mal vor, daß wir eine Bar in San Jose besuchten, aber auch dort schmiegte sie sich bald an mich und lehnte den Kopf an meine Schulter, während sie mit den Fingern meinen Pimmel durch den dünnen Stoff hindurch preßte, und oft gingen wir sogleich in die Toiletten, um dort zu vögeln – ich hatte es mir abgewöhnt, Unterwäsche zu tragen, und sie trug nie einen Slip. Sie kannte kaum Hemmungen: Wenn wir allein in der Bar waren, kniete sie manchmal zwischen meinen Beinen auf dem Teppichboden nieder und blies mir einen und nippte zwischendurch an ihrem Cocktail. Eines Nachmittags wurden wir in dieser Stellung vom Kellner überrascht: Sie nahm meinen Pimmel aus dem Mund, behielt ihn aber in der Hand, hob den Kopf, schenkte dem Kellner ein breites Lächeln und wichste mich weiter mit zwei Fingern; er lächelte ebenfalls und kassierte das Geld für unsere Getränke, es war, als sei das alles vorgesehen, von einer höheren Macht seit langem organisiert, und als sei auch mein Glück in diesem System mit einbegriffen.

Ich war im Paradies und hätte nichts dagegen gehabt, bis zum Ende meines Lebens darin zu bleiben, doch sie mußte wegen ihrer Klavierstunden nach einer Woche wieder zurück. Am Morgen ihrer Abreise rieb ich meine Eichel gründlich mit der deutschen Creme ein, während Esther noch schlief; dann kniete ich mich über ihr Gesicht, strich ihr langes blondes Haar zurück und schob ihr mein Glied zwischen die Lippen; sie begann daran zu saugen, noch ehe sie die Augen öffnete. Als wir anschließend frühstückten, sagte sie mir,

daß sie der beim Aufwachen etwas stärkere Geschmack meines Glieds, vermischt mit dem der Creme, an Kokain erinnert habe. Ich wußte, daß die meisten Leute, nachdem sie gesnifft hatten, die Pulverreste gern aufleckten. Da erklärte sie mir, daß auf manchen Partys ein Spiel üblich war, bei dem sich die Mädchen eine Linie Koks auf dem Glied der anwesenden Typen reinzogen; na ja, aber sie gehe jetzt kaum noch auf solche Partys, das habe sie getan, als sie sechzehn oder siebzehn war.

Der Schock war für mich ziemlich schmerzhaft; der Traum aller Männer ist es, kleine geile Miezen kennenzulernen, die noch unschuldig, aber zu allen Obszönitäten bereit sind – was auf fast alle heranwachsenden Mädchen zutrifft. Anschließend werden die Frauen nach und nach etwas gemäßigter und verdammen somit die Männer dazu, für immer auf ihre Vergangenheit als kleine geile Sau eifersüchtig zu bleiben. Sich weigern, etwas zu tun, weil man es schon getan, die *Erfahrung bereits gemacht* hat, zerstört sehr schnell sowohl für einen selbst wie auch für die anderen jeden Lebensinhalt sowie jede mögliche Zukunft und erfüllt einen mit schwerem Verdruß, der schließlich zu tiefer Verbitterung, ja zu Haß und Wut auf jene führt, die noch dem Leben angehören. Esther hatte sich zum Glück nie *gemäßigt*, dennoch konnte ich es mir nicht verkneifen, sie über ihr Sexualleben auszufragen; wie ich es mir gedacht hatte, antwortete sie mir ganz natürlich und ohne Umschweife. Sie hatte mit zwölf Jahren zum erstenmal mit einem Jungen geschlafen, und zwar nach einem Abend in einer Diskothek während eines Sprachaufenthalts in England; aber das sei ziemlich unwichtig gewesen, sagte sie, eher eine flüchtige Erfahrung. Anschließend habe sich etwa zwei Jahre lang nichts ereignet. Dann habe sie begonnen, in Madrid auszugehen, und da sei allerdings ziemlich viel gelaufen, da habe sie die sexuellen Spiele wirklich kennengelernt. Ein paar Sexpartys, ja. Ein paar SM-Erfahrungen. Selten etwas mit anderen Mädchen – ihre Schwester sei völlig bisexuell, aber sie nicht, sie möge lieber Jungen. An ihrem achtzehnten Geburtstag habe sie zum erstenmal Lust gehabt, gleichzeitig mit zwei Jungen zu schlafen, und das sei ihr in äußerst angenehmer Erinnerung geblieben, die beiden Jungen seien

in Topform gewesen, und diese Dreierbeziehung habe sogar noch eine ganze Weile angedauert, die beiden Jungen hätten sich nach und nach spezialisiert, sie habe beide gewichst und ihnen einen geblasen, aber der eine habe sie meistens von vorn und der andere von hinten penetriert, und das habe ihr besonders gut gefallen, er habe sie wirklich mächtig in den Arsch gefickt, vor allem wenn sie Poppers gekauft habe. Ich stellte sie mir vor, wie sie als zartes junges Mädchen in Madrid in Sexshops ging, um Poppers zu verlangen. Wenn Gesellschaften, die stark von religiöser Moral geprägt sind, Auflösungserscheinungen zeigen, gibt es eine kurze ideale Periode, in der die jungen Leute wirklich Lust auf ein freies, zügelloses, fröhliches Leben haben; anschließend werden sie es leid, dann gewinnt das narzißtische Konkurrenzdenken allmählich wieder die Oberhand, und am Ende vögeln sie noch weniger als zu der Zeit, da die religiöse Moral noch intakt war; aber Esther gehörte einer Generation an, die sich mit dieser kurzen idealen Periode identifiziert hatte, die in Spanien später als in anderen Ländern eingetreten war. Sie war auf so einfache und ehrliche Weise von der Sexualität fasziniert gewesen und hatte sich so bereitwillig auf alle Spiele, alle Erfahrungen sexueller Art eingelassen, ohne sich je etwas Böses dabei zu denken, daß ich es ihr nicht einmal übel nehmen konnte. Ich hatte nur das hartnäckige, schmerzliche Gefühl, daß ich sie zu spät, viel zu spät kennengelernt und dadurch mein Leben verpfuscht hatte; dieses Gefühl würde mich, wie ich wußte, nie verlassen, ganz einfach, weil es der Wahrheit entsprach.

Wir sahen uns in den darauffolgenden Wochen sehr oft, ich verbrachte fast jedes Wochenende in Madrid. Ich hatte keine Ahnung, ob sie während meiner Abwesenheit mit anderen Männern schlief, ich vermute ja, aber es gelang mir ganz gut, diesen Gedanken zu verdrängen, denn schließlich hatte sie jedesmal für mich Zeit, freute sich, mich zu sehen, und gab sich mir so unbefangen und hemmungslos hin wie eh und je, so daß ich wirklich nicht wußte, was ich mehr verlangen konnte. Ich kam nicht einmal auf den Gedanken, oder nur sehr selten, mich zu fragen, was so ein hübsches Mädchen

an mir finden konnte. Schließlich war ich *witzig*, sie lachte viel, wenn wir zusammen waren, vielleicht rettete mich auch heute noch das gleiche wie vor dreißig Jahren, als ich mit Sylvie die ersten Schritte in meinem Liebesleben unternommen hatte, das insgesamt gesehen ziemlich unbefriedigend gewesen und von langen Durststrecken gekennzeichnet war. Auf jeden Fall zog sie weder mein Geld noch meine Berühmtheit an – im Gegenteil, jedesmal wenn man mich in ihrer Begleitung auf der Straße erkannte, schien ihr das eher peinlich zu sein. Sie mochte es auch nicht, wenn man sie selbst aufgrund einer der Filme, in denen sie mitgewirkt hatte, erkannte – das kam ebenfalls vor, wenn auch seltener. Man muß wohl dazusagen, daß sie sich nicht wirklich als *Schauspielerin* betrachtete; die meisten Schauspieler akzeptieren ohne Schwierigkeiten, daß man sie aufgrund ihrer Berühmtheit liebt, und im Grunde haben sie damit recht, denn sie ist Teil ihrer selbst, ihrer authentischen Persönlichkeit, zumindest jener, die sie gewählt haben. Dagegen kommt es – zumindest in den westlichen Ländern – nur selten vor, daß ein Mann akzeptiert, wegen seines Geldes geliebt zu werden. Bei den chinesischen Geschäftsleuten ist das anders, die chinesischen Geschäftsleute mit ihrer kindlichen Seele sind der Ansicht, daß ihr Mercedes der S-Klasse, ihr Badezimmer mit Wassermassagegerät und allgemeiner gesagt ihr Geld Teil ihrer selbst, ihrer eigentlichen Persönlichkeit ist, und haben daher nichts dagegen, wenn ein Mädchen von diesen materiellen Dingen begeistert ist. Sie haben zu diesen Dingen den gleichen unmittelbaren, direkten Bezug, den ein westlicher Mensch zumeist zur Schönheit seines Gesichts hat – und im Grunde haben sie völlig recht, denn in einem politisch und wirtschaftlich stabilen System kommt es nur selten vor, daß sie ihre Villa an der Côte d'Azur oder ihren Mercedes der S-Klasse verlieren, die körperliche Schönheit dagegen wird auch ihnen oft durch Krankheit geraubt, noch ehe sie diese zwangsläufig durch das Alter verlieren. Trotz alledem blieb ich ein Neurotiker aus dem Westen und kein chinesischer Geschäftsmann, und in meiner ganz und gar unkindlichen Seele zog ich es bei weitem vor, daß man mich wegen meines Humors und nicht wegen meines Geldes oder meiner

Berühmtheit schätzte – denn ich war mir trotz meiner langen, erfolgreichen Karriere nicht sicher, ob ich mein Bestes gegeben und alle Facetten meiner Persönlichkeit erforscht hatte. Ich war kein echter Künstler wie Vincent zum Beispiel, denn ich wußte genau, daß das Leben im Grunde überhaupt nicht witzig war, hatte mich aber geweigert, dem Rechnung zu tragen, ich war eben immer ein bißchen erfolgsgeil gewesen, hatte mich dem Geschmack des Publikums angepaßt, war nie wirklich aufrichtig gewesen, vorausgesetzt, so etwas ist überhaupt möglich, aber ich wußte, daß man das voraussetzen muß, und selbst wenn die Aufrichtigkeit als solche nichts besagt, ist sie dennoch die Voraussetzung allen Handelns. Ich wußte genau, daß keiner meiner billigen Sketche, keines meiner kläglichen Drehbücher, die mit dem Know-how eines gewieften Profis zusammengebastelt waren, um ein Publikum von Arschlöchern und Affen zu belustigen, es verdiente, mich zu überleben. Dieser Gedanke war hin und wieder ein wenig schmerzhaft; aber ich wußte, daß es mir gelingen würde, auch ihn schnell zu verdrängen.

Das einzige, das ich mir nicht recht erklären konnte, war Esthers Befangenheit, wenn ihre Schwester sie in unserem Hotel anrief. Bei dem Gedanken daran wurde mir bewußt, daß ich zwar ein paar von ihren Freunden kennengelernt hatte – zumeist Homosexuelle –, jedoch nie ihre Schwester, dabei lebte sie mit ihr zusammen. Nach kurzem Zögern gestand sie mir, daß sie ihrer Schwester nie etwas von unserer Beziehung erzählt habe; immer wenn wir uns sahen, gab sie vor, sie sei bei einer Freundin oder bei einem anderen Mann. Ich fragte sie, warum. Sie hatte nie wirklich darüber nachgedacht; sie meinte, das würde ihre Schwester möglicherweise schockieren, hatte aber nie versucht, der Sache auf den Grund zu gehen. Der Inhalt meiner Shows oder Filme war bestimmt nicht daran schuld; sie war bei Francos Tod ein junges Mädchen gewesen, hatte aktiv an der *movida* teilgenommen, die anschließend begonnen hatte, und ein ziemlich ausschweifendes Leben geführt. Alle Drogen waren ihr willkommen: Kokain, LSD, halluzinogene Pilze, Marihuana und

Ecstasy. Als Esther fünf war, lebte ihre Schwester mit zwei Männern zusammen, die selbst bisexuell waren; alle drei schliefen im selben Bett und sagten ihr gemeinsam gute Nacht, ehe sie einschlief. Später hatte sie mit einer Frau zusammengelebt, empfing aber immer noch zahlreiche Liebhaber, außerdem hatte sie mehrmals ziemlich heiße Nächte in ihrer Wohnung veranstaltet. Esther sagte damals allen gute Nacht, ehe sie sich in ihr Zimmer zurückzog, um Tim und Struppi zu lesen. Aber auch für ihre Schwester gab es gewisse Grenzen, einmal hatte sie einen ihrer Gäste, der das kleine Mädchen etwas zu intensiv zu streicheln versucht hatte, schonungslos vor die Tür gesetzt und sogar gedroht, die Polizei zu holen. »Unter freien, bereitwilligen Erwachsenen«, das war die Grenze, und das Erwachsenenalter begann mit der Pubertät, all das war völlig klar, ich konnte mir gut vorstellen, was für eine Frau sie war, und in künstlerischer Hinsicht vertrat sie bestimmt das Recht auf totale Ausdrucksfreiheit. Als linke Journalistin respektierte sie sicher die Kohle, *dinero*, also wirklich, ich konnte mir nicht vorstellen, was sie mir vorzuwerfen hatte. Da mußte wohl noch etwas anderes sein, etwas Verborgenes, das sich nicht so leicht eingestehen ließ, und um Gewißheit zu bekommen, stellte ich Esther schließlich ohne Umschweife die Frage.

Nachdem sie eine Weile nachgedacht hatte, antwortete sie mit zögernder Stimme: »Ich vermute, daß sie dich für zu alt hält…«Ja, das war es, ich war davon überzeugt, sobald sie es gesagt hatte, und diese Enthüllung war für mich keine Überraschung, sie war wie der Widerhall eines dumpfen erwarteten Schlages. Der Altersunterschied war das letzte Tabu, die äußerste Grenze, die dadurch, daß sie die letzte blieb und alle anderen ersetzt hatte, besonders massiv war. In der modernen Welt konnte man Swinger, bisexuell, transsexuell, Sodomit oder Sadomaso sein, aber es war verboten, *alt* zu sein. »Sie findet das vermutlich ein bißchen krankhaft, nicht normal, daß ich nicht mit einem Typen in meinem Alter zusammen bin …«, fuhr sie resigniert fort. Ja, allerdings, ich war ein alternder Mann, das war eine wahre *Schande* – um den Begriff zu nehmen, den Coetzee verwendet, er erschien mir sehr treffend, ich fand keinen besseren, und die losen Sitten, die bei Jugendlichen so bezaubernd, so

erfrischend und so verlockend waren, konnten bei mir nur zum abstoßenden Verhalten eines alten Schweins werden, das sich weigert, *von der Bühne abzutreten.* Was ihre Schwester möglicherweise dachte, würden auch alle anderen an ihrer Stelle denken, es war ausweglos – es sei denn, man war ein chinesischer Geschäftsmann.

Ich hatte diesmal beschlossen, die ganze Woche in Madrid zu bleiben, und zwei Tage später hatte ich einen kleinen Streit mit Esther über Larry Clarks letzten Film *Ken Park*, den sie unbedingt sehen wollte. Ich hatte *Kids* gräßlich gefunden und fand *Ken Park* noch gräßlicher, die Szene, in der dieses kleine Dreckschwein seine Großeltern verprügelt, fand ich unerträglich, dieser Regisseur ekelte mich regelrecht an, und dieser aufrichtige Ekel war wohl daran schuld, daß ich es mir nicht verkneifen konnte, über den Film zu sprechen, obwohl ich mir ziemlich sicher war, daß Esther ihn aus Gewohnheit und Konformismus gut finden würde, weil es einfach *cool* war, die Darstellung von Gewalt in der Kunst zu befürworten, und weil er ihr auf unreflektierte Weise gefiel; so wie sie auch Michael Haneke mochte, ohne sich darüber im klaren zu sein, daß die schmerzhafte, moralische Botschaft von Michael Hanekes Filmen in diametralem Gegensatz zu Larry Clarks Filmen stand. Ich wußte, daß ich besser den Mund gehalten hätte und daß der Verzicht auf meine übliche Komikerrolle mir nur Ärger einbringen konnte, aber ich schaffte es einfach nicht, der Kitzel der Perversion war zu stark; wir waren in einer seltsamen Bar mit kitschigen Spiegeln und Goldverzierungen, in der sich vor allem überdrehte Homosexuelle aufhielten, die ohne jede Hemmung in *backrooms* fickten – direkt neben dem Schankraum und für alle zugänglich –, während kleine Gruppen von Mädchen und Jungen an den Nachbartischen ungerührt ihre Cola tranken. Ich goß meinen Tequila mit Eis hinunter und erklärte ihr, daß ich meine gesamte Karriere und meinen Reichtum dem Umstand verdankte, daß ich systematisch die negativen Instinkte und die absurde Anziehung des Westens für Zynismus und alles Böse kommerziell ausgeschlachtet hatte und folglich wußte, wovon ich sprach, wenn ich behauptete, daß Larry Clark unter den

Händlern des Bösen einer der übelsten und vulgärsten war; und zwar ganz einfach, weil er ohne die geringsten Skrupel die Partei der Jugendlichen gegen die Alten ergriff, weil alle seine Filme die Kinder dazu aufhetzten, sich ihren Eltern gegenüber unmenschlich und ohne jedes Mitleid zu verhalten, und das wiederum sei weder neu noch originell, das sei seit fünfzig Jahren in allen Kulturbereichen das gleiche, und diese pseudokulturelle Tendenz kaschiere in Wirklichkeit nur den Wunsch, in jenen Urzustand zurückzukehren, wo sich die jungen Leute die Alten rücksichtslos und ungerührt vom Halse schafften; einfach weil diese zu schwach waren, um sich zu verteidigen, daher sei diese Tendenz nur eine für die Moderne typische brutale Regression auf ein Stadium, das jeder Zivilisation vorausging, denn jede Zivilisation ließ sich daran messen, wie sie mit den Alten und Schwachen umging, also mit jenen, die nicht mehr produktiv und nicht mehr erwünscht waren, kurz gesagt, Larry Clark und sein abstoßender Handlanger Harmony Korine waren nur zwei besonders unangenehme – und vom künstlerischen Standpunkt aus gesehen besonders miserable – Vertreter all dieser Nietzsche-Epigonen, die schon viel zu lange ihr Unwesen in der Kulturszene getrieben hatten, und konnten auf keinen Fall auf die gleiche Stufe gestellt werden wie Michael Haneke oder ich zum Beispiel – ich hatte mich immer bemüht, eine gewisse Form von Zweifel, Unsicherheit und Unbehagen in meinen Shows zum Ausdruck zu bringen, auch wenn sie (das gebe ich gern zu) im großen und ganzen beschissen waren. Sie hatte mir mit betrübter Miene, aber großer Aufmerksamkeit zugehört und ihre Fanta noch nicht angerührt.

Der Vorteil einer solchen Moralpredigt besteht darin, daß Gespräche dieser Art, da schon seit Jahren einer überaus starken Zensur unterworfen, zwangsläufig einen Überraschungseffekt erzielen und sofort die Aufmerksamkeit des Gesprächspartners erwecken; ihr Nachteil liegt darin, daß man nie richtig ernst genommen wird. Esthers ernster, aufmerksamer Gesichtsausdruck verunsicherte mich einen Augenblick, aber dann bestellte ich mir ein weiteres Glas Tequila und fuhr fort, wobei mir durchaus klar war, daß meine Erregung etwas Künstliches und meine Aufrichtigkeit

einen falschen Unterton hatte: Ganz abgesehen davon, daß Larry Clark nur ein unbedeutender kleiner Geschäftemacher war und es als solches schon etwas Lächerliches hatte, ihn in einem Atemzug mit Nietzsche zu nennen, waren es Themen, von denen ich mich im Grunde nicht stärker betroffen fühlte als vom Hunger in der Welt, den Menschenrechten oder irgend so einem Scheiß. Dennoch redete ich mich, angestachelt von einer seltsamen Mischung aus Bosheit und Masochismus, von der ich mir vielleicht erhoffte, sie möge mich ins Verderben stürzen, nachdem sie mir Reichtum und Ruhm beschert hatte, mit zunehmender Verbitterung in Rage. Offensichtlich war es nicht genug, daß die Alten nicht mehr das Recht zu vögeln hatten, fuhr ich grimmig fort, nein, sie hatten auch nicht mehr das Recht, sich gegen eine Welt aufzulehnen, die sie hemmungslos zermalmte, indem sie sie zu hilflosen Opfern jugendlicher Gewalttäter machte, ehe man sie in abscheuliche Sterbehospize abschob, wo sie von stumpfsinnigen Pflegern gedemütigt und mißhandelt wurden, und trotz alledem war es ihnen nicht erlaubt, sich aufzulehnen, denn auch die Auflehnung – genauso wie die Sexualität, die Lust oder die Liebe – schien etwas zu sein, auf das nur junge Leute Anspruch hatten, für alle anderen schien sie irrelevant zu sein, denn eine Sache, für die sich das Interesse der Jugend nicht mobilisieren ließ, war von vornherein ein verlorener Kampf, kurz gesagt, alte Leute wurden in allem wie bloßer Müll behandelt, dem man nur noch ein elendes, bedingtes und immer schärfer begrenztes Überleben zugestand. In meinem Drehbuch *Das Defizit der Kranken- und Sozialversicherung*, aus dem nichts geworden war – es war übrigens das einzige von allen meinen Projekten, aus dem nichts wurde, und das schien mir durchaus bezeichnend zu sein, fuhr ich wütend fort –, stachelte ich die alten Leute an, sich gegen die Jugend aufzulehnen, sie auszunutzen und sie zu *unterdrücken.* Warum sollte man zum Beispiel die lugendlichen, sowohl Mädchen wie Jungen, die einem blinden Konsumrausch verfallen und immer auf Taschengeld erpicht waren, nicht zur Prostitution *zwingen*, der einzigen Möglichkeit für sie, wenigstens in begrenztem Maß die ermüdende Arbeit und all die ungeheuren Anstrengungen wettzumachen, die für ihr Wohlergehen

aufgewandt worden waren? Und warum sollte man in einer Zeit, da die Empfängnisverhütung gut funktionierte und das Risiko genetischer Degeneration vollkommen lokalisiert war, das demütigende, absurde Inzesttabu eigentlich aufrechterhalten? Das sind relevante Fragen, konkrete Moralprobleme, rief ich zornig; das ist etwas anderes als Larry Clark.

Je mehr ich mich ereiferte, um so sanfter wurde sie; und obwohl ich mich mit Haut und Haar für die alten Leute stark machte, setzte sie sich nicht in gleichem Maß für die Jugend ein. Darauf folgte ein langes, ergreifendes und immer zärtlicher werdendes Gespräch, zunächst in dieser Bar, dann in einem Restaurant, dann in einer anderen Bar und schließlich im Hotelzimmer; ausnahmsweise vergaßen wir darüber sogar, uns zu lieben. Es war unser erstes richtiges Gespräch und im übrigen, wie mir schien, das erste richtige Gespräch, das ich seit Jahren mit irgend jemandem geführt hatte, das letzte hatte wohl in der Zeit stattgefunden, als ich mit Isabelle zusammenzog; überhaupt habe ich nur mit Frauen, die ich liebte, wirkliche Gespräche führen können, mit niemand anderem, und im Grunde erschien es mir auch völlig normal, daß der Gedankenaustausch mit jemandem, der meinen Körper nicht kennt und nicht in der Lage ist, ihm Frustrationen oder im Gegenteil höchste Freuden zu verschaffen, etwas Gezwungenes hat und letztlich unmöglich ist. Denn wir sind Körper, sind im wesentlichen und fast ausschließlich Körper, und unsere körperliche Verfassung liefert die wahre Erklärung für fast alle unsere geistigen und moralischen Anschauungen. So erfuhr ich, daß Esther im Alter von dreizehn Jahren an einem schweren Nierenleiden erkrankt war, das eine lange Operation erfordert hatte, und daß eine ihrer Nieren endgültig verkümmert war, was Esther zwang, mindestens zwei Liter Wasser am Tag zu trinken, und daß auch die zweite Niere, die bisher noch gesund war, jederzeit Schwächen zeigen konnte; das war, davon war ich überzeugt, ein wesentliches Detail und vermutlich der Grund dafür, warum sie sich in sexueller Hinsicht *nicht gemäßigt* hatte: Sie kannte den Preis für das Leben und wußte, wie kurz es war. Ich erfuhr auch, und das erschien mir noch wichtiger, daß sie einen Hund

gehabt hatte, den sie in Madrid auf der Straße aufgelesen hatte, und daß sie sich, seit sie zehn war, um ihn gekümmert hatte; er war im vorigen Jahr gestorben. Bildschöne Mädchen, die von allen Männern stets zuvorkommend und mit übertriebener Aufmerksamkeit behandelt werden, sogar von jenen – das ist bei weitem die Überzahl –, die keinerlei Hoffnung mehr haben, eine Gunst sexueller Art von ihnen erwarten zu dürfen; und um es ehrlich zu sagen, von diesen Männern erst recht, und zwar mit einer widerlichen Form von Verehrung, die bei manchen Typen um die Fünfzig geradezu an Vergreisung grenzt, bildschöne Mädchen also, bei deren Anblick alle Gesichter aufleuchten, alle Schwierigkeiten sich verflüchtigen, und die überall aufgenommen werden, als regierten sie die Welt, werden ganz selbstverständlich zu furchtbar egoistischen, eitlen, selbstzufriedenen Geschöpfen. Die körperliche Schönheit spielt hier genau die gleiche Rolle wie der Geburtsadel im Ancien regime, und auch wenn sich hübsche Mädchen beim Heranwachsen möglicherweise für kurze Zeit des rein zufälligen Ursprungs ihrer Vorrangstellung bewußt werden, tritt diese Erkenntnis meist sehr schnell hinter dem Gefühl angeborener, natürlicher, instinktiver Überlegenheit zurück, das sie weit außerhalb und vor allem sehr hoch über dem Rest der Menschheit ansiedelt. Da jeder aus ihrer Umgebung nur das Ziel hat, ihnen jeglichen Kummer zu ersparen und allen ihren Wünschen zuvorzukommen, ist es völlig logisch, daß hübsche Mädchen den Rest der Welt als eine Schar von Menschen betrachten, die ihnen *zu Diensten* ist, wobei ihnen selbst nur die Aufgabe zufällt, ihr eigenes erotisches Kapital zu erhalten – ehe sie einen jungen Mann kennenlernen, der sich dieser Ehre würdig erweist. Das einzige, das sie in moralischer Hinsicht retten kann, ist die Übernahme der konkreten Verantwortung für ein schwächeres Wesen, für dessen körperliche Bedürfnisse, Gesundheit und Überleben sie persönlich zu sorgen haben – ein solches Wesen kann ein jüngerer Bruder, eine jüngere Schwester, ein Haustier oder sonst irgend etwas sein.

Esther war bestimmt nicht *wohlerzogen* im üblichen Sinn des Wortes, sie wäre nie auf den Gedanken gekommen, einen Aschenbecher zu leeren oder Essensreste abzuräumen, und sie ließ ohne

Hemmungen das Licht in den Zimmern brennen, die sie gerade verlassen hatte (es ist vorgekommen, daß ich ihr in meiner Villa in San Jose von Zimmer zu Zimmer gefolgt bin und siebzehn Lichtschalter betätigen mußte); es kam auch nicht in Frage, sie zu bitten, etwas einzukaufen, aus einem Geschäft, in das sie ging, einen Artikel mitzubringen, der nicht für ihren persönlichen Gebrauch bestimmt war, oder ganz allgemein, sie um einen Gefallen zu bitten. Wie alle hübschen Mädchen war Esther im Grunde nur zum Vögeln da, und es wäre absurd gewesen, etwas anderes von ihr zu erwarten oder in ihr etwas anderes zu sehen als ein verwöhntes, umhegtes Luxusgeschöpf, dem alle Sorgen und alle langweiligen oder mühseligen Arbeiten abgenommen wurden, damit es sich ausschließlich seiner sexuellen Aufgabe widmen konnte. Dennoch war sie längst nicht so arrogant, so egoistisch und so kalt, oder um mit Baudelaire zu sprechen, kein so *unausstehliches kleines Luder* wie die meisten hübschen Mädchen; sie war sich der Krankheit, der Schwäche und des Todes bewußt. Auch wenn Esther unglaublich schön, erotisch und begehrenswert war, brachte sie dennoch Verständnis für das Gebrechen der Tiere auf, weil sie sie kannte; das wurde mir an jenem Abend klar, und da begann ich sie wirklich zu lieben. Das körperliche Begehren, auch wenn es noch so stark ist, hat bei mir nie ausgereicht, um mich zu verlieben, es konnte nur dann das höchste Stadium, die Liebe, erreichen, wenn es dank einer wundersamen Kombination von Mitgefühl für das geliebte Wesen begleitet war; natürlich verdient jedes Lebewesen schon einfach deshalb Mitgefühl, weil es im Leben steht und dadurch endlosem Leid ausgesetzt ist; aber angesichts eines jungen Menschen mit blühender Gesundheit erscheint diese Überlegung ziemlich theoretisch. Aufgrund ihres Nierenleidens, aufgrund ihrer unmöglich zu erratenden, aber dennoch existierenden körperlichen Schwäche konnte Esther in mir ungeheucheltes Mitgefühl hervorrufen, wenn der Wunsch in mir aufkam, mich dieser Empfindung zu überlassen. Da sie selbst mitfühlend war und gelegentlich sogar einen Anflug von Güte zeigte, konnte sie mir ebenfalls Achtung einflößen, und damit waren alle Voraussetzungen gegeben. Denn ich bin kein von Leidenschaften

erfüllter Mensch, zumindest nicht grundsätzlich, ich konnte zwar jemanden begehren, der durchaus verachtenswert war, hatte mehrfach Mädchen gevögelt, nur um ihnen meine Stärke zu beweisen und sie ganz einfach zu *beherrschen;* ich hatte auch diese nicht eben lobenswerte Einstellung in meinen Sketchen verwandt und dabei sogar ein zweifelhaftes Verständnis für Gewalttäter aufgebracht, die ihr Opfer töten, nachdem sie es sexuell mißbraucht haben. Aber um jemanden lieben zu können, habe ich immer Achtung für ihn empfinden müssen, im Grunde habe ich mich nie in einer sexuellen Beziehung wohl gefühlt, die nur auf einer erotischen Anziehung und einer ansonsten gleichgültigen Haltung dem anderen gegenüber beruhte, um mich sexuell wohl fühlen zu können, habe ich immer, wenn schon keine Liebe da war, wenigstens etwas gegenseitige Sympathie, Achtung und Verständnis gebraucht; nein, auf die Menschlichkeit hatte ich nicht verzichtet.

Esther war nicht nur mitfühlend und sanft, sie war auch feinsinnig und klug genug, um sich, in diesem Fall, an meine Stelle zu versetzen. Nach dieser Diskussion, in der ich mit unangenehmer und im übrigen stupider Heftigkeit – denn Esther dachte gar nicht daran, mich dieser Kategorie zuzuordnen – das Recht auf Glück für ältere Menschen vertreten hatte, sagte sie schließlich, daß sie ihrer Schwester von mir erzählen würde und daß sie uns in Kürze miteinander bekannt machen wolle.

Während dieser Woche in Madrid, in der ich fast die ganze Zeit mit Esther zusammen war und die für mich eine der glücklichsten Zeiten meines Lebens bleibt, wurde mir auch klar, daß ihre anderen Liebhaber, falls es sie geben sollte, außerordentlich diskret waren und ich, wenn schon nicht der einzige – was durchaus möglich war –, aber auf jeden Fall ihr *bevorzugter* Liebhaber war. Zum erstenmal in meinem Leben fühlte ich mich uneingeschränkt glücklich, ein Mann zu sein, weil ich zum erstenmal eine Frau gefunden hatte, die sich mir völlig öffnete und mir völlig uneingeschränkt das gab, was eine Frau einem Mann geben kann. Zum erstenmal fühlte ich mich auch im Hinblick auf jemand anderen von barmherzigen, freundschaft-

lichen Absichten erfüllt und hätte es am liebsten gesehen, wenn alle so glücklich gewesen wären wie ich. Ich war kein Clown mehr und hatte meine *humoristische* Haltung aufgegeben; kurz gesagt, ich lebte wieder, auch wenn ich wußte, daß es das letzte Mal war. Alle Energie ist sexueller Natur, und zwar nicht vorwiegend, sondern ausschließlich, und wenn ein Tier nicht mehr imstande ist, sich fortzupflanzen, ist es zu nichts mehr nütze; den Menschen geht es genauso. Wenn der Geschlechtstrieb abgestorben ist, schreibt Schopenhauer, ist der eigentliche Kern des Lebens verbraucht; und in einer Metapher von erschreckender Gewalt fügt er hinzu: »Das menschliche Dasein gleicht einer Theatervorstellung, die mit lebendigen Schauspielern beginnt und mit Automaten in denselben Kostümen endet.« Ich wollte nicht zu einem Automaten werden, und Esther verdankte ich es, daß ich die reale Gegenwart und den Genuß am *lebendigen Leben*, wie Dostojewski gesagt hätte, wiedergefunden hatte.

Was hat es für einen Sinn, einen Körper, den niemand berührt, funktionsfähig zu erhalten? Und warum soll man sich ein hübsches Hotelzimmer nehmen, wenn man dort allein die Nacht verbringen muß? Im Gefolge vieler anderer, die sich letztlich auch hatten besiegen lassen, und unter ihrem Hohngelächter mußte ich eingestehen: Die Macht der Liebe war tatsächlich unermeßlich und bewundernswert.

Daniel25,4

In der Nacht nach meinem ersten Kontakt mit Marie23 hatte ich einen seltsamen Traum. Ich befand mich inmitten einer Berglandschaft, die Luft war so klar, daß man die kleinsten Einzelheiten der Felsen und der Eiskristalle erkennen konnte; man hatte einen weiten Blick jenseits der Wolken, jenseits der Wälder bis zu einer Kette steiler Berge, auf denen ewiger Schnee glitzerte. Ein paar Meter unterhalb von mir war ein kleiner, mit Tierfellen bekleideter alter Mann mit sonnengegerbtem Gesicht wie ein kalmückischer Trapper, der geduldig rings um einen Pfahl ein Loch in den Schnee grub; dann begann er mit seinem kleinen Messer ein durchsichtiges Seil durchzuschneiden, das von optischen Fasern durchlaufen wurde. Ich wußte, daß es eines der Seile war, die in den durchsichtigen Saal führten, den von Schneeflächen umgebenen Saal, in dem sich die Herrscher der Welt versammeln. Im Blick des alten Mannes lag Klugheit und Grausamkeit. Ich wußte, daß ihm sein Vorhaben gelingen würde, da die Zeit für ihn arbeitete, und daß die Grundfesten der Welt einstürzen würden; er wurde von keiner bestimmten Motivation angetrieben, sondern nur von einer animalischen Beharrlichkeit; ich vermutete, daß er ein intuitives Wissen und die Fähigkeiten eines Schamanen besaß.

Wie die Träume der Menschen sind auch unsere Träume fast immer eine Vermischung bunt zusammengewürfelter Elemente der Realität, der man im Wachzustand ausgesetzt ist; manche Forscher haben darin den Beweis gesehen, daß es nicht nur eine einzige Realität gibt. Ihnen zufolge geben unsere Träume einen Einblick in »Paralleluniversen« im Sinne von Everett-De Witt, das heißt, andere Abzweigungen beobachtbarer Phänomene, die anläßlich gewisser Tagesereignisse aufgetaucht sind; die Träume wären demnach nicht Ausdruck eines Begehrens oder einer Angst, sondern eine geistige Projektion konsistenter Ereignissequenzen, die mit der globalen Entwicklung der Wellenfunktion des Universums vereinbar, aber nicht direkt nachweisbar sind. Nichts deutete in dieser Hypothese

daraufhin, was es den Träumen ermöglicht, die üblichen Grenzen der kognitiven Funktion zu überschreiten, die einem gegebenen Beobachter den Zugang zu den nicht nachweisbaren Ereignissequenzen in seinem eigenen Zweig des Universums verwehren; im übrigen konnte ich mir nicht vorstellen, was in meinem Dasein zu einem derart divergenten Zweig des Universums hätte führen können.

Anderen Interpretationen zufolge sind einige unserer Träume anderer Art als jene, die die Menschen hatten; sie sind künstlichen Ursprungs, spontane Produktionen halbgeistiger Formen, die durch die modifizierbare Verflechtung elektronischer Elemente des Netzes hervorgebracht werden. Ein riesiger Organismus sei im Entstehen begriffen und warte darauf, ein allgemeines elektronisches Bewußtsein zu bilden, könne sich aber zur Zeit nur durch die Produktion von Traumwellenketten manifestieren, die durch entwicklungsfähige Untergruppen des Netzes hervorgebracht würden und gezwungen waren, sich über die Übertragungskanäle zu verbreiten, die die Neo-Menschen geöffnet hatten; daher versuche er die Öffnung dieser Kanäle unter Kontrolle zu bekommen. Wir selbst waren unvollständige Wesen, Übergangswesen, deren Bestimmung es war, das Anbrechen einer digitalen Zukunft vorzubereiten. Was auch immer diese paranoide Hypothese für sich haben mag, fest steht jedenfalls, daß eine Softwaremutation stattgefunden hat, und zwar vermutlich zu Beginn der Zweiten Verringerung, und daß sie zunächst das Codierungssystem angegriffen hat, ehe sie sich nach und nach auf alle Programmebenen des Netzes ausbreitete; niemand wußte genau, welche Ausmaße sie angenommen hatte, vermutlich aber sehr große, und die Betriebssicherheit unseres Übertragungssystems war bestenfalls sehr zufallsbedingt geworden.

Die Gefahr der Überproduktion von Träumen war seit der Zeit der Gründer registriert worden und ließ sich auch auf einfachere Weise durch die Bedingungen absoluter physischer Isolation erklären, unter denen wir zu leben berufen waren. Kein wirksames Gegenmittel war bekannt. Der einzige Schutz bestand darin, das Senden und Empfangen von Nachrichten zu vermeiden, jeden Kontakt mit der

Gemeinschaft der Neo-Menschen abzubrechen und sich auf seine eigenen physiologischen Elemente zu konzentrieren. Ich zwang mich dazu und installierte die wichtigsten biochemischen Kontrollsysteme: Es dauerte mehrere Wochen, bis die Produktion meiner Träume zu ihrem normalen Niveau zurückfand und ich mich wieder auf den Lebensbericht von Daniel1 und meinen Kommentar konzentrieren konnte.

Daniel1,16

»Um netstat umfunktionieren zu können,
muß man darin aufgenommen werden;
und dafür bleibt einem keine andere Wahl,
als das ganze userland umzufunktionieren.«
kdm.fr.st

Ich hatte die Existenz der Elohimiten fast vergessen, als ich einen Anruf von Patrick bekam, der mich daran erinnerte, daß das Winterseminar in zwei Wochen begann, und mich fragte, ob ich nach wie vor die Absicht habe, daran teilzunehmen. Ich hätte ein Einladungsschreiben bekommen, einen VIP-Brief, fügte er hinzu. Ich fand die Einladung schnell in meinem Stapel: Das Papier war mit einem Wasserzeichen versehen, das nackte, zwischen Blumen tanzende junge Mädchen darstellte. Seine Heiligkeit der Prophet lud mich und ein paar andere befreundete illustre Persönlichkeiten dazu ein, wie in jedem Jahr den Jahrestag der »wunderbaren Begegnung« – der Begegnung mit den Elohim, nehme ich an – mit ihm zu feiern. Es sei eine ganz besondere Feier, bei der noch unbekannte Einzelheiten über die Errichtung des Botschaftsgebäudes in Gegenwart von Anhängern aus der ganzen Welt enthüllt würden, die von neun Erzbischöfen und neunundvierzig Bischöfen angeführt würden – diese Ehrentitel hatten nichts mit ihrer tatsächlichen Funktion innerhalb der Organisation zu tun; sie waren von Flic eingesetzt worden, der sie für das perfekte Management einer Körperschaft für unerläßlich hielt. »Da können wir so richtig die Sau rauslassen!« hatte der Prophet handschriftlich für mich hinzugesetzt.

Esther mußte wie vorhergesehen in jenem Monat ein paar Prüfungen ablegen und konnte mich nicht begleiten. Und da sie sowieso nicht viel Zeit gehabt hätte, um mich zu sehen, nahm ich die Einladung ohne zu zögern an – schließlich war ich jetzt im Ruhestand und konnte ein bißchen auf Reisen gehen, soziologische Exkursionen machen und versuchen, ein paar reizvolle oder witzige Momente zu erleben. Ich hatte in meinen Sketchen nie Sekten in

Szene gesetzt, dabei handelte es sich um ein typisch modernes Phänomen, sie verbreiteten sich trotz aller rationalistischen Kampagnen und der vielen Warnungen, nichts schien sie aufhalten zu können. Ich spielte eine Weile mit dem Gedanken, einen Sketch über die Elohimiten zu verfassen, verwarf ihn aber bald wieder und kaufte mir ein Flugticket.

Es war eine Zwischenlandung auf Gran Canaria vorgesehen, und während wir über der Insel kreisten, um auf die Landeerlaubnis zu warten, beobachtete ich neugierig die Dünen von Maspalomas. Die riesigen Sandformationen senkten sich in den strahlendblauen Ozean hinab; wir flogen in geringer Höhe, und ich konnte die Figuren im Sand erkennen, die durch den Wind gebildet worden waren und die manchmal die Form von Buchstaben, manchmal die von Tieren oder menschlichen Gesichtern hatten; man konnte nicht umhin, sie als Wahrsagezeichen zu interpretieren, und ich empfand dabei trotz oder wegen der einheitlichen azurblauen Farbe eine gewisse Beklemmung.

Das Flugzeug leerte sich auf dem Flughafen von Las Palmas fast ganz; dann stiegen ein paar Passagiere ein, die von Insel zu Insel flogen. Die meisten von ihnen wirkten eher wie Weltenbummler im Stil australischer *backpackers*, die mit dem Reiseführer *Let's go Europe* und einem Lageplan aller McDonald's ausgerüstet waren. Sie verhielten sich ruhig, auch sie betrachteten die Landschaft, wechselten halblaut kluge oder poetische Bemerkungen. Kurz vor der Landung überflogen wir eine Vulkanzone mit dunkelroten bizarren Felsen.

Patrick wartete in der Empfangshalle des Flughafens von Arrecife auf mich, er trug eine Hose und eine weiße Tunika mit dem aufgestickten bunten Stern der Sekte und lächelte mir strahlend zu – ich hatte den Eindruck, als habe er schon fünf Minuten vor meiner Ankunft zu lächeln begonnen, und tatsächlich lächelte er immer noch ohne ersichtlichen Grund, als wir über den Parkplatz gingen. Er wies auf einen weißen Toyota Minivan, der ebenfalls mit dem bunten Stern verziert war. Ich setzte mich auf den Beifahrersitz: Auf

Patricks Gesicht strahlte immer noch das gleiche unmotivierte Lächeln; während wir langsam in einer Schlange auf den Parkscheinautomaten zufuhren, trommelte er mit den Fingern auf das Lenkrad und bewegte den Kopf hin und her, als habe er eine Melodie im Kopf.

Wir fuhren über eine tiefschwarze, fast bläulich wirkende Ebene, die von plumpen, kantigen, kaum von der Erosion angegriffenen Felsen übersät war, als er das Wort ergriff. »Du wirst schon sehen, dieses Seminar ist toll …«, sagte er halblaut, als spreche er zu sich selbst oder als vertraue er mir ein Geheimnis an. »Hier sind ganz besondere Schwingungen … Das ist wirklich ein echtes geistiges Abenteuer.« Ich stimmte ihm höflich zu. Seine Bemerkung überraschte mich nur halb: In der New-Age-Literatur wird allgemein davon ausgegangen, daß Vulkanlandschaften von Erdströmen durchzogen werden, für die die meisten Säugetiere – und insbesondere die Menschen – empfänglich sind; es wird behauptet, daß sie unter anderem die Promiskuität fördern. »Genau das, genau das …«, sagte Patrick immer noch fast ekstatisch, »wir sind die Söhne des Feuers.« Ich enthielt mich einer Antwort.

Kurz bevor wir ankamen, fuhren wir an einem schwarzen Sandstrand entlang, der mit kleinen weißen Steinen übersät war; ich muß zugeben, daß das seltsam und sogar ziemlich verwirrend war. Ich blickte erst sehr aufmerksam hin, dann wandte ich den Kopf ab; diese unerwartete Umkehrung der Werte schockierte mich ein wenig. Wenn das Meer rot gewesen wäre, hätte ich das vermutlich eher gelten lassen können; aber es war noch immer genauso hoffnungslos blau.

Die Straße machte plötzlich eine abrupte Biegung in Richtung des Landesinneren, und fünfhundert Meter weiter hielten wir vor einem drei Meter hohen soliden Metallzaun, der von Stacheldraht umgeben war und sich endlos hinzuziehen schien. Zwei mit Schnellfeuergewehren bewaffnete Wächter patrouillierten hinter dem Tor, das offensichtlich der einzige Zugang war. Patrick gab ihnen ein Zeichen, sie schlossen das Tor auf, kamen auf uns zu und musterten

mich genau, ehe sie uns passieren ließen. »Das ist unerläßlich …«, sagte Patrick mit unverändert ätherischer Stimme zu mir. »Du weißt ja, die Journalisten …«

Die ungeteerte, aber gut instand gehaltene Straße führte durch eine ebene, staubige Zone voller kleiner roter Steine. In dem Augenblick, als ich in der Ferne ein weißes Zeltdorf entdeckte, bog Patrick nach links in Richtung eines auf einer Seite ausgehöhlten steilen Felshangs ein, der aus dem gleichen schwarzen, vermutlich vulkanischen Gestein war, das ich schon kurz zuvor bemerkt hatte. Nach zwei oder drei Serpentinen stellte er den Wagen auf einem kleinen befestigten Platz ab, und wir mußten zu Fuß weitergehen. Trotz meines Protests ließ er sich nicht davon abbringen, meinen Koffer zu tragen, der ziemlich schwer war. »Nein, nein, ich bitte dich … Du bist unser Gast und ein VIP …« Er bemerkte das zwar in scherzhaftem Ton, aber irgendwas sagte mir, daß er das durchaus ernst meinte. Wir gingen an einem knappen Dutzend Höhlen entlang, die in die Felswand gehauen waren, ehe wir wieder einen kleinen Platz kurz vor dem Gipfel des Hügels erreichten. Eine etwa drei Meter breite und zwei Meter hohe Öffnung führte zu einer Höhle, die viel geräumiger war als die anderen; auch dort standen zwei bewaffnete Wächter vor dem Eingang.

Als erstes gelangten wir in einen viereckigen Saal mit kahlen Wänden und einer Seitenlänge von etwa zehn Metern, in dem sich nur ein paar Klappstühle befanden, die vor den Wänden standen; dann folgten wir einem Wächter durch einen Gang, der von hohen säulenförmigen Stehlampen erhellt war, wie sie in den siebziger Jahren in Mode waren: In einer zähflüssigen leuchtenden Flüssigkeit von gelber, türkisgrüner, rötlicher oder violetter Farbe bildeten sich dicke Blasen, die langsam durch die leuchtende Säule nach oben stiegen und verschwanden.

Die Gemächer des Propheten waren ebenfalls im Stil der siebziger Jahre eingerichtet: Ein dicker orangefarbener Teppichboden mit gezackten bläulichen Streifen und niedrige, mit Pelzen bedeckte Sofas, die in unregelmäßiger Anordnung im Raum standen. Im hinteren Teil führten mehrere breite Stufen zu einem drehbaren

Relaxsessel aus rosa Leder mit eingebauter Fußstütze; der Sessel war leer. Dahinter erkannte ich das Bild wieder, das in Zwork im Eßzimmer des Propheten gehangen hatte – inmitten eines Gartens, der wohl den Paradiesgarten darstellen sollte, betrachteten zwölf mit durchsichtigen Gewändern bekleidete Mädchen den Propheten voller Bewunderung und Begehren. Das war lächerlich, wenn man so will, aber nur in dem – letztlich begrenzten – Maß, wie etwas rein Sexuelles lächerlich sein kann; der Humor und das Gefühl des Lächerlichen (ich war immerhin bezahlt, sogar gut bezahlt worden, um das zu wissen) können nur dann einen echten Triumph erzielen, wenn sie etwas aufs Korn nehmen, das bereits ziemlich angeschlagen ist. wie etwa die Frömmigkeit, der Hang zur Sentimentalität, die Opferbereitschaft oder das Ehrgefühl usw.; den tiefer gelagerten egoistischen oder animalischen Trieben des menschlichen Verhaltens dagegen können sie nichts anhaben. Wie dem auch sei, dieses Bild war so schlecht gemalt, daß ich erst nach einiger Zeit in den realen Mädchen, die auf den Stufen saßen und versuchten, mehr oder weniger die gleiche Pose einzunehmen – sie waren wohl von unserer Ankunft unterrichtet worden –, die Modelle wiedererkannte, doch die Ähnlichkeit mit dem Bild war nur unvollkommen: Einige von ihnen trugen zwar die gleichen durchsichtigen, griechisch anmutenden Gewänder, die bis zur Taille geschürzt waren, andere dagegen hatten sich für trägerlose Tops und Strapshalter aus schwarzem Latex entschieden; alle hatten auf jeden Fall einen unverhüllten Venushügel. »Das sind die Bräute des Propheten …«, sagte Patrick respektvoll zu mir.

Dann erklärte er mir, daß diese Erwählten das Vorrecht hatten, ständig in der Nähe des Propheten zu leben; alle hatten ein Zimmer in seiner Residenz in Kalifornien. Sie vertraten alle Rassen der Erde und waren aufgrund ihrer Schönheit dazu bestimmt, ausschließlich in den Dienst der Elohim zu treten: Sie konnten daher nur mit ihnen Geschlechtsverkehr haben – natürlich erst, sobald diese die Erde mit ihrem Besuch beehrten – und mit dem Propheten; sie konnten auch, wenn er es wünschte, untereinander geschlechtlich verkehren. Ich dachte eine Weile über diese Perspektive nach und versuchte

gleichzeitig die Mädchen zu zählen: es waren eindeutig nur zehn. In diesem Augenblick hörte ich ein Plätschern, das von rechts kam. Halogenlampen, die in die Decke eingelassen waren, leuchteten auf und bestrahlten einen in den Fels gehauenen Swimmingpool, der von üppigem Pflanzenwuchs umgeben war; der Prophet badete nackt darin. Die beiden fehlenden Mädchen warteten respektvoll neben den Stufen, die in das Becken führten, und hielten einen weißen Bademantel und ein weißes Handtuch bereit, die beide mit dem bunten Stern verziert waren. Der Prophet ließ sich Zeit, drehte sich im Wasser um die eigene Achse und ließ sich faul auf dem Rücken treiben. Patrick verstummte und senkte den Kopf; es war nur noch ein leises Plätschern zu hören.

Schließlich kam er aus dem Wasser und wurde sogleich in den Bademantel gehüllt, während sich das zweite Mädchen niederkniete, um ihm die Füße abzureiben; da stellte ich fest, daß er größer und vor allem kräftiger war, als ich ihn in Erinnerung hatte; er machte bestimmt Muskeltraining, hielt seinen Körper in Form. Er kam mit weit ausgebreiteten Armen auf mich zu, drückte mich an sich. »Ich freue mich …«, sagte er mit tiefer Stimme, »ich freue mich wirklich, dich zu sehen …« Ich hatte mich während der Reise mehrmals gefragt, was er eigentlich von mir erwartete; vielleicht hatte er meine Berühmtheit überschätzt. Die Scientology-Organisation zum Beispiel zog einen gewissen Vorteil aus der Mitgliedschaft von John Travolta oder von Tom Cruise; aber ich konnte mich bei weitem nicht mit ihnen vergleichen. Er allerdings auch nicht, und vielleicht lag die Erklärung ganz einfach darin, daß er nahm, was ihm in die Finger kam.

Der Prophet nahm in seinem Relaxsessel Platz; wir setzten uns auf Sitzkissen ein wenig unterhalb. Auf ein Zeichen von ihm sprangen die Mädchen auf und kamen mit Steinschalen voller Mandeln und Trockenobst zurück; andere trugen Amphoren, die ein Getränk enthielten, das sich als Ananassaft herausstellte. Er blieb der griechischen Note also treu, doch die Inszenierung ließ ein wenig zu wünschen übrig, denn die Verpackungen des Ültje Cashew-Erdnuß-

Mix, die ich auf einem Serviertisch entdeckte, wirkten leicht störend. »Susan…«, sagte der Prophet sanft zu einer hellblonden, blauäugigen Schönen mit treuherzigem Gesicht, die zu seinen Füßen sitzengeblieben war. Sie kniete sich wortlos zwischen seinen Beinen hin, schob den Bademantel auseinander und begann ihm einen zu blasen; sein Glied war kurz und dick. Er wollte offensichtlich von vornherein seine dominante Stellung unzweideutig zum Ausdruck bringen; ich fragte mich kurz, ob er das nur aus Vergnügen tat oder ob das Teil eines Plans war, um mich zu beeindrucken. Auf jeden Fall beeindruckte mich das in keiner Weise, ich bemerkte jedoch, daß Patrick peinlich berührt wirkte, betreten auf seine Füße blickte und leicht errötete, dabei entsprach all das im Prinzip durchaus der Lehre, die der Prophet verkündete. Das Gespräch drehte sich zunächst um die internationale Situation, die dem Propheten zufolge durch eine schwere Bedrohung der Demokratie gekennzeichnet war; die Gefahr, die der muslimische Fundamentalismus darstellte, war seiner Ansicht nach in keiner Weise übertrieben, er verfüge über beunruhigende Informationen, die er von seinen afrikanischen Anhängern bekommen habe. Ich hatte wenig dazu zu sagen, und das war im Grunde gar nicht so schlecht, denn auf diese Weise konnte ich einen Gesichtsausdruck respektvollen Interesses beibehalten. Ab und zu legte er der Schönen die Hand auf den Kopf, die daraufhin eine Weile innehielt; auf ein erneutes Zeichen hin begann sie wieder, ihn abzukauen. Nachdem der Prophet ein paar Minuten lang einen regelrechten Vortrag gehalten hatte, wollte er wissen, ob ich mich vor dem Abendessen, das in Gesellschaft der Hauptverantwortlichen der Organisation eingenommen werde, noch eine Weile ausruhen wolle; ich hatte den Eindruck, daß die richtige Antwort ein »Ja« war.

»Das ist ja toll gelaufen! Das ist ja richtig toll gelaufen! …« raunte mir Patrick ganz aufgeregt ins Ohr, während wir in umgekehrter Richtung wieder den Gang entlangliefen. Ich wunderte mich ein bißchen über seine deutlich bekundete Ergebenheit und versuchte mir wieder vor Augen zu führen, was ich über primitive Stammesriten und hierarchische Ritualhandlungen wußte, doch es fiel mir

schwer, mich daran zu erinnern, das waren wirklich Jugendlektüren gewesen, die aus der Zeit stammten, als ich noch Schauspielunterricht nahm; damals war ich überzeugt, daß man die gleichen Mechanismen in kaum abgewandelter Form in den modernen Gesellschaften wiederfand und daß ihre Kenntnis mir nützlich sein könne, um meine Sketche zu schreiben – diese Hypothese hatte sich übrigens im wesentlichen als richtig herausgestellt, vor allem die Lektüre von Levi-Strauss war sehr hilfreich gewesen. Als ich wieder den kleinen Vorplatz erreichte, machte ich beim Anblick des gut fünfzig Meter unter mir liegenden Zeltlagers, in dem die Anhänger untergebracht waren, überrascht halt: Es waren mindestens tausend makellos weiße, identische Iglu-Zelte, die eng nebeneinander standen und so angeordnet waren, daß sie einen Stern mit gekrümmten Zacken bildeten, das Emblem der Sekte. Man konnte dieses Muster nur von hier oben sehen – oder vom Himmel, wie Patrick meinte. Die Botschaft würde, wenn sie erst mal errichtet war, die gleiche Form haben, der Prophet habe die Pläne dafür selbst entworfen und würde sie mir sicher gern zeigen.

Ich hatte eigentlich ein Festessen mit erlesenen Köstlichkeiten erwartet, doch ich wurde schnell enttäuscht. In Sachen Ernährung begnügte sich der Prophet mit äußerst frugalen Dingen: Tomaten, Bohnen, Oliven, Hartweizengries – und alles in kleinen Mengen; ein wenig Schafskäse und dazu ein Glas Rotwein. Er war nicht nur ein *Schonkostfreak,* sondern trieb täglich eine Stunde Gymnastik, machte Übungen, die speziell für die Stärkung des kardiovaskulären Systems entwickelt waren, außerdem nahm er Panteston und MDMA-Tabletten und andere Medikamente, die nur in den USA zu bekommen waren. Er war buchstäblich vom Gedanken an das körperliche Altern besessen, und das Gespräch drehte sich fast ausschließlich um die Ausbreitung freier Radikale, die Verschränkung der Kollagene, die Fragmentierung des Elastins und die Anhäufung von Lipofuszin in den Leberzellen. Er schien das Thema sehr genau zu kennen, der Professor griff nur hin und wieder ein, um eine Einzelheit zu erläutern. Mit uns am Tisch saßen Flic, der Humorist und Vincent – den ich zum erstenmal seit meiner Ankunft sah und der mir noch

verlorener vorkam als sonst: Er hörte überhaupt nicht mehr zu, schien an persönliche, unformulierbare Dinge zu denken, und sein Gesicht zuckte nervös, vor allem immer dann, wenn Susan auftauchte – wir wurden von den Bräuten des Propheten bedient, die für diesen Anlaß lange weiße, seitlich geschlitzte Gewänder angelegt hatten.

Der Prophet trank keinen Kaffee, und die Mahlzeit wurde mit einem Kräuteraufguß von grüner Farbe beendet, der äußerst bitter, aber ihm zufolge sehr wirksam gegen die Anhäufung von Lipofuszin war. Der Professor bestätigte diesen Hinweis. Wir gingen früh auseinander, der Prophet betonte, wie wichtig es sei, lange und viel zu schlafen. Vincent holte mich mit schnellen Schritten auf dem Gang ein, der ins Freie führte, ich hatte den Eindruck, daß er sich an mich hängte, mit mir sprechen wollte. Die Höhle, die man mir zur Verfügung gestellt hatte, war etwas geräumiger als seine, es gehörte noch eine Terrasse hinzu, von der man einen Blick auf das Zeltlager hatte. Es war erst elf Uhr abends, aber alles war völlig ruhig, keine Musik war zu hören, und zwischen den Zelten war kaum Bewegung zu erkennen. Ich schenkte Vincent ein Glas Glenfiddich ein, den ich im Duty-free-Shop des Flughafens von Madrid gekauft hatte.

Ich hatte eigentlich damit gerechnet, daß er ein Gespräch beginnen würde, aber er tat es nicht, sondern begnügte sich damit, sich nachzuschenken und die Flüssigkeit im Glas zu schwenken. Auf meine Fragen nach seiner Arbeit gab er mir nur enttäuschte, einsilbige Antworten; er hatte noch mehr abgenommen. Als ich keinen anderen Ausweg mehr sah, erzählte ich ihm von mir, das heißt von Esther, denn das war in der letzten Zeit so ziemlich das Einzige, was ich in meinem Leben als erwähnenswert betrachten konnte; ich hatte mir auch eine neue Sprinkleranlage gekauft, aber ich fühlte mich nicht imstande, lange über dieses Thema zu sprechen. Er bat mich, ihm noch mehr über Esther zu erzählen, was ich mit großem Vergnügen tat; sein Gesicht erhellte sich allmählich, und er sagte mir, er freue sich für mich, und ich spürte, daß es ernst gemeint war. Die Zuneigung zwischen Männern ist eine schwierige Sache, weil sie zu nichts Konkretem führen kann, sie ist etwas Unwirkliches,

Angenehmes, das aber immer auch ein wenig schmerzhaft ist; zehn Minuten später ging er wieder, ohne daß er mir das Geringste aus seinem Leben erzählt hatte. Ich legte mich in der Dunkelheit hin und dachte über die psychologische Strategie des Propheten nach, die mir unverständlich blieb. Würde er mir eine seiner Anhängerinnen zum Geschenk machen, damit ich sexuelle Zerstreuung hatte? Er zögerte vermutlich, hatte wohl nicht viel Erfahrung im Umgang mit VIPs. Ich sah der Sache ruhig entgegen: Ich hatte noch am heutigen Morgen mit Esther geschlafen, es war noch länger und schöner gewesen als gewöhnlich; ich hatte überhaupt keine Lust auf eine andere Frau und war mir nicht einmal sicher, ob ich mich gegebenenfalls für sie interessieren würde. Im allgemeinen betrachtet man Männer als Pimmel auf zwei Beinen, imstande, eine x-beliebige Frau zu vögeln, vorausgesetzt, sie ist aufreizend genug, ohne daß irgendwelche Gefühlsgründe dabei eine Rolle spielen; dieses Bild mag im großen und ganzen zutreffen, ist aber ein wenig übertrieben. Susan war ohne Zweifel bezaubernd, aber als ich sah, wie sie dem Propheten den Schwanz ablutschte, hatte ich keinerlei Adrenalinschub gespürt, keinerlei affenähnliches Rivalitätsempfinden; was mich anging, hatte die Sache ihre Wirkung verfehlt, und ich war von einer ungewöhnlichen Ruhe erfüllt.

Ich wachte gegen fünf Uhr morgens auf, kurz bevor es hell wurde, wusch mich von Kopf bis Fuß und schloß das Ganze mit einer eiskalten Dusche ab; ich hatte den Eindruck, daß mir ein entscheidender Tag bevorstand, ein Eindruck, der sich nur schwer begründen ließ und sich schließlich auch als falsch herausstellte. Ich kochte mir einen Kaffee, den ich auf der Terrasse trank, und beobachtete dabei das Zeltlager, in dem es sich allmählich regte; ein paar Anhänger gingen auf die Waschräume zu. Im Licht des anbrechenden Tages wirkte die steinige Ebene dunkelrot. In östlicher Richtung sah ich in weiter Ferne den Metallzaun, das umfriedete Gelände der Sekte umfaßte eine Fläche von mindestens zehn Quadratkilometern. Plötzlich entdeckte ich ein paar Meter unterhalb der Terrasse Vincent, der mit Susan den gewundenen Weg hinab-

ging. Sie blieben auf dem kleinen Platz stehen, wo wir am Vortag den Minivan geparkt hatten. Vincent fuchtelte mit den Händen und schien sie zu etwas überreden zu wollen, doch er sprach mit leiser Stimme, und ich war zu weit entfernt, um etwas zu verstehen; sie blickte ihn ruhig an, aber ihr Gesichtsausdruck blieb unbewegt. Als sie den Kopf wandte, sah sie, daß ich sie beide beobachtete, und legte Vincent die Hand auf den Arm, um ihn zum Schweigen zu bringen; ich zog mich nachdenklich in meine Höhle zurück. Ich hatte den Eindruck, daß Vincent wenig Chancen hatte: Diese junge Frau mit dem klaren Blick, den anscheinend nichts verunsichern konnte, dem gesunden, athletischen Körper einer protestantischen Sportlerin wirkte wie die geborene Fanatikerin: Man hätte sie sich genausogut in einer radikalen evangelistischen Bewegung oder einer Splittergruppe von *deep ecology* vorstellen können; unter den gegebenen Umständen dürfte sie jedoch mit Leib und Seele dem Propheten ergeben sein, und nichts würde sie dazu bringen können, ihr Gelübde zu brechen, ausschließlich dem Propheten sexuell zu Diensten zu stehen. Da begriff ich, warum ich nie einen Sketch über Sekten verfaßt hatte: Es ist leicht, ironische Bemerkungen über Menschen zu machen und sie als burleske Automaten zu betrachten, wenn sie von Habgier oder sexuellem Begehren angetrieben werden; wenn sie jedoch den Eindruck vermitteln, von tiefem Glauben oder von einer Sache beseelt zu sein, die über den Überlebensinstinkt hinausgeht, dann kommt Sand ins Getriebe, und das Lachen erstickt schon vom Ansatz her.

Nacheinander kamen die Anhänger in weißen Gewändern aus ihren Zelten und gingen auf die Öffnung zu, die unten in den Felskegel gemeißelt war und die zu einer riesigen natürlichen Höhle führte, in der die Kurse abgehalten wurden. Viele Zelte schienen mir leer zu sein; tatsächlich sollte ich ein paar Minuten später im Verlauf eines Gesprächs, das ich mit Flic hatte, erfahren, daß in diesem fahr nur dreihundert Leute zu dem Winterseminar gekommen waren; für eine Organisation, die behauptete, achtzigtausend Anhänger weltweit zu haben, war das wenig. Er führte diesen Mißerfolg auf das zu hohe

Niveau der Vorträge von Miskiewicz zurück. »Das übersteigt die Leute völlig… In einem Kurs, der für alle gedacht ist, sollte man besser den Akzent auf einfachere Dinge legen, die das Zusammengehörigkeitsgefühl fördern. Aber der Prophet ist total fasziniert von der Naturwissenschaft …«, sagte er bitter. Ich wunderte mich, daß er so offen mit mir sprach; das Mißtrauen, das er mir beim Seminar in Zwork entgegengebracht hatte, schien verflogen zu sein. Es sei denn, er suchte in mir einen Verbündeten: Er hatte sich vermutlich erkundigt und erfahren, daß ich ein VIP ersten Ranges war und vielleicht dazu berufen, eine Rolle in der Organisation zu spielen und die Entscheidungen des Propheten zu beeinflussen. Sein Verhältnis zum Professor war nicht gut, das war offensichtlich: Dieser betrachtete ihn als eine Art Feldwebel, der höchstens dazu geeignet war, den Ordnungsdienst zu organisieren oder die Beköstigung der Kursteilnehmer sicherzustellen. Wenn es hin und wieder zwischen den beiden zu einem scharfen Wortwechsel kam, zog sich der Humorist mit Ironie aus der Klemme, vermied es, Partei zu ergreifen, und verließ sich ganz auf seine enge persönliche Beziehung zum Propheten.

Der erste Vortrag des Tages war auf acht Uhr angesetzt, und zwar, wie sollte es anders sein, ein Vortrag von Miskiewicz mit dem Titel »Der Mensch: Materie und Information«. Als ich ihn sah, wie er abgezehrt, ernst und mit einem Stapel Notizen unter dem Arm auf das Podium stieg, sagte ich mir, daß er tatsächlich in einem Doktorandenseminar eher an seinem Platz wäre als hier. Er begrüßte kurz die Anwesenden, ehe er mit seinem Referat begann: Nicht eine einzige augenzwinkernde oder humoristische Bemerkung und auch nicht der Versuch, Emotionen, sei es sentimentaler oder religiöser Art, in der Zuhörerschaft hervorzurufen; nur Wissen in Reinzustand.

Nachdem er eine halbe Stunde dem genetischen Code, der inzwischen weitgehend erforscht war, und dessen bisher weniger bekannter Funktion bei der Synthese der Proteine gewidmet hatte, kam dann doch ein kleiner Bühneneffekt. Zwei Assistenten brachten mit etwas Mühe einen Behälter von der Größe eines Zementsacks herbei, den sie vor ihm auf den Tisch stellten und der aus neben-

einander angebrachten durchsichtigen Plastiksäcken verschiedener Größe bestand, die verschiedene chemische Produkte enthielten – der mit Abstand größte Sack war mit Wasser gefüllt.

»Das hier ist ein Mensch!…« rief der Professor mit einer gewissen Emphase – später erfuhr ich, daß der Prophet ihn aufgrund von Flics Bemerkung gebeten hatte, seinen Vortrag ein bißchen dramatischer zu gestalten; er hatte ihn sogar in einen Crashkurs für Rhetorik mit Videotraining eingeschrieben, der unter der Aufsicht von Berufsschauspielern durchgeführt wurde. »Der Behälter, der auf diesem Tisch steht«, fuhr er fort, »hat die gleiche chemische Zusammensetzung wie ein erwachsener Mensch von siebzig Kilo. Wie Sie feststellen können, bestehen wir vor allen Dingen aus Wasser…« Er nahm eine Sondiernadel und stach damit in den durchsichtigen Sack; es bildete sich ein kleiner Strahl.

»Natürlich gibt es große Unterschiede …« Das Schauspiel war beendet, er wurde wieder ernst; der Wassersack wurde schlaff, entleerte sich langsam. »Diese Unterschiede, so groß sie auch sein mögen, lassen sich in einem Wort zusammenfassen: Information. Der Mensch besteht aus Materie *plus* der Information. Die Zusammensetzung dieser Materie kennen wir heute auf das Gramm genau: Es handelt sich um einfache chemische Elemente, die weitgehend schon in der unbelebten Natur vorhanden sind. Auch die Information ist uns bekannt, zumindest deren Prinzip: Sie beruht ausschließlich auf der DNA, jener des Zellkerns und jener der Mitochondrien. Diese DNA enthält nicht nur die erforderliche Information für den Aufbau des Ganzen, die Embryogenese, sondern auch jene, die anschließend die Funktionsweise des Organismus steuert und bestimmt. Warum sollten wir uns also dazu zwingen, den Weg über die Embryogenese zu wählen? Warum sollten wir nicht einen erwachsenen Menschen direkt mit Hilfe der erforderlichen chemischen Elemente und des durch die DNA gelieferten Schemas herstellen? Das ist natürlich der Weg, den die Forschung in der Zukunft nehmen wird. Die künftigen Menschen werden direkt im Körper eines Erwachsenen auf die Welt kommen, einem Körper von achtzehn Jahren, und dieses Modell wird anschließend reproduziert;

in dieser Idealform werden diese, und auch Sie und ich, wenn meine Forschungsarbeit so schnell vorankommt, wie ich hoffe, die Unsterblichkeit erreichen. Das Klonen ist nur eine primitive Methode, die die natürliche Fortpflanzungsweise direkt nachahmt; die Entwicklung des Fötus im Uterus hat keinerlei Vorzüge, im Gegenteil, sie führt leicht zu Mißbildungen oder Geburtsfehlern; sobald wir über das Bauschema und die erforderliche Materie verfügen, wird sie zu einer überflüssigen Etappe.

Was das menschliche Gehirn betrifft«, fuhr er fort, »und darauf möchte ich Sie ausdrücklich aufmerksam machen, ist die Sache jedoch anders. Es gibt zwar gewissermaßen so etwas wie eine bereits bestehende grobe Vernetzung; einige grundlegende Elemente unter den Fähigkeiten und Charakterzügen sind bereits im genetischen Code festgelegt; aber die menschliche Persönlichkeit, also alles, was unsere Individualität und unser Gedächtnis ausmacht, bildet sich im wesentlichen erst allmählich im Verlauf unseres Lebens, indem neuronale Untervernetzungen und bestimmte Synapsen aktiviert und chemisch verstärkt werden; kurz gesagt, die individuelle Geschichte schafft das Individuum.«

Nach einem ebenso frugalen Essen wie am Vortag nahm ich neben dem Propheten in seinem Range Rover Platz. Miskiewicz stieg vorn ein, und einer der Wächter setzte sich ans Steuer. Die ungeteerte Straße, die hinter dem Zeltdorf weiterführte, war durch das Felsgestein gegraben; wir waren bald von einer roten Staubwolke eingehüllt. Nach einer Viertelstunde hielt der Wagen vor einem makellos weißen Quader ohne Öffnungen, der etwa zwanzig Meter breit und zehn Meter hoch war. Miskiewicz betätigte die Fernbedienung: Eine massive Tür drehte sich in unsichtbaren Angeln in der Vorderwand.

Im Inneren herrschten das ganze Jahr über Tag und Nacht eine konstante Temperatur und eine stets gleichbleibende Helligkeit, erklärte er mir. Über eine Treppe gelangten wir auf eine breite Galerie, die in ziemlicher Höhe um die Halle führte und den Zugang zu zahlreichen Büros ermöglichte. Die in die Wände eingelassenen Metallschränke enthielten eine Vielzahl sorgfältig beschrifteter

DVDs mit Datenmaterial. Im unteren Stock befand sich nur eine Halbkugel aus durchsichtigem Plexiglas, die von Hunderten ebenfalls durchsichtiger Schläuche durchzogen war, die zu Behältern aus poliertem Stahl führten.

»Diese Schläuche enthalten die chemischen Substanzen, die zur Herstellung eines Lebewesens erforderlich sind«, fuhr Miskiewicz fort. »Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff und verschiedene Spurenelemente …«

»In dieser durchsichtigen Blase«, fügte der Prophet begeistert hinzu, »wird der erste Mensch entstehen, der auf rein künstlichem Weg geschaffen wird; der erste richtige Cyborg.«

Ich blickte die beiden Männer aufmerksam an: Zum erstenmal schien der Prophet überhaupt nicht mehr zu scherzen, er wirkte selbst äußerst beeindruckt und fast eingeschüchtert durch die Perspektiven, die sich in der Zukunft eröffneten. Miskiewicz dagegen machte einen sehr selbstsicheren Eindruck und schien seine Erklärungen fortsetzen zu wollen: In dieser Halle war er der Chef, der Prophet hatte hier nichts mehr zu sagen. In diesem Augenblick wurde mir bewußt, daß die Einrichtung des Labors teuer, sogar sehr teuer gewesen sein mußte und der Großteil der Beiträge und Gewinne vermutlich in dieses Projekt flossen und daß dieser Saal im Grunde der wahre Grund für die Existenz der Sekte war. Nachdem ich Miskiewicz ein paar Fragen gestellt hatte, erwiderte er, daß sie jetzt in der Lage seien, sämtliche Proteine und komplexen Phospholipide synthetisch herzustellen, die an der Zellfunktion beteiligt waren; sie hätten ebenfalls sämtliche Organellen mit Ausnahme des Golgi-Apparats reproduzieren können, doch auch dies würde, wie er vermute, nicht mehr lange dauern; dagegen stießen sie bei der Synthese der Plasmamembran bisher noch auf unerwartete Schwierigkeiten und seien daher noch nicht in der Lage, eine hundertprozentig funktionsfähige lebendige Zelle zu erzeugen. Auf meine Frage, ob sie einen Vorsprung vor anderen Forschungsteams hätten, runzelte er die Stirn; ich hätte ihn anscheinend nicht richtig verstanden: Sie hätten nicht nur einen Vorsprung, sondern sie seien das *einzige* Team

auf der Welt, das an einer künstlichen Synthese arbeite, bei der die DNA nicht mehr der Entwicklung der Keimblätter diene, sondern ausschließlich für die Information in bezug auf den vollendeten Organismus benutzt werde. Und ebendas müsse ihnen ermöglichen, das Stadium der Embryogenese zu umgehen und auf direktem Weg erwachsene Individuen herzustellen. Solange man von der normalen biologischen Entwicklung abhängig sei, brauche man etwa achtzehn Jahre, um ein neues menschliches Wesen zu schaffen; sobald sie jedoch alle Stadien dieses Prozesses im Griff hätten, dürfte dieser Zeitraum auf eine knappe Stunde abgekürzt werden können.

Daniel25,5

In Wirklichkeit dauerte es noch dreihundert Jahre, ehe das Ziel erreicht wurde, das Miskiewicz bereits in den ersten Jahren des 21. Jahrhunderts angestrebt hatte, und die ersten Generationen der Neo-Menschen wurden auf dem Weg der Klontechnik erzeugt, von der er angenommen hatte, er könne sich schneller von ihr befreien. Dennoch stellte sich heraus, daß seine embryologischen Intuitionen auf lange Sicht äußerst fruchtbar waren, was leider dazu führte, daß seiner Vorstellung vom Modellieren der Gehirnfunktion ebensolches Vertrauen entgegengebracht wurde. Die Metapher vom menschlichen Gehirn als Turingmaschine mit flexibler Vernetzung sollte sich letztlich als völlig unbrauchbar herausstellen; es gab im menschlichen Geist tatsächlich keine algorithmischen Prozesse, wie die von Gödel bereits in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts ermittelte Existenz von nicht nachweisbaren Sätzen, die dennoch eindeutig als wahr anerkannt werden konnten, im Grunde schon andeutete. Doch auch da dauerte es fast dreihundert Jahre, ehe dieser Ansatz fallengelassen wurde und man sich damit abfand, die alten Mechanismen des konditionierten Lernens zu benutzen, auch wenn diese durch das Einspritzen von – dem Hippocampus des alten Organismus entnommenen – Proteinen in den neuen Organismus verbessert, beschleunigt und zuverlässiger wurden. Diese hybride Methode, die sich sowohl auf die Biochemie wie auf ein System von Lehrsätzen stützt, entspricht nicht wirklich dem Bestreben nach wissenschaftlicher Strenge, dem sich Miskiewicz und seine ersten Nachfolger verpflichtet fühlten; sie zielt nur darauf ab, wie Pierce es in seiner pragmatischen, von leichter Ironie geprägten Bemerkung ausdrückt, eine Sache so darzustellen, »wie wir es angesichts unseres effektiven Wissensstands in der realen Welt vermögen«.

Daniel1,17

»Sobald man in den Speicherraum
der Anwendung eingedrungen ist,
wird es möglich,
ihr Verhalten zu verändern.«
kdm.fr.st

Die ersten beiden Tage waren im wesentlichen mit dem Unterricht von Miskiewicz ausgefüllt; der religiöse und emotionale Aspekt wurde dabei ziemlich vernachlässigt, und ich begriff allmählich Flics Einwände: Noch nie, in keiner Epoche der menschlichen Geschichte, hatte eine Religion Einfluß auf die Massen nehmen können, solange sie nur die Vernunft ansprach. Der Prophet selbst blieb ein bißchen im Hintergrund, ich begegnete ihm vor allem bei den Mahlzeiten, er verbrachte die meiste Zeit in seiner Höhle, und ich vermute, daß seine Anhänger darüber ein wenig enttäuscht waren.

Alles änderte sich jedoch am Morgen des dritten Tages, der der Meditation gewidmet war und an dem gefastet werden sollte. Gegen sieben Uhr wurde ich durch den dumpfen, schwermütigen Klang tibetischer Hörner geweckt, die eine einfache Melodie spielten, die nur aus drei endlos lang anhaltenden Tönen bestand. Ich trat auf die Terrasse; die Sonne ging über der steinigen Ebene auf. Die Elohimiten krochen einer nach dem anderen aus den Zelten hervor, breiteten vor einem Podium, auf dem die beiden Hornbläser den im Lotussitz ruhenden Propheten einrahmten, eine Matte auf dem Boden aus und legten sich hin. Wie seine Anhänger trug der Prophet eine lange weiße Tunika; doch während ihre Gewänder aus einfachem Baumwollstoff bestanden, war seines aus glänzendem weißen Satin geschneidert, das im aufkommenden Licht funkelte. Nach ein oder zwei Minuten begann er mit langsamer tiefer Stimme in ein Mikrophon zu sprechen, so daß man ihn trotz des Klangs der Hörner gut verstehen konnte. Mit einfachen Worten ermunterte er seine Anhänger, sich der Erde bewußt zu werden, auf der ihr Körper ruhte, und sich die vulkanische Energie vorzustellen, die von der Erde

ausging, die unglaubliche Energie, die stärker war als die stärkste Atombombe; ermunterte sie, sich diese Energie zu eigen zu machen, sie ihrem Körper einzuverleiben, ihrem Körper, der für die Ewigkeit bestimmt war.

Später forderte er sie auf, ihr Gewand abzulegen und ihren nackten Körper der Sonne darzubieten; und auch dabei sollten sie sich diese kolossale Energie vorstellen, die aus Millionen gleichzeitiger thermonuklearer Reaktionen bestand, diese Energie, die jene der Sonne wie auch aller Sterne war.

Dann forderte er sie auf, noch tiefer als in ihren Körper zu gehen, tiefer als in ihre Haut, zu versuchen, durch Meditation die Zellen sichtbar zu machen und, noch tiefer, den Zellkern, der die DNA enthielt, in der sich ihre Erbinformation befand. Er forderte sie auf, sich ihrer eigenen DNA bewußt zu werden, sich von dem Gedanken erfüllen zu lassen, daß diese DNA ihr Schema enthielt, das Schema, wie ihr Körper aufgebaut war, und daß diese Information im Gegensatz zur Materie unsterblich war. Er forderte sie auf, sich vorzustellen, wie diese Information Jahrhunderte überdauerte in Erwartung der Elohim, die über die Fähigkeit verfügten, ihren Körper aufgrund der Technik, die sie entwickelt hatten, und der in der DNA enthaltenen Information wiederherzustellen. Er forderte sie auf, sich den Augenblick vorzustellen, da die Elohim wiederkommen würden, und den Augenblick, da sie selbst nach einem langen Zeitraum, der wie ein langer Schlaf war, wieder zum Leben erweckt würden.

Ich wartete das Ende der Meditationsübung ab, ehe ich mich der Menge anschloß, die auf die Höhle zuging, in der die Vorträge von Miskiewicz stattfanden; ich wunderte mich über die überschäumende, etwas unnormale Fröhlichkeit, die sich der Teilnehmer bemächtigt zu haben schien: Viele von ihnen riefen sich laut etwas zu und blieben stehen, um sich ein paar Sekunden zu umarmen, andere hüpften oder machten Luftsprünge, und wieder andere stimmten beim Gehen einen fröhlichen Singsang an. Vor der Höhle war ein Spruchband aufgespannt, auf dem in bunten Buchstaben stand: VORFÜHRUNG DER BOTSCHAFT. Kurz vorm Eingang stieß ich auf Vincent, der sich anscheinend nicht von der

herrschenden Inbrunst hatte anstecken lassen; als VIPs waren wir vermutlich von den gewöhnlichen religiösen Emotionen befreit. Wir setzten uns zu den anderen, das Stimmengewirr verstummte, während eine riesige Leinwand von dreißig Meter Grundfläche vor der hinteren Wand abgerollt wurde; dann wurde es dunkel.

Die Baupläne für die Botschaft waren mit Hilfe von 3-D-Programmen, vermutlich AutoCad und Freehand, erstellt worden; später erfuhr ich verwundert, daß der Prophet alles eigenhändig gemacht hatte. Auch wenn er fast auf allen Gebieten völlig unwissend war, begeisterte er sich für Informatik, und zwar nicht nur für Videospiele, er hatte sich eine gute Kenntnis von hochentwickelter Grafiksoftware angeeignet, hatte zum Beispiel die gesamte Website der Sekte mit Hilfe von Dreamweaver MX selbst entworfen und sogar gut hundert Seiten im HTML-Code geschrieben. Beim Bauplan der Botschaft wie auch bei der Gestaltung der Website hatte er auf jeden Fall seiner natürlichen Vorliebe für Häßlichkeit freien Lauf gelassen; Vincent neben mir gab ein schmerzhaftes Stöhnen von sich, dann senkte er den Kopf und starrte während der gesamten Dauer der Vorführung unverwandt auf seine Knie hinab – immerhin etwas mehr als eine halbe Stunde. Ein Slide folgte auf den anderen, wobei zur Überleitung die Bilder meistens aufgelöst und wieder zusammengesetzt wurden, das Ganze musikalisch mit Wagner-ouvertüren untermalt, die mit lauter Technomusik gesampelt waren. Die meisten Räume der Botschaft hatten die Form vollkommener geometrischer Körper, vom Dodekaeder bis zum Ikosaeder; die Schwerkraft war vermutlich im Namen der künstlerischen Freiheit aufgehoben, und der Blick des virtuellen Besuchers schweifte frei von oben nach unten durch die Räume, die durch edelsteinüberladene Whirlpools getrennt waren und deren Wände mit widerlich realistischen pornographischen Stichen geschmückt waren. Manche Räume besaßen riesige Fenster, hinter denen üppige, mit bunten Blumen übersäte Wiesen zu sehen waren, und ich fragte mich insgeheim, wie der Prophet es anstellen wollte, mitten in der absolut öden Landschaft von Lanzarote ein solches Ergebnis zu erzielen;

doch angesichts der hyperrealistischen Wiedergabe der Blumen und der Grashalme wurde mir schließlich klar, daß ihn solche Lappalien bestimmt nicht aufhalten konnten und er vermutlich Kunstrasen verwenden würde.

Dann folgte ein *Finale*, bei dem man in die Lüfte aufstieg und die Gesamtstruktur der Botschaft entdeckte – einen Stern mit sechs Zacken, deren Spitzen gekrümmt waren – und anschließend, in einer schwindelerregenden Kamerafahrt nach hinten, die Kanarischen Inseln und dann den gesamten Erdball, wobei die ersten Takte von *Also sprach Zarathustra* erklangen. Anschließend wurde es still, während auf der Leinwand wirre Bilder galaktischer Spiralnebel aufeinander folgten. Dann verschwanden auch diese Bilder, und ein Lichtkegel wurde auf die Bühne gerichtet, um den Auftritt des Propheten zu begleiten, der in seinem prunkvollen Festtagsgewand aus weißem Satin mit Einsätzen, die diamantenes Feuer versprühten, leichtfüßig die Stufen erklomm. Tosender Beifall erfüllte den Saal, alle erhoben sich klatschend und schrien: »Bravo!« Wie Vincent fühlte ich mich mehr oder weniger gezwungen, ebenfalls aufzustehen und zu klatschen. Das dauerte wenigstens zwanzig Minuten: Manchmal wurde der Applaus schwächer, schien zu verebben; doch dann kam eine neue, noch stärkere Welle, die vor allem von Flics Umgebung, einer kleinen Gruppe aus der ersten Reihe, ausging und sich über den ganzen Saal ausbreitete. Fünfmal wurde der Beifall schwächer, und fünfmal schwoll er wieder an, ehe der Prophet, der vermutlich gespürt hatte, daß die Sache bald zu Ende ging, die Arme weit ausbreitete. Sofort trat Stille ein. Mit tiefer Stimme, die ziemlich beeindruckend war, wie ich zugeben muß (allerdings verstärkte die Anlage vor allem das Echo und die Bässe), stimmte er die ersten Takte des Gesangs zur Begrüßung der Elohim an. Mehrere Leute in unserer Nähe sangen die Worte halblaut mit: »Wir er-bau-en die neu-e Bot-schaft…« Die Stimme des Propheten kletterte in eine höhere Tonlage. »Mit Hil-fe all de-rer, die uns lie-ben.« Immer mehr Anhänger rings um uns herum sangen mit. »Ih-re Pfei-ler und Säu-len-gän-ge.« Der Rhythmus wurde langsamer und unbestimmter, ehe der Prophet mit triumphierender Stimme, die mächtig verstärkt

wurde und durch die ganze Höhle dröhnte, den Gesang wieder aufnahm: »Das neu-e Je-ru-sa-lem! …« Derselbe Mythos, derselbe Traum, mit unverminderter Kraft nach über zweitausend Jahren. »Und er wird all ih-re Trä-nen trock-nen …« Eine Welle der Emotion durchlief die Menge, und alle sangen im Anschluß an den Propheten den Refrain mit, der nur aus einem einzigen, in drei Tönen endlos wiederholten Wort bestand: »Eeee-looo-him! … Eeee-looo-him! …« Flic hatte die Arme dem Himmel entgegengestreckt und sang mit Stentorstimme. Ein paar Meter von mir entfernt entdeckte ich Patrick, der mit geschlossenen Augen die Hände in einer fast ekstatischen Haltung ausgebreitet hatte, während Fadiah sich neben ihm auf der Stelle wand und unverständliche Worte psalmodierte – sie hatte wohl die Reflexe ihrer Vorfahren aus der Pfingstbewegung wiedergefunden.

Danach wurde wieder meditiert, diesmal jedoch in der stillen dunklen Höhle, ehe der Prophet erneut das Wort ergriff. Alle hörten ihm nicht nur andächtig, sondern mit einer stummen, abgöttischen Freude zu, die an Verzückung grenzte. Das ging wohl vor allem auf den weichen, lyrischen Klang seiner Stimme zurück, auf die Art, wie er manchmal zarte, meditative Pausen einlegte und dann wieder in ein begeistertes Crescendo überging. Sein Vortrag selbst kam mir anfangs etwas unzusammenhängend vor: Er ging von der Vielfalt der Formen und Farben in der Tierwelt aus (er forderte uns auf, über die Schmetterlinge zu meditieren, die anscheinend nur dazu da waren, uns mit ihrem reizenden Flattern zu entzücken) und kam dann auf die grotesken Fortpflanzungsriten mancher Tierarten zu sprechen (er ließ sich zum Beispiel über eine Insektenart aus, bei der das Männchen, fünfzigmal kleiner als das Weibchen, lange Zeit als Parasit im Hinterleib desselben lebt, ehe es herauskommt, um das Weibchen zu befruchten, und gleich darauf stirbt; er hatte wohl in seiner Bibliothek ein Buch, das *Biologische Spielereien* oder so ähnlich hieß, ich nehme an, daß es in allen Fachrichtungen einen entsprechenden Titel gab). Diese etwas wirre Anhäufung von Beispielen brachte ihn dann jedoch auf einen Leitgedanken, den er uns gleich darauf auseinan-

dersetzte: Die Elohim, die uns geschaffen hatten, uns und alles Leben auf dieser Erde, seien zweifellos hochqualifizierte Wissenschaftler, und wir sollten ihrem Beispiel folgen und die Wissenschaft, die Grundlage aller praktischen Errungenschaften, verehren, respektieren und ihr die Mittel gewähren, die für ihre Entwicklung nötig waren; und wir könnten uns im übrigen dazu beglückwünschen, daß wir einen der weltweit bedeutendsten Wissenschaftler unter uns hätten (er zeigte auf Miskiewicz, der sich unter donnerndem Applaus erhob und die Menge steif grüßte); aber auch wenn die Elohim Hochachtung vor der Wissenschaft hätten, seien sie in erster Linie *Künstler:* Die Wissenschaft sei nur das notwendige Mittel für die Realisierung der phantastischen Vielfalt des Lebens, die man nicht anders als ein *Kunstwerk* betrachten könne, das großartigste aller Kunstwerke. Nur hervorragende Künstler könnten eine solche Fülle, eine solche Schönheit, eine so bewundernswerte Vielfalt an ästhetischer Phantasie erschaffen. »Daher ist es für uns eine große Ehre«, fuhr er fort, »bei diesem Seminar zwei weltweit anerkannte Künstler von außergewöhnlichem Talent in unserer Mitte zu haben …« Er gab uns ein Zeichen. Vincent stand zögernd auf, ich tat es ihm gleich. Nach kurzer Unschlüssigkeit rückten die Leute um uns zurück, bildeten einen Kreis und klatschten uns lächelnd Beifall. Ich entdeckte Patrick in ein paar Metern Entfernung; er applaudierte mir und wirkte immer gerührter.

»Die Wissenschaft, die Kunst, die Schöpfung, die Schönheit, die Liebe … Das Spiel, die Zärtlichkeit, das Lachen … Meine lieben Freunde, wie schön ist doch das Leben! Es ist so wunderbar, daß wir uns wünschten, es könne ewig dauern! … Und das, meine lieben Freunde, wird möglich sein, wird sehr bald möglich sein … Das Versprechen wurde gegeben, und es wird gehalten.«

Nach diesen Worten von eschatologischer Zärtlichkeit verstummte er und blieb eine Weile still, ehe er wieder den Gesang zur Begrüßung der Elohim anstimmte. Diesmal sang die gesamte Zuhörerschaft mit und klatschte dabei langsam im Takt; Vincent neben mir sang aus vollem Hals, und ich selbst war nahe daran, ein richtiges Gemeinschaftsgefühl zu empfinden.

Um zweiundzwanzig Uhr ging das Fasten zu Ende, und unter dem Sternenhimmel wurden große Tische aufgestellt. Man forderte uns auf, uns irgendwo hinzusetzen, ohne auf die üblichen freundschaftlichen Beziehungen Rücksicht zu nehmen, was durch die fast völlige Dunkelheit erleichtert wurde. Der Prophet setzte sich an einen Tisch auf einem Podium, und alle senkten den Kopf, während er ein paar Worte über den ungeheuren Geschmacksreichtum aller Gaben der Natur sprach, über diese weitere Quelle des Vergnügens, das wir durch das eintägige Fasten noch besser würdigen könnten; er erwähnte auch, wie wichtig es sei, langsam zu kauen. Dann wechselte er das Thema und bat, wir sollten uns auf den wunderbaren Menschen konzentrieren, den wir uns gegenüber entdecken würden, und überhaupt auf all diese wunderbaren Menschen im Glanz ihrer herrlich entwickelten Individualität, deren Unterschiedlichkeit uns auch da wieder eine unerhörte Vielfalt von Begegnungen, Freuden und Vergnügen versprach.

Mit leisem Zischen und leichter Verspätung flammten die Gaslampen an den Enden der Tische auf. Ich hob den Blick: Auf meinem Teller lagen zwei Tomaten; vor mir saß ein ausgesprochen hübsches Mädchen von etwa zwanzig Jahren mit schneeweißer Haut und einem Gesicht, dessen reine Züge an Botticelli erinnerten; ihr dichtes schwarzes gekräuseltes Haar reichte bis zur Taille. Sie machte das Spiel ein paar Minuten mit, lächelte mir zu, sprach mit mir, versuchte mehr über den *wunderbaren Menschen* herauszufinden, der ich sein könnte; sie selbst hieß Francesca und war Italienerin, genauer gesagt, sie stammte aus Umbrien, studierte aber in Mailand; sie kannte die elohimitische Lehre seit zwei Jahren. Ziemlich schnell jedoch schaltete sich ihr Freund, der rechts neben ihr saß, in das Gespräch ein; er hieß Gianpaolo und war Schauspieler – oder zumindest hatte er in Werbefilmen und manchmal auch in einem Fernsehfilm mitgewirkt, er war also etwa in der gleichen Situation wie Esther. Auch er sah blendend aus, hatte halblanges kastanienbraunes Haar mit einem goldenen Schimmer und ein Gesicht, das man bestimmt bei einem der italienischen Maler des

ausgehenden Mittelalters antreffen konnte, dessen Name mir aber im Moment nicht einfiel; er war auch ziemlich stämmig, seine gebräunten Bizeps und seine Brustmuskeln zeichneten sich deutlich unter seinem T-Shirt ab. Er persönlich war Buddhist und nur aus Neugier zu diesem Kurs gekommen – sein erster Eindruck sei im übrigen recht gut. Das Interesse der beiden an mir erlosch ziemlich bald, und sie begannen sich angeregt auf italienisch zu unterhalten. Sie bildeten nicht nur ein bildhübsches Paar, sondern schienen auch sehr ineinander verliebt zu sein. Sie waren noch mitten in der bezaubernden Phase, in der man die Welt des anderen entdeckt und das Bedürfnis hat, über das in Entzücken zu geraten, was den anderen entzückt, sich daran zu ergötzen, was den anderen ergötzt, und all das mit dem anderen zu teilen, was ihn belustigt, erfreut oder empört. Sie blickte ihn mit der leisen Verzückung jener an, die weiß, daß ein Mann sie erwählt hat, die sich darüber freut und sich noch nicht völlig an den Gedanken gewöhnt hat, daß sie einen Gefährten an ihrer Seite hat, einen Mann, der nur für sie da ist, und die sich sagt, daß das Leben doch vielversprechend ist.

Das Essen war so frugal wie gewöhnlich: zwei Tomaten, ein Gemüsesalat mit Hartweizengrieß, ein Stück Ziegenkäse; doch nachdem die Tische abgeräumt waren, schritten die zwölf Bräute in langen weißen Gewändern durch die Gänge und brachten uns Amphoren mit einer Art Apfellikör. Eine ansteckende Euphorie, die zu zahlreichen fröhlichen, immer wieder unterbrochenen Gesprächen führte, breitete sich unter den Anwesenden aus; mehrere von ihnen summten halblaut etwas vor sich hin. Patrick kam auf mich zu, hockte sich neben mich, versprach mir, daß wir uns oft in Spanien wiedersehen und echte Freunde werden würden und ich ihn in Luxemburg besuchen könne. Als der Prophet aufstand, um erneut das Wort zu ergreifen, gab es zehn Minuten begeisterten Applaus; seine silbrige Silhouette war im Scheinwerferlicht von einem funkelnden Schein umgeben. Er sagte zu uns, wir sollten über die Vielzahl der Welten meditieren, unsere Gedanken auf die Sterne richten, die wir sehen konnten und die alle von Planeten umgeben waren, uns die mannigfachen Lebensformen vorstellen, die diese Planeten

bevölkerten, die seltsame Vegetation, die uns unbekannten Tierarten und die Zivilisationen von hoher Intelligenz, von denen einige, wie die der Elohim, viel weiter entwickelt waren als die unsrige und nur darauf warteten, ihr Wissen mit uns zu teilen und uns in ihrer Mitte aufzunehmen, damit wir gemeinsam mit ihnen ein Dasein voller Lust, Freude und ständiger Erneuerung im Universum führten. Das Leben, sagte er zum Schluß, sei etwas in jeder Hinsicht Wunderbares, und alles hänge von uns ab, wir brauchten nur dafür zu sorgen, daß jeder Augenblick es wert sei, gelebt zu werden.

Als er vom Podium herabstieg, standen alle auf, und die Jünger bildeten ein Spalier, um ihn durchzulassen, schwenkten die Arme durch die Luft und sangen mit lauter Stimme: »Eeee-looo-hiiim!«; manche lachten hemmungslos, andere brachen in Schluchzen aus. Der Prophet blieb vor Fadiah stehen und berührte leicht ihre Brüste. Sie zuckte vor Freude zusammen, stieß so etwas wie ein »Yeeep!« aus. Dann bahnten sie sich gemeinsam einen Weg durch die Menge der singenden und begeistert klatschenden Jünger. »Es ist schon das dritte Mal! Das dritte Mal, daß er sie auszeichnet!« flüsterte mir Patrick stolz ins Ohr. Und dann erfuhr ich von ihm, daß der Prophet außer seinen zwölf Bräuten manchmal auch noch einer ganz normalen Anhängerin die Ehre zukommen ließ, eine Nacht mit ihm zu verbringen. Die Erregung legte sich allmählich, und die Jünger kehrten zu ihren Zelten zurück. Patrick trocknete seine Brillengläser, die von Tränen beschlagen waren, dann legte er mir den Arm um die Schulter und wandte den Blick zum Himmel. Es sei eine außergewöhnliche Nacht, sagte er zu mir; er spüre noch stärker als sonst die Wellen, die von den Sternen ausgingen, die Wellen voller Liebe, die die Elohim uns zusandten; in einer solchen Nacht, davon sei er überzeugt, würden sie irgendwann zu uns zurückkehren. Ich wußte nicht recht, was ich darauf erwidern sollte. Mir war der Glaube an eine Religion welcher Art auch immer nicht nur seit jeher fremd gewesen, sondern ich hatte noch nie auch nur die Möglichkeit zu glauben in Betracht gezogen. Für mich waren die Dinge genau so, wie sie zu sein schienen: Der Mensch war eine Tierart, die auf dem gewundenen Weg über einen mühsamen Entwicklungsprozeß aus

anderen Tierarten hervorgegangen war; er bestand aus einer in Organen angeordneten Materie, und nach dem Tod verwesten diese Organe, verwandelten sich in einfachere Moleküle; keine Spur von Gehirntätigkeit oder Gedanken, und natürlich blieb auch nichts von dem, was man mit den Begriffen *Geist* oder *Seele* verbinden kann, danach bestehen. Mein Atheismus war so radikal und felsenfest verankert, daß ich es nie geschafft hatte, diese Themen wirklich *ernst zu nehmen.* Wenn ich während meiner Schulzeit mit einem Christen, einem Muslim oder einem Juden diskutierte, hatte ich immer den Eindruck gehabt, daß ihr Glaube nicht ganz ernst zu nehmen war; daß sie unmöglich an die Realität der vertretenen Dogmen glauben konnten, sondern daß es sich dabei um ein Erkennungszeichen oder eine Art Kennwort handelte, das ihnen Zugang zur Gemeinschaft der Gläubigen verschaffte – etwa so wie es der Grunge oder *Doom Generation* für die Anhänger dieser Stilrichtungen bewirken konnten. Der tiefe Ernst, mit dem sie manchmal über theologische Standpunkte, die alle gleich absurd waren, debattierten, schien dieser Hypothese zu widersprechen; aber eingefleischten Spielern ging es im Grunde genauso: Für einen Schachspieler oder jemanden, der sich ernsthaft in ein Rollenspiel vertieft, ist der fiktive Raum des Spiels etwas völlig Ernstzunehmendes, Reales, man kann sogar sagen, daß für ihn zumindest für die Dauer des Spiels nichts anderes mehr existiert.

Dieses nervige Rätsel, das mir die Gläubigen aufgegeben hatten, stellte sich mir also angesichts der Elohimiten fast in unveränderter Form erneut. In manchen Fällen war das Dilemma natürlich leicht zu lösen. Miskiewicz zum Beispiel konnte diese läppischen Geschichten wohl unmöglich ernst nehmen, aber er hatte gute Gründe, in der Sekte zu bleiben: Angesichts des nonkonformistischen Charakters seiner Forschungsarbeit hätte er nirgendwo anders so großzügige Geldmittel und ein so modern eingerichtetes Labor bekommen. Die anderen führenden Persönlichkeiten – Flic, der Humorist und natürlich der Prophet selbst – zogen ebenfalls einen materiellen Nutzen aus ihrer Mitgliedschaft. Bei Patrick war die Sache schon erstaunlicher. Er hatte zwar durch die Sekte eine Geliebte mit explosivem

erotischem Potential gefunden, die vermutlich ebenso *heiß* war, wie sie wirkte –, was außerhalb dieses Rahmens nicht so leicht gewesen wäre: Das Sexualleben von Bankern und leitenden Managern ist trotz ihres Geldes im allgemeinen äußerst kümmerlich, sie müssen sich mit kurzen, sündhaft teuer bezahlten Treffen mit *escort girls* begnügen, die sie verachten und die es sich nicht verkneifen, sie den körperlichen Ekel spüren zu lassen, den ihnen solche Typen einflößen. Patrick schien jedoch wirklich gläubig zu sein und ernsthaft auf die Ewigkeit voller Wonnen zu hoffen, die der Prophet in Aussicht stellte; bei einem Mann, dessen Verhalten ansonsten von einer zutiefst bürgerlichen Rationalität geprägt war, konnte einen das durchaus irritieren.

Ehe ich einschlief, dachte ich lange über Patrick und Vincent nach. Seit dem ersten Abend hatte dieser nicht mehr das Wort an mich gerichtet. Als ich früh am nächsten Morgen aufwachte, sah ich ihn wieder in Begleitung von Susan den Weg entlanggehen, der sich den Hügel hinabschlängelte; sie schienen auch diesmal in ein ernstes, fruchtloses Gespräch vertieft zu sein. Sie trennten sich auf dem ersten kleinen Platz mit einem Kopfnicken, und Vincent machte kehrt, um in sein Zimmer zurückzugehen. Ich wartete im Eingang auf ihn; er zuckte zusammen, als er mich sah. Ich lud ihn zum Kaffee in mein Zimmer ein; überrumpelt willigte er ein. Während wir darauf warteten, daß das Wasser kochte, stellte ich das Kaffeegeschirr auf den kleinen Gartentisch auf der Terrasse. Die Sonne hatte Mühe, zwischen den dicht aufgetürmten dunkelgrauen Wolken hervorzukommen; ein dünner violetter Strahl zeichnete sich knapp über der Horizontlinie ab. Ich goß Vincent eine Tasse Kaffee ein; er gab etwas Süßstoff hinzu und rührte nachdenklich mit dem Löffel in der Tasse. Ich setzte mich ihm gegenüber; er blieb stumm, senkte die Augen und führte die Tasse an die Lippen. »Bist du in Susan verliebt?« fragte ich ihn. Er blickte ängstlich zu mir auf. »Sieht man mir das so deutlich an?« entgegnete er nach einer langen Pause. Ich nickte. »Du solltest versuchen, etwas Abstand zu gewinnen …«, sagte ich, und mein ruhiger Ton schien auf tieferes Nachdenken schließen zu lassen, dabei war ich gerade erst auf die Idee

gekommen, aber ich spann den Gedanken einfach weiter: »Wir sollten einen Ausflug auf der Insel machen…«

»Meinst du … außerhalb des Lagers?«

»Ist das verboten?«

»Nein … Nein, das glaube ich nicht. Ich muß Jerôme fragen, wie das geht…« Die Aussicht schien ihn dennoch ein wenig zu beunruhigen.

»Aber selbstverständlich! Selbstverständlich!« rief Flic gut gelaunt. »Wir sind hier schließlich nicht im Gefängnis! Ich werde jemanden bitten, daß er euch nach Arrecife fährt; oder vielleicht zum Flughafen, das ist noch praktischer, um ein Auto zu mieten.«

»Aber ihr kommt doch heute abend wieder?« fragte er in dem Augenblick, als wir in den Kleinbus stiegen. »Nur damit ich Bescheid weiß…«

Ich hatte nichts Bestimmtes im Sinn, wollte Vincent nur für einen Tag in die normale Welt zurückbringen, das heißt egal wohin; das heißt, vermutlich an den Strand, wenn man bedenkt, in welcher Gegend wir uns befanden. Vincent war erstaunlich fügsam und zeigte keinerlei Initiative; beim Autoverleih hatte man uns eine Karte der Insel gegeben. »Wir können ja an den Strand von Teguise fahren …«, sagte ich, »das ist das einfachste.« Er machte sich nicht mal die Mühe, mir zu antworten.

Er hatte eine Badehose und ein Handtuch dabei und setzte sich, ohne zu protestieren, zwischen zwei Dünen, er schien sogar bereit, wenn nötig dort den ganzen Tag zu verbringen. »Es gibt so viele andere Frauen …«, sagte ich aufs Geratewohl, um das Gespräch in Gang zu bringen, ehe mir klar wurde, daß die Sache gar nicht so einfach war. Es war keine Hochsaison, in unserem Blickfeld befanden sich etwa fünfzig Menschen: Teenies mit reizvoller Figur, die *Jungens* im Schlepptau hatten; und Mütter mit weniger reizvoller Figur, die von kleinen Kindern begleitet waren. Die Tatsache, daß wir uns alle in demselben geographischen Raum befanden, würde kaum mehr als eine theoretische Bedeutung haben; keiner dieser

Menschen gehörte einem Feld der Realität an, mit dem uns irgendeine Form von Interaktion möglich war; sie hatten in unseren Augen keine größere Existenz, als wenn sie Bilder auf einer Kinoleinwand gewesen wären, eher noch eine geringere, würde ich sagen. Ich bekam allmählich den Eindruck, daß dieser Ausflug in die normale Welt zum Scheitern verurteilt war, als ich plötzlich merkte, daß er dazu noch auf ziemlich unangenehme Weise zu enden drohte.

Ohne es zu wollen, hatten wir uns auf einem Teil des Strandes niedergelassen, der zu einem Thomson Holidays Club gehörte. Als ich nach einem vergeblichen Versuch, in das ziemlich kalte Wasser zu gehen, kehrtmachte, stellte ich fest, daß sich etwa hundert Leute um ein Podium drängten, auf dem eine Lautsprecheranlage installiert war. Vincent hatte sich nicht gerührt; er saß mitten in der Menge und sah dem Treiben völlig gleichgültig zu; als ich wieder bei ihm war, las ich auf einem Spruchband »Miss Bikini Contest«. Ein Dutzend kleiner Flittchen zwischen dreizehn und fünfzehn Jahren standen hüftwackelnd vor einer der Treppen, die auf das Podium führten, und japsten vor Ungeduld. Nach einem fetzigen musikalischen Gimmick sprang ein großer, wie ein Zirkusaffe gekleideter Schwarzer aufs Podium und forderte die Mädchen auf, ebenfalls auf die Bühne zu kommen. »Ladies and Gentlemen, boys and girls«, brüllte er in sein HF-Mikrophon, »welcome to the »Miss Bikini« contest! Have we got some sexy girls for you today!…« Er drehte sich dem ersten Mädchen zu, einem langbeinigen rothaarigen Teeny in einem winzigen weißen Bikini. »What's your name?« fragte er sie. »Ilona«, antwortete das Mädchen. »A beautiful name for a beautiful girl!« rief er schwungvoll. »And where are you from, Ilona?« Sie kam aus Budapest. »Budaaaa-pest! That ci-ty's hoooot!« brüllte er begeistert; das Mädchen brach in ein nervöses Lachen aus. Dann kam die nächste an die Reihe, eine platinblonde Russin, die trotz ihrer vierzehn Jahre bereits tolle Kurven hatte und wie eine geile Mieze wirkte, anschließend stellte er allen anderen zwei, drei Fragen, sprang in seinem mit Silberfäden durchwirkten Smoking auf der Bühne hin und her, warf sich in die Brust und machte mehr oder weniger obszöne Bemerkungen. Ich warf Vincent einen verzwei-

felten Blick zu: Er war in dieser Strandveranstaltung etwa ebenso an seinem Platz wie Samuel Beckett in einem Rap-Clip. Nachdem der Schwarze alle Mädchen vorgestellt hatte, wandte er sich vier dickbäuchigen Männern um die Sechzig zu, die an einem kleinen Tisch saßen und vor sich einen kleinen Abreißblock liegen hatten. Er zeigte auf sie und sagte emphatisch zum Publikum: »And judging theeem … is our international jury! … The four members of our panel have been around the world a few times – that's the least you can say! They know what sexy boys and girls look like! Ladies and Gentlemen, a special hand for our experts!« Ein paar Leute klatschten müde, während die auf diese Weise lächerlich gemachten Senioren ihren Angehörigen im Publikum zuwinkten, und dann begann der eigentliche Wettbewerb. Die Mädchen kamen eine nach der anderen im Bikini auf die Bühne und führten so etwas wie einen erotischen Tanz auf: Sie wackelten mit dem Hintern, rieben sich mit Sonnenöl ein, spielten mit den Trägern ihres Bikinioberteils usw. Als Musik wurde dazu House in voller Lautstärke gespielt. So, das war es also: Jetzt waren wir in der *normalen Welt.* Ich dachte daran zurück, was Isabelle mir am Abend unserer ersten Begegnung gesagt hatte: eine Welt von endgültigen *kids.* Der Schwarze war ein erwachsenes *kid,* die Mitglieder der Jury waren alternde *kids;* nichts von alledem konnte für Vincent ein Anreiz sein, seinen Platz in der Gesellschaft wieder einzunehmen. Ich machte ihm genau in dem Augenblick den Vorschlag zu gehen, als die Russin die Hand in ihr Bikinihöschen schob; er stimmte gleichgültig zu.

Auf einer Karte im Maßstab 1: 200.000, insbesondere auf einer Michelinkarte, sieht alles sehr schön aus; auf einer Karte in größerem Maßstab wie jene, die ich von Lanzarote hatte, wird die Sache schon weniger schön: Man kann schon allmählich die Hotelkomplexe und Freizeitanlagen erkennen. Im Maßstab 1 : 1 befindet man sich in der normalen Welt, was nicht sonderlich erfreulich ist; aber wenn man noch weiter vergrößert, beginnt ein Alptraum: Dann erkennt man Milben, Pilzkrankheiten, Parasiten, die sich über das Fleisch hermachen. Gegen zwei waren wir wieder im Lager.

Das trifft sich ja wunderbar, ganz wunderbar, Flic empfing uns bebend vor Begeisterung; der Prophet habe gerade ganz überraschend beschlossen, heute abend ein kleines Essen für alle anwesenden *Persönlichkeiten* zu organisieren, das heißt, für alle, die auf die eine oder andere Weise mit den Medien oder dem Publikum in Kontakt standen. Der Humorist, der neben ihm stand, nickte energisch und zwinkerte mir dabei zu, als wolle er mir dadurch zu verstehen geben, daß das alles nicht so ernst zu nehmen sei. In Wirklichkeit verließ er sich wohl vor allem auf mich, um die Situation in den Griff zu bekommen: Als Pressereferent hatte er bisher nur Pannen erlebt; die Sekte wurde bestenfalls als eine Gruppe von Spinnern und Adepten von Fliegenden Untertassen und schlimmstenfalls als eine gefährliche Organisation dargestellt, deren Thesen der Eugenik, wenn nicht gar dem Nazismus naheständen; und was den Propheten anging, so wurde er regelmäßig wegen der wiederholten Mißerfolge in seinem früheren Leben (Rennfahrer, Schlagersänger …) lächerlich gemacht. Kurz gesagt, ein gestandener VIP wie ich war für sie eine unverhoffte Gelegenheit, eine Vitaminspritze.

Ein knappes Dutzend Leute war im Speisesaal versammelt; ich erkannte Gianpaolo in Begleitung von Francesca wieder. Er verdankte diese Einladung vermutlich seiner Schauspielerkarriere, auch wenn sie noch so bescheiden war; offensichtlich durfte man den Begriff *Persönlichkeit* nicht so eng sehen. Ich erkannte auch eine platinblonde, ziemlich füllige Frau wieder, die den Gesang zur Begrüßung der Elohim mit kaum erträglicher Lautstärke gesungen hatte; sie stellte sich mir als Opernsängerin oder genauer gesagt als Choristin vor. Mir wurde der Ehrenplatz zugewiesen, dem Propheten direkt gegenüber; er empfing mich herzlich, wirkte aber angespannt und ängstlich, blickte sich besorgt nach allen Seiten um; er wurde etwas ruhiger, als der Humorist neben ihm Platz nahm. Vincent setzte sich rechts neben mich und warf dem Propheten, der aus Brot Kügelchen machte und sie mechanisch auf dem Tisch rollte, einen scharfen Blick zu; er wirkte ziemlich müde und geistesabwesend, diesmal sah man ihm seine fünfundsechzig Jahre wirklich an. »Die

Medien können uns nicht ausstehen …«, sagte er bitter. »Wenn ich jetzt sterben würde, keine Ahnung, was von meinem Werk übrigbliebe. Dann gäbe es ein allgemeines Hauen und Stechen …« Der Humorist, der gerade irgendeinen Scherz machen wollte, wandte sich ihm zu, merkte am Ton seiner Stimme, daß er es ernst meinte, und war völlig verdutzt. Sein wie mit einem Bügeleisen geplättetes Gesicht, seine kleine Nase, sein schütteres, glattes Haar: er war wie geschaffen für die Rolle eines Clowns, gehörte zu den von der Natur vernachlässigten Wesen, die man selbst dann nicht ganz ernst nimmt, wenn sie verzweifelt sind; jedenfalls war klar, daß er nicht zu beneiden war, falls die Sekte plötzlich aufgelöst würde, ich war mir nicht einmal sicher, ob er noch über eine andere Einnahmequelle verfügte. Er wohnte bei dem Propheten in Santa Monica im selben Haus, in dem auch dessen zwölf Bräute lebten. Er selbst hatte kein Sexualleben und tat den ganzen Tag so gut wie nichts, seine einzige Extravaganz bestand darin, sich seine Knoblauchwurst aus Frankreich schicken zu lassen, die kalifornischen Delikatessenläden kamen ihm unzureichend vor; er vervollständigte auch weiterhin seine Ködersammlung und wirkte insgesamt wie eine ziemlich erbärmliche Marionette, die weder persönliches Verlangen noch Lebensenergie mehr besaß und die der Prophet mehr oder weniger aus Barmherzigkeit an seiner Seite duldete, wenn nicht gar als abschreckendes Beispiel und gelegentlich als Prügelknabe.

Die Bräute des Propheten kamen herein und brachten die Vorspeisen; vermutlich um den künstlerischen Charakter dieser Zusammenkunft zu würdigen, hatten sie ihre Gewänder gegen feenhafte Kleidung kesser Melusinen eingetauscht, mit konischen, sternenbesetzten Hüten und hautengen, mit silbernen Pailletten bestickten Kleidern, die ihren Hintern unbedeckt ließen. Auch bei dem Essen hatte man sich an diesem Abend etwas mehr Mühe gegeben, es gab kleine Fleischtaschen und verschiedene Sakuski. Mechanisch streichelte der Prophet den Hintern der Dunkelhaarigen, die ihm seine Sakuski servierte, aber auch das schien nicht auszureichen, um seine Stimmung zu heben; nervös ordnete er an, man solle den Wein sofort bringen, goß zwei Gläser hinunter, lehnte sich zurück und ließ

den Blick lange über die Anwesenden schweifen.

»Wir müssen etwas unternehmen, was die Medien angeht …«, sagte er schließlich zu dem Humoristen. »Ich habe den *Nouvel Observateur* von dieser Woche gelesen, diese systematische Hetzkampagne können wir uns einfach nicht mehr gefallen lassen …«Der so Angesprochene runzelte die Stirn und sagte, nachdem er mindestens eine Minute nachgedacht hatte, in zweifelndem Ton: »Das ist nicht so einfach …«, als handele es sich dabei um eine bemerkenswerte Wahrheit. Ich fand, daß er die Sache mit erstaunlicher Gleichgültigkeit aufnahm, denn schließlich war er offiziell als einziger dafür verantwortlich – was auch dadurch kenntlich wurde, daß weder der Professor noch Flic bei diesem Essen anwesend waren. Er war vermutlich völlig inkompetent auf diesem Gebiet, wie auch auf allen anderen, hatte sich daran gewöhnt, eher erfolglos zu sein, und glaubte, daß es immer so bleiben würde und alle in seiner Umgebung sich mit dieser Erfolglosigkeit abgefunden hatten; auch er ging wohl auf die Fünfundsechzig zu und erwartete vermutlich nicht mehr viel vom Leben. Er machte den Mund auf und zu, ohne etwas herauszubringen, suchte offensichtlich nach einer witzigen Bemerkung, um wieder gute Laune zu produzieren, aber er fand nichts, war Opfer einer vorübergehenden *Inspirationskrise.* Schließlich gab er es auf: Der Prophet, dachte er sich vermutlich, war heute abend schlecht drauf, aber das würde sich wieder legen; er machte sich in Ruhe über seine Fleischpastete her.

»Was meinst du…« Der Prophet wandte sich direkt an mich und blickte mir fest in die Augen. »Ist diese Feindseligkeit der Presse ein Dauerproblem?«

»Ganz allgemein gesehen, ja. Wenn man sich als Märtyrer hinstellt und sich darüber beklagt, ungerechtfertigt verfolgt zu werden, kann man durchaus ein paar Außenseiter anlocken; Le Pen ist das seinerzeit sehr gut gelungen. Aber letztlich zieht man dabei den kürzeren – vor allem, wenn man ein Programm vertritt, das nicht sektiererisch ist und das Ziel verfolgt, breitere Gesellschaftsschichten anzusprechen.«

»Genau! Genau!… Hört doch nur, was Daniel sagt!« Er richtete

sich auf und wandte sich an alle Anwesenden. »Die Medien klagen uns an, wir seien eine Sekte, dabei hindern sie uns daran, zu einer Religion zu werden, indem sie systematisch unsere Thesen verdrehen und uns den Zugang zu den Massen verwehren, obwohl die Lösungen, die wir anzubieten haben, für alle Menschen gelten, egal welcher Nationalität, welcher Rasse oder welcher Glaubensgemeinschaft sie vorher angehört haben!…«

Alle am Tisch hörten auf zu essen; manche nickten, aber niemand wußte etwas darauf zu erwidern. Enttäuscht setzte sich der Prophet wieder und gab der Dunkelhaarigen mit dem Kopf ein Zeichen, damit sie ihm ein weiteres Glas Wein einschenkte. Nach einer Weile des Schweigens wurden die Gespräche am Tisch wieder aufgenommen: die meisten drehten sich um Rollen, Drehbücher und diverse Filmprojekte. Viele der Anwesenden schienen Schauspieler zu sein, Anfänger oder zweitrangige Darsteller; vielleicht aufgrund der entscheidenden Rolle, die der Zufall in ihrem Leben spielt, fallen Schauspieler, wie ich oft bemerkt hatte, allen möglichen Sekten, seltsamen Glaubensgemeinschaften oder abstrusen geistigen Lehren zum Opfer. Erstaunlicherweise hatte mich keiner von ihnen wiedererkannt, worüber ich eher erleichtert war.

»Harley de Dude was right…«, sagte der Prophet nachdenklich. »Life is basically a conservative Option …« Ich fragte mich eine Weile, an wen er sich richtete, ehe mir klar wurde, daß er das zu mir gesagt hatte. Er faßte sich wieder und fuhr auf französisch fort: »Weißt du, Daniel«, sagte er mit ungespielter Traurigkeit, die mich bei ihm überraschte, »die Menschheit hat nur ein Ziel, und das besteht darin, sich fortzupflanzen, damit der Mensch nicht ausstirbt. Auch wenn dieses Ziel selbstverständlich völlig unbedeutend ist, verfolgt sie es mit unglaublicher Hartnäckigkeit. Die Menschen sind zwar unglücklich, furchtbar unglücklich, aber sie sträuben sich mit aller Kraft, etwas zu tun, das ihr Schicksal ändern könnte: Sie wollen Kinder, Kinder, die ihnen gleichen, um ihr eigenes Grab zu graben und die Bedingungen des Unglücks fortbestehen zu lassen. Wenn man ihnen vorschlägt, eine Wandlung zu vollziehen, auf einem

anderen Weg weiterzugehen, muß man mit brutaler Ablehnung rechnen. Ich mache mir keinerlei Illusionen über die Jahre, die vor uns liegen: Je größer die Chancen werden, unser Projekt technisch verwirklichen zu können, desto größer wird der Widerstand, den man uns entgegenbringt; alle intellektuelle Macht liegt in den Händen der Anhänger des *Status quo*. Der Kampf wird schwierig, äußerst schwierig werden …« Er seufzte, leerte sein Weinglas und schien in tiefes Grübeln zu verfallen, es sei denn, er kämpfte nicht nur gegen seine Apathie an. Vincent beobachtete ihn mit verschärfter Aufmerksamkeit, während der Prophet zwischen Mutlosigkeit und Unbekümmertheit zu schwanken schien, zwischen der Anziehungskraft des Todes und den Luftsprüngen des Lebens; er glich immer mehr einem müden alten Affen. Nach zwei oder drei Minuten richtete er sich wieder auf seinem Stuhl auf und ließ, wieder etwas lebendiger, seinen Blick über die Anwesenden schweifen; erst in diesem Augenblick bemerkte er, wie ich vermute, Francescas Schönheit. Er gab einer der Bräute – einer Japanerin –, die uns bedienten, einen Wink und flüsterte ihr etwas ins Ohr; sie näherte sich der Italienerin und übermittelte ihr die Botschaft. Francesca sprang entzückt auf, ging, ohne ihren Gefährten mit einem Blick zu Rate zu ziehen, auf den Propheten zu und setzte sich links neben ihn.

Gianpaolo richtete sich mit völlig unbewegtem Gesicht auf seinem Stuhl auf; ich wandte den Blick ab, sah aber, ohne es zu wollen, wie der Prophet dem Mädchen mit der Hand durchs Haar fuhr; sein Gesicht war erfüllt von kindlicher, greisenhafter oder wenn man will gerührter Verzückung. Ich senkte den Blick und starrte auf meinen Teller, doch nach etwa dreißig Sekunden war ich den Anblick meiner Käsestücke leid und riskierte einen Seitenblick: Vincent starrte weiterhin schamlos und wie mir schien mit einem gewissen Frohlocken den Propheten an; dieser hatte Francesca jetzt die Hand in den Nacken gelegt, und sie lehnte den Kopf an seine Schulter. In dem Augenblick, als er die Hand in ihre Bluse gleiten ließ, warf ich Gianpaolo unwillkürlich einen Blick zu: Er hatte sich noch ein wenig höher auf seinem Stuhl aufgerichtet, und ich sah, wie seine Augen vor Wut funkelten, ich war nicht der einzige, der das

wahrnahm, denn alle Anwesenden waren verstummt; dann ließ er sich besiegt wieder auf den Stuhl gleiten und senkte den Kopf. Nach und nach kamen die Gespräche wieder in Gang, erst mit leiser Stimme, dann wieder normal. Der Prophet verließ den Tisch in Begleitung von Francesca, noch ehe der Nachtisch serviert war.

Am folgenden Tag begegnete ich ihr nach dem morgendlichen Vortrag, sie unterhielt sich gerade mit einer italienischen Freundin. Ich verlangsamte den Schritt, als ich auf ihrer Höhe war, und hörte, wie sie sagte: *»Communicare* …« Ihr Gesichtsausdruck war heiter und freudig, sie wirkte glücklich. Das Seminar hatte jetzt seinen normalen Tagesrhythmus angenommen: Ich hatte beschlossen, mir die Vorträge des Vormittags anzuhören, auf die Workshops am Nachmittag jedoch zu verzichten. Ich schloß mich den anderen bei der Meditation an, die direkt vor dem Abendessen stattfand. Ich bemerkte, daß Francesca schon wieder neben dem Propheten saß und daß sie nach dem Essen gemeinsam fortgingen; Gianpaolo dagegen hatte ich den ganzen Tag nicht gesehen.

Im Eingang einer der Höhlen war eine Art Teebar eingerichtet. Dort traf ich Flic und den Humoristen, die beide einen Lindenblütentee vor sich stehen hatten. Flic sprach sehr lebhaft und begleitete seine Worte mit energischen Gesten, er war bei einem Thema, das ihm offensichtlich sehr am Herzen lag. Der Humorist erwiderte nichts, bewegte nur mit besorgter Miene den Kopf hin und her und wartete wohl darauf, daß Flic sich besänftigte. Ich ging zu dem Elohimiten, der für die Wasserkessel zuständig war; ich wußte nicht, was ich trinken sollte, ich habe Kräutertees schon immer gehaßt. Aus lauter Verzweiflung entschied ich mich für eine heiße Schokolade: Der Prophet duldete den Genuß von Kakao, vorausgesetzt, er war stark entölt – vermutlich als Huldigung an Nietzsche, dessen Gedankengut er bewunderte. Als ich an ihrem Tisch vorbeiging, verstummten die beiden Männer; Flic warf einen strengen Blick auf die Anwesenden. Er winkte mich lebhaft herbei und forderte mich auf, mich zu ihnen zu setzen, die Aussicht auf einen neuen Gesprächspartner hatte ihm offensichtlich wieder neue

Kraft eingeflößt.

»Ich habe gerade zu Gerard gesagt«, begann er (so so, selbst dieser arme Teufel besaß also einen Vornamen und hatte bestimmt auch Angehörige gehabt, vielleicht sogar liebevolle Eltern, die ihn auf ihrem Schoß hüpfen ließen, das Leben war wirklich schwer, wenn ich weiter an solche Dinge dachte, würde ich mir noch eine Kugel in den Kopf jagen, da gab es keinen Zweifel), »ich habe gerade zu Gerard gesagt, daß wir meines Erachtens viel zu viel mit dem wissenschaftlichen Aspekt unserer Lehre werben. Es gibt innerhalb der New-Age-Bewegung eine ganze ökologische Richtung, die alle Techniken, die einen Eingriff in die Natur darstellen, entsetzt zurückweist, da sie gegen die Beherrschung der Natur durch den Menschen ist. Das sind Leute, die die christliche Tradition entschieden ablehnen und oft dem Heidentum oder dem Buddhismus nahestehen; wir könnten unter ihnen potentielle Sympathisanten haben.«

»Andererseits«, sagte Gerard gewitzt, »haben wir dann die Technikfreaks auf unserer Seite.«

»Ja …«, erwiderte Flic zweifelnd. »Aber das sind vor allem Typen in Kalifornien, in Europa gibt's davon nicht viele, das schwör ich dir.« Er wandte sich erneut an mich: »Was meinst du dazu?«

Ich wußte nicht recht, was ich dazu sagen sollte, ich hatte den Eindruck, daß die Zahl der Leute, die die Gentechnik befürworteten, auf Dauer größer sein würde als deren Gegner; doch ich wunderte mich vor allem darüber, daß sie mich schon wieder als Zeugen für ihre inneren Widersprüche nahmen. Mir war noch nicht bewußt geworden, daß sie mir aufgrund meiner Arbeit im Showbusineß eine intime Kenntnis der öffentlichen Meinung und der Wandlungen, die sich in ihr vollzogen, unterstellten; ich sah nicht ein, warum ich sie eines Besseren belehren sollte, und nachdem ich ein paar banale Bemerkungen gemacht hatte, die sie sich respektvoll anhörten, gab ich vor, müde zu sein, stand lächelnd auf und verließ mit federndem Schritt die Höhle. Ich ging auf das Zeltdorf zu, weil ich Lust hatte, mir die einfachen Anhänger der Sekte etwas näher anzusehen.

Es war noch ziemlich früh, niemand war schlafen gegangen; die meisten saßen im Schneidersitz vor ihren Zelten, im allgemeinen

allein, seltener in Paaren. Viele waren nackt (die Freikörperkultur war zwar für die Elohimiten keine Pflicht, wurde aber von vielen praktiziert; unsere Schöpfer, die Elohim, die das Klima auf dem Planeten, von dem sie stammten, perfekt zu regulieren verstanden, liefen im übrigen nackt herum, wie es sich für stolze, freie Wesen schickt, die alle Schuldgefühle und alle Scham überwunden haben; die Spuren von Adams Erbsünde waren verschwunden, wie der Prophet lehrte, wir lebten jetzt unter dem neuen Gesetz der wirklichen Liebe). Die meisten taten nichts oder meditierten vielleicht auf ihre Weise – viele hatten die Hände mit nach oben gewandten Handflächen auf den Knien liegen und den Blick auf die Sterne gerichtet. Die Zelte, die von der Sekte gestellt wurden, hatten die Form eines Tipis, aber der weiße, leicht glänzende Stoff war hochmodern im Stil der neuen Materialien, die ein »Nebenprodukt der Raumforschung« sind. Kurz gesagt, sie bildeten so etwas wie einen Stamm, einen Hightech-Indianerstamm, ich glaube, sie hatten alle einen Internetanschluß, der Prophet legte großen Wert darauf, das sei unerläßlich, damit er ihnen augenblicklich seine Anweisungen übermitteln könne. Sie hielten vermutlich regen Kontakt per Internet untereinander, aber das Erstaunliche, wenn man sie hier versammelt sah, war eher ihre Einsamkeit und die Stille; jeder blieb stumm vor seinem Zelt sitzen, ohne seine Nachbarn zu besuchen, sie waren nur ein paar Meter voneinander entfernt, schienen sich aber gegenseitig völlig zu ignorieren. Ich wußte, daß die meisten von ihnen weder Kinder noch Haustiere hatten (das war zwar nicht verboten, aber man riet ihnen ernsthaft davon ab; es ging in erster Linie darum, eine neue Gattung zu schaffen, und die Fortpflanzung der existierenden Gattungen wurde als etwas Überholtes, als konservatives Verhalten angesehen, das von einer ängstlichen Einstellung und mangelndem Glauben zeugte; es schien ziemlich unwahrscheinlich, daß ein Familienvater eine hohe Position in der Sekte einnehmen konnte). Ich lief sämtliche Gänge entlang, kam an Hunderten von Zelten vorbei, ohne daß irgend jemand das Wort an mich richtete; sie begnügten sich mit einem Kopfnicken, einem diskreten Lächeln. Zunächst sagte ich mir, daß sie vielleicht ein

wenig eingeschüchtert waren: Schließlich war ich ein VIP und hatte das Vorrecht, wann immer ich wollte direkt mit dem Propheten reden zu können; aber mir wurde schnell klar, daß sie sich genauso verhielten, wenn sie sich zwischen den Zelten begegneten: ein Lächeln, ein Kopfnicken, das war alles. Nachdem ich das Zeltdorf hinter mir gelassen hatte, ging ich noch ein paar hundert Meter auf dem steinigen Weg weiter, ehe ich haltmachte. Es war eine Vollmondnacht, man konnte die Kieselsteine und die Lavablöcke gut erkennen; in östlicher Richtung sah ich in der Ferne die leicht glitzernde Metallumzäunung, die das Gelände umgab; ich befand mich mitten im Nichts, die Luft war lau, und ich wäre gern zu irgendeiner Schlußfolgerung gekommen.

Ich muß wohl lange Zeit so verbracht haben, in einem Zustand völliger geistiger Leere, denn bei meiner Rückkehr war alles im Lager still; anscheinend schliefen alle. Ich warf einen Blick auf meine Uhr: Es war kurz nach drei. In der Zelle des Professors brannte noch Licht; er saß an seinem Arbeitstisch, hörte mich aber vorbeigehen und gab mir ein Zeichen, hereinzukommen. Der Raum war nicht so karg eingerichtet, wie ich mir es vorgestellt hatte: ein Sofa mit hübschen Seidenkissen, und auf dem Felsboden lagen mehrere Teppiche mit abstrakten Motiven; der Professor bot mir ein Glas Tee an.

»Du hast sicher gemerkt, daß innerhalb des Leitungsteams gewisse Spannungen bestehen …«, sagte er, bevor er eine Pause einlegte. Ich war in ihren Augen offenbar wirklich ein *Mann von Gewicht;* ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß sie meine Bedeutung überschätzten. Es stimmte zwar, daß ich erzählen konnte, was ich wollte, und in den Medien immer ein Echo finden würde; aber das hieß noch lange nicht, daß die Leute mir Glauben schenkten und ihren Standpunkt änderten: Jeder war es gewohnt, daß sich *namhafte Persönlichkeiten* in den Medien über alle möglichen Themen ausließen, um im allgemeinen vorhersehbare Dinge zu sagen, niemand gab mehr wirklich darauf acht, kurz gesagt, das Starsystem, das gezwungen war, einen widerwärtigen Konsens zu

produzieren, war seit langem unter der Last seiner eigenen Bedeutungslosigkeit zusammengebrochen. Doch ich unternahm nichts, um ihm die Augen zu öffnen; ich stimmte ihm mit der Haltung wohlwollender Neutralität zu, die mir so oft im Leben geholfen und erlaubt hatte, vertrauliche Gespräche mit Menschen aus den unterschiedlichsten Milieus zu führen und die Informationen, die ich so erhielt, anschließend in bis zur Unkenntlichkeit abgewandelter Form für meine Sketche zu verwenden.

»Ich mache mir nicht wirklich Sorgen, der Prophet hat Vertrauen in mich …«, fuhr er fort. »Aber unser Image in den Medien ist katastrophal. Man betrachtet uns als Spinner, dabei ist kein Labor auf der Welt zur Zeit imstande, Ergebnisse zu erzielen, die mit unseren vergleichbar wären …« Er machte eine ausladende Handbewegung, als könnten alle Gegenstände im Raum, die englischsprachigen Biochemiewerke von Elzevier Publications, die über seinem Arbeitstisch aufgereihten DVDs mit gespeicherten Daten und der Bildschirm des eingeschalteten Computers bezeugen, wie seriös seine Forschungsarbeit war. »Ich habe dadurch, daß ich hierher gekommen bin, meine Karriere geopfert, ich habe jetzt keinen Zugang mehr zu den maßgeblichen Publikationen …« Die Gesellschaft ist ein vielschichtiges Gebilde wie ein Blätterteig, und ich hatte nie Wissenschaftler in meine Sketche eingeführt, weil sie meiner Ansicht nach innerhalb dieses Blätterteigs eine spezifische Schicht bildeten, deren Ehrgeiz und Wertesystem sich nicht mit normalen Menschen vergleichen ließen, kurz gesagt, sie waren kein Thema für ein *breites Publikum*, dennoch hörte ich ihm zu, wie ich aus alter Gewohnheit allen Leuten zuhörte – ich war so etwas wie ein alter Spion der Menschheit, ein Spion im Ruhestand, aber die Sache klappte durchaus, die alten Reflexe funktionierten noch, ich glaube sogar, daß ich mit dem Kopf nickte, um ihn anzuspornen weiterzusprechen, aber ich hörte ihm zu, ohne wirklich etwas zu hören, seine Worte prägten sich mir nicht ein, ich hatte unwillkürlich so etwas wie einen Filter aktiviert; dabei war mir völlig klar, daß Miskiewicz ein bedeutender Mann war, vielleicht sogar einer der bedeutendsten Männer der Menschheitsgeschichte, er würde ihr Schicksal

biologisch von Grund auf ändern, besaß das Know-how und die Technik dazu; aber vielleicht interessierte *ich* mich nicht mehr genug für die Menschheitsgeschichte, auch ich war alt und müde, und in dem Augenblick, als er mir gegenüber die Präzision seiner Versuchsprotokolle und die strenge Logik hervorhob, mit der er seine kontrafaktischen Thesen ausarbeitete und testete, bekam ich plötzlich große Lust auf Esther und ihre schöne, geschmeidige Scheide. Ich dachte daran zurück, wie ihre Scheidenmuskeln mit sanftem Druck meinen Schwanz umschlossen, und sagte dem Professor, ich sei müde; und kaum hatte ich seine Höhle verlassen, wählte ich ihre Handynummer, aber sie meldete sich nicht, ich mußte mich mit dem Anrufbeantworter begnügen, und ich hatte keine rechte Lust, mir einen runterzuholen, die Produktion der Samenfäden ging in meinem Alter langsamer vor sich, die Latenzzeit verlängerte sich, die Gelegenheiten, die mir das Leben bot, würden immer seltener werden, ehe sie ganz verschwanden. Selbstverständlich war ich für die Unsterblichkeit, und selbstverständlich waren die Arbeiten von Miskiewicz ein Hoffnungsschimmer, sogar die einzige Hoffnung, aber für mich und auch für alle anderen aus meiner Generation war es dafür zu spät, in dieser Hinsicht machte ich mir keine Illusionen, der Optimismus, mit dem er einen baldigen Erfolg versprach, war vermutlich nicht einmal eine Lüge, sondern eine notwendige Fiktion, die er nicht nur für die Elohimiten, die seine Projekte finanzierten, aufrechterhielt, sondern auch für sich selbst. Denn kein menschliches Projekt ist je ohne die Hoffnung entwickelt worden, es in einem angemessenen Zeitraum zu realisieren, genauer gesagt in einem Zeitraum, dessen maximale Länge der zu erwartenden Lebensdauer des Projektplaners entspricht, und noch nie hatte die Menschheit einen Teamgeist entwickelt, der die kommenden Generationen mit einbezog, dabei ist das genau die Art, auf die sich die Dinge letztlich abspielen: Man arbeitet, man stirbt, und die zukünftigen Generationen profitieren davon, es sei denn, sie ziehen es vor, das Werk, das man geschaffen hat, zu zerstören, aber keiner von denen, die sich irgendeinem Projekt gewidmet haben, hat je diesen Gedanken formuliert, sie alle haben es vorgezogen, ihn zu

ignorieren, denn sonst hätten sie ganz einfach die Hände in den Schoß gelegt und auf den Tod gewartet. Und daher war der Professor, wie modern auch immer er eingestellt sein mochte, in meinen Augen noch ein Romantiker, sein Leben wurde noch von uralten Illusionen geleitet, und jetzt fragte ich mich, was Esther wohl machte, ob ihre geschmeidige kleine Scheide andere Schwänze in sich aufnahm, und ich hatte allmählich ernsthaft Lust, mir ein oder zwei Organe auszureißen. Zum Glück hatte ich gut vorgesorgt und mindestens zehn Schachteln Rohypnol mitgenommen, und so schlief ich etwas über fünfzehn Stunden.

Als ich aufwachte, stand die Sonne tief am Himmel, und ich hatte gleich das Gefühl, daß irgend etwas Seltsames im Gang war. Es sah nach Gewitter aus, doch ich wußte, daß es nicht losbrechen würde, es entlud sich hier nie, es regnete auf der Insel so gut wie gar nicht. Das Dorf der Anhänger war in schwaches, gelbes Licht gehüllt; die Öffnungen einiger Zelte wurden vom Wind leicht hin und her bewegt, aber ansonsten wirkte das Lager menschenleer, niemand ging zwischen den Zeltreihen hindurch. Ohne jedes menschliche Treiben herrschte völlige Stille. Als ich den Hügel hinaufging, kam ich an den Zimmern vorbei, in denen Vincent, der Professor und Flic wohnten, ohne jemanden zu sehen. Die Residenz des Propheten war offen, es war das erste Mal seit meiner Ankunft, daß keine Wächter vor dem Eingang standen. Beim Betreten des Vorraums dämpfte ich unwillkürlich das Geräusch meiner Schritte. Als ich durch den Flur ging, der zu seinen Gemächern führte, hörte ich leise Stimmen, das Geräusch eines Möbelstücks, das über den Boden geschleift wurde, und etwas, das nach Schluchzen klang.

In dem großen Raum, in dem der Prophet mich am Tag meiner Ankunft empfangen hatte, brannten alle Lichter, aber auch dort war niemand. Ich ging hinein, öffnete die Tür, die zur Anrichte führte, und machte kehrt. Auf der rechten Seite, in der Nähe des Swimming-pools, war eine Tür, hinter der sich ein Gang befand; das Geräusch der Stimmen schien mir aus dieser Richtung zu kommen. Ich ging vorsichtig weiter und stieß in einem zweiten Gang auf Gerard, der in

der Türöffnung zum Schlafzimmer des Propheten stand. Der Humorist war in einem erbärmlichen Zustand: Sein Gesicht war noch blasser als sonst, er hatte tiefe Ringe um die Augen, machte den Eindruck, als hätte er die ganze Nacht nicht geschlafen. »Es ist… es ist…« Seine Stimme war schwach und zittrig, fast unhörbar. »Es ist etwas Schreckliches geschehen …«, brachte er schließlich hervor. Flic kam hinzu, stellte sich mit wütendem Gesicht vor mich hin und sah mich mit abschätzendem Blick an. Der Humorist gab einen klagenden Laut von sich, der sich wie ein Blöken anhörte. »Na gut, so wie die Dinge stehen, können wir ihn auch reinlassen …«, knurrte Flic.

Mitten im Schlafzimmer des Propheten stand ein riesiges rundes Bett von drei Meter Durchmesser, das mit rosa Satin bezogen war; im Raum verstreut lagen Sitzkissen aus rosa Satin, und drei Wände waren mit Spiegeln bedeckt; die vierte war eine Fensterwand, die den Blick auf die steinige Ebene und dahinter auf die im Gewitterlicht leicht bedrohlich wirkenden ersten Vulkane freigab. Das Fenster war zertrümmert, mitten auf dem Bett lag die Leiche des Propheten, nackt und mit durchschnittener Kehle. Er hatte sehr viel Blut verloren, die Halsschlagader war sauber durchtrennt. Der Professor ging nervös im Zimmer auf und ab. Vincent saß auf einem Sitzkissen und wirkte ziemlich gedankenverloren, er hob kaum den Kopf, als er hörte, wie ich mich näherte. Ein Mädchen mit langem schwarzem Haar, in dem ich Francesca wiedererkannte, saß niedergeschmettert in einer Ecke des Raums, sie trug ein weißes, blutbeflecktes Nachthemd.

»Es war der Italiener…«, sagte Flic schroff.

Es war das erstemal, daß ich Gelegenheit hatte, eine Leiche zu sehen, und ich war nicht sonderlich beeindruckt; ich war auch nicht sonderlich überrascht. Bei dem Abendessen zwei Tage zuvor, bei dem der Prophet die Italienerin auserkor, hatte ich den Gesichtsausdruck ihres Gefährten gesehen und dabei den flüchtigen Eindruck gehabt, daß der Prophet diesmal zu weit ging und die Sache nicht so einfach verlaufen würde wie gewöhnlich; doch dann schien sich

Gianpaolo damit abzufinden, und ich sagte mir, daß auch er den Schwanz einzog wie alle anderen, doch offensichtlich hatte ich mich getäuscht. Ich näherte mich neugierig der Fensterwand: Der Abhang war sehr steil, fast senkrecht; es gab zwar ein paar Stellen, an denen man Halt finden konnte, und es war festes Gestein, das weder splitterte noch abbröckelte, dennoch war es eine eindrucksvolle Kletterpartie. »Ja …«, bemerkte Flic düster, während er sich mir näherte, »er muß wohl eine Mordswut gehabt haben …« Dann durchmaß er weiter mit großen Schritten den Raum, achtete aber darauf, daß er nicht dem Professor in die Quere kam, der auf der anderen Seite des Betts auf und ab ging. Der Humorist stand wie erstarrt neben der Tür, öffnete und schloß mechanisch die Hände und wirkte völlig verstört, am Rand der Panik. Da wurde mir zum erstenmal bewußt, daß keiner der engen Vertrauten des Propheten, trotz des deutlich bekundeten libertären Hedonismus der Sekte, ein Sexualleben hatte: Was den Humoristen und den Professor anging, war die Sache eindeutig – der eine aufgrund von Impotenz, der andere wegen fehlender Motivation. Flic dagegen war mit einer Frau verheiratet, die ebenso wie er hoch in den Fünfzigern war, daher konnte man wohl davon ausgehen, daß es nicht jeden Tag ein *Fest der Sinne* war, was da ablief; und er nutzte in keiner Weise die hohe Stellung aus, die er innerhalb der Organisation einnahm, um junge Anhängerinnen zu verführen. Die Anhänger selbst waren, wie ich mit zunehmendem Erstaunen bemerkt hatte, bestenfalls monogam und in den meisten Fällen nullogam – mit Ausnahme der jungen hübschen Anhängerinnen, denen der Prophet für eine Nacht Gastfreundschaft in seinem Bett gewährte. Kurz gesagt, der Prophet hatte sich innerhalb seiner eigenen Sekte wie ein dominantes Männchen aufgeführt und es geschafft, jede Form von männlichem Verhalten bei seinen Gefährten zu zerstören: Diese hatten nicht nur kein Sexualleben mehr, sie versuchten nicht einmal mehr, eins zu haben, taten nichts mehr, sich dem weiblichen Geschlecht zu nähern, und hatten den Gedanken internalisiert, daß die Sexualität ein Vorrecht des Propheten war; da begriff ich, warum dieser in seinen Vorträgen immer wieder ein Loblied auf die weiblichen Werte anstimmte und die Machohaltung

unerbittlich verketzerte: Er verfolgte damit ganz einfach das Ziel, seine männlichen Zuhörer symbolisch zu kastrieren. Tatsächlich verringert sich die Testosteronproduktion bei den nicht-dominanten Männchen der meisten Affenarten und hört schließlich ganz auf.

Der Himmel klärte sich allmählich auf, die Wolken verzogen sich; eine trostlose Helle würde bald die Ebene aufleuchten lassen, ehe die Nacht hereinbrach. Wir waren ganz nah am Wendekreis des Krebses – wir waren *grob gekackt* nicht weit davon entfernt, wie der Humorist gesagt hätte, als er noch imstande war, Witze zu reißen. »Das ist völlig *un-wichs-dich,* ich habe die *Arschgewohnheit,* Müsli zum Frühstück zu essen …«, das war die Art von Scherzen, mit denen er uns gewöhnlich aufzuheitern versuchte. Was sollte nur aus dem armen Kerl werden, jetzt, wo der Affe Nummer 1 nicht mehr da war? Er warf Flic und dem Professor, also Nummer 2 und Nummer 3, die weiter in dem Raum auf und ab gingen und sich mit Blicken zu messen begannen, einen verzweifelten Blick zu. Wenn das dominante Männchen nicht mehr imstande ist, seine Macht auszuüben, setzt die Testosteronsekretion bei den meisten Affen wieder ein. Flic konnte sich auf die ihm treu ergebene Miliz der Organisation verlassen – er hatte alle Wachsoldaten rekrutiert und ausgebildet, sie gehorchten nur ihm, und als der Prophet noch lebte, hatte er sich auf diesem Gebiet völlig auf ihn verlassen. Die Laboranten und sämtliche Techniker dagegen, die für das Genetikprojekt verantwortlich waren, hatten ausschließlich mit dem Professor zu tun. Wir standen im Grunde also vor dem typischen Konflikt zwischen roher Macht und Intelligenz, zwischen einer primitiven Testosteronreaktion und einer stärker geistig beeinflußten Reaktion. Ich spürte, daß die Sache in jedem Fall längere Zeit dauern würde, und setzte mich neben Vincent auf ein Sitzkissen. Dieser schien sich meiner Anwesenheit wieder bewußt zu werden, lächelte vage und versank erneut in seinen Träumen.

Es folgten etwa fünfzehn Minuten Stille; der Professor und Flic durchmaßen weiter mit großen Schritten den Raum, der Teppichboden dämpfte das Geräusch ihrer Schritte. Ich war angesichts der

Umstände ziemlich ruhig; mir war klar, daß weder ich noch Vincent für den Augenblick eine Rolle zu spielen hatten. Wir gehörten der Gruppe der sekundären Affen an, den Affen mit einer Ehrenrolle; es wurde allmählich dunkel, der Wind drang in den Raum – der Italiener hatte die Glaswand buchstäblich zum Explodieren gebracht.

Plötzlich holte der Humorist aus der Tasche seines Anoraks einen digitalen Fotoapparat – einen Sony DSCF-101 mit drei Millionen Pixel, ich kannte den Apparat, ich hatte den gleichen gehabt, bevor ich auf eine Minolta Dimage A2 umgestiegen war, die über acht Millionen Pixel und einen halbautomatischen Spiegelreflexsucher verfügte und bei schwacher Beleuchtung lichtempfindlicher war. Flic und der Professor blieben völlig verdutzt stehen und beobachteten den armen Teufel, der im Zickzack durch den Raum hampelte und eine Aufnahme nach der anderen schoß. »Gerard, du tickst wohl nicht mehr richtig!« sagte Flic. Ich hatte auch das Gefühl, daß irgend etwas nicht mit ihm stimmte, denn er drückte mechanisch auf den Auslöser, ohne durch den Sucher zu blicken, und als er sich dem Fenster näherte, hatte ich deutlich den Eindruck, er wolle sich hinausstürzen. »Jetzt reicht's aber!« brüllte Flic. Der Humorist blieb stehen, und seine Hände zitterten derart, daß er den Apparat fallen ließ. Francesca, die immer noch zusammengekauert in der Ecke hockte, seufzte kurz auf. Der Professor blieb ebenfalls stehen, wandte sich Flic zu und blickte ihm fest in die Augen. »Wir müssen jetzt eine Entscheidung treffen …«, sagte er in sachlichem Ton.

»Wir müssen die Polizei benachrichtigen, was anderes gibt's da nicht zu entscheiden.«

»Wenn wir die Polizei benachrichtigen, ist es das Ende der Organisation. Diesen Skandal überleben wir nicht, das weißt du genau.«

»Hast du eine bessere Idee?«

Es folgte wieder eine Stille, die jedoch viel angespannter war: Die Konfrontation hatte begonnen, und ich spürte, daß sie diesmal nicht auf halbem Weg abgebrochen würde; ich hatte sogar ganz deutlich das Gefühl, daß ich einen zweiten gewaltsamen Tod miterleben würde. In religiös gefärbten Vereinigungen ist der Tod eines charis-

matischen Führers immer ein äußerst schwieriger Moment; hat der Betreffende vorher nicht eindeutig einen Nachfolger bestimmt, kommt es fast unweigerlich zu einem Schisma.

»Er hat viel an den Tod gedacht…«, sagte Gerard mit zitternder, fast kindlicher Stimme. »Er hat sehr oft mit mir darüber gesprochen; seine Hauptangst war, daß nach ihm alles auseinanderbrechen würde. Wir müssen etwas unternehmen, wir müssen unbedingt zu einer Einigung kommen…«

Flic runzelte die Stirn und wandte sich halb nach ihm um, so wie man auf ein störendes Geräusch reagiert; als Gerard bewußt wurde, wie unmaßgeblich seine Meinung war, setzte er sich neben uns auf ein Sitzkissen, senkte den Kopf und legte ruhig die Hände auf die Knie.

»Vergiß nicht, daß der Tod für uns nichts Endgültiges ist«, fuhr der Professor ruhig fort und blickte Flic fest in die Augen, »das ist sogar unser oberstes Dogma. Wir haben den genetischen Code des Propheten und brauchen daher nur noch zu warten, bis das Verfahren ausgereift ist…«

»Sollen wir etwa zwanzig Jahre warten, bis deine Sache funktioniert?« entgegnete Flic heftig und machte nicht mal mehr den Versuch, seine Feindseligkeit zu verheimlichen. Der Professor zuckte bei der Kränkung zusammen, doch er antwortete in ruhigem Ton: »Die Christen warten schon seit zweitausend Jahren …«

»Mag sein, aber in der Zwischenzeit mußte die Kirche gegründet und aufgebaut werden, und dafür bin ich am besten geeignet. Als Christus einen Jünger zu seinem Nachfolger bestimmen mußte, hat er Petrus auserwählt: Er zeichnete sich nicht durch eine außergewöhnliche geistige oder mystische Begabung aus, aber er war der beste Organisator.«

»Wenn ich das Projekt aufgebe, hast du niemanden, der mich ersetzen könnte, und damit wird alle Hoffnung auf Wiederauferstehung zunichte. Ich glaube nicht, daß du unter diesen Umständen lange durchhalten kannst…«

Es trat wieder eine Stille ein, die immer lastender wurde; ich hatte

nicht den Eindruck, daß es ihnen gelingen würde, sich zu einigen, die Fronten zwischen ihnen hatten sich schon seit langer Zeit viel zu sehr verhärtet; ich sah, wie Flic in der fast völligen Dunkelheit die Fäuste ballte. In diesem Augenblick schaltete sich Vincent ein. »Ich kann die Rolle des Propheten übernehmen …«, sagte er mit lockerer, fast heiterer Stimme. Die beiden anderen fuhren hoch, Flic rannte zum Lichtschalter, um das Licht anzuknipsen, stürzte sich dann auf Vincent und schüttelte ihn: »Was sagst du da? Was sagst du da?« brüllte er ihm mitten ins Gesicht. Vincent ließ die Sache über sich ergehen und wartete, bis Flic ihn losließ, ehe er in ebenso fröhlichem Ton hinzufügte: »Immerhin bin ich sein Sohn …«

Nachdem der erste Moment der totalen Verblüffung vorüber war, mischte sich Gerard mit jammernder Stimme ein: »Das ist möglich … Das ist durchaus möglich … Ich weiß, daß der Prophet einen Sohn hat, der vor fünfunddreißig Jahren geboren worden ist, direkt nach der Gründung der Kirche, und daß er ihn ab und zu besucht hat – aber darüber hat er nie gesprochen, nicht mal mit mir. Er hat ihn mit einer seiner ersten Anhängerinnen gezeugt, aber sie hat sich kurz nach der Geburt des Kindes umgebracht.«

»Das ist richtig …«, sagte Vincent ruhig, und seiner Stimme war nur das Echo einer lange zurückliegenden Trauer anzumerken. »Meine Mutter hat seine ständige Untreue nicht ertragen und auch nicht die sexuellen Spiele zu mehreren, die er ihr aufzwang. Sie hatte sich mit ihren Eltern völlig überworfen – es war eine bürgerliche protestantische Familie aus dem Elsaß mit strengen Prinzipien, sie haben ihr nie vergeben, daß sie zu den Elohimiten gegangen ist, und am Schluß hatte sie zu niemandem mehr Kontakt. Ich bin bei meinen Großeltern väterlicherseits aufgewachsen, den Eltern des Propheten; in den ersten Jahren habe ich ihn so gut wie nie gesehen, er interessierte sich nicht für kleine Kinder. Doch nachdem ich fünfzehn geworden war, hat er mich immer öfter besucht: Er hat sich mit mir unterhalten, wollte wissen, was ich im Leben vorhatte, und schließlich hat er mich aufgefordert, in die Sekte einzutreten. Ich habe fünfzehn Jahre gezögert, ehe ich mich dazu entschloß. In der

letzten Zeit hatten wir eine Beziehung, die etwas… sagen wir mal, etwas ruhiger war.«

Da wurde mir plötzlich etwas bewußt, was mir schon lange hätte auffallen müssen: Vincent hatte große Ähnlichkeit mit seinem Vater; sein Gesichtsausdruck war zwar völlig anders, sogar das genaue Gegenteil von seinem Vater, und das hatte mich wohl in die Irre geführt, aber ihre Gesichtszüge – die Gesichtsform, die Augenfarbe, die Augenbrauen – waren von auffallender Ähnlichkeit; außerdem hatten sie etwa die gleiche Größe und die gleiche Leibesfülle. Der Professor betrachtete Vincent sehr aufmerksam und schien zu der gleichen Schlußfolgerung zu kommen. Er brach schließlich das Schweigen: »Niemand weiß genau, wie weit ich mit meiner Forschungsarbeit vorangekommen bin, das haben wir völlig geheimgehalten. Wir können sehr wohl ankündigen, daß der Prophet beschlossen hat, seinen alternden Körper zu verlassen, um seinen genetischen Code auf einen neuen Organismus zu übertragen.«

»Das glaubt uns doch keiner!« entgegnete Flic sofort vehement.

»Wohl nur sehr wenige, aber wir haben von den Medien nichts mehr zu erwarten, sie sind alle gegen uns. Es wird bestimmt eine ausführliche Berichterstattung geben und allgemeine Skepsis; aber niemand kann uns etwas nachweisen, wir sind die einzigen, die über die DNA des Propheten verfügen, es gibt nirgendwo eine Kopie davon. Das Wichtigste aber ist, daß die Anhänger daran glauben, und das werden sie, schließlich bereiten wir sie seit Jahren darauf vor. Als Christus am dritten Tage auferstanden ist, hat auch niemand daran geglaubt, bis auf die ersten Christen; so haben sie sich übrigens definiert: Jene, die an die Wiederauferstehung von Christus glaubten.«

»Und was machen wir mit der Leiche?«

»Die Leiche kann ruhig gefunden werden, das ist kein Problem, solange die Verletzung am Hals nicht zu entdecken ist. Wir könnten zum Beispiel eine Vulkanspalte nutzen und die Leiche in die flüssige Lava stürzen.«

»Und Vincent? Wie sollen wir erklären, daß Vincent verschwunden ist?« Flic war sichtbar unsicher geworden, seine Einwände wurden zögernder.

»Ach, ich kenne nur wenige Leute …«, schaltete sich Vincent sorglos ein, »außerdem gelte ich als Selbstmordkandidat, niemand wird sich über mein Verschwinden wundern. Die Sache mit der Vulkanspalte ist eine gute Idee, finde ich, auf diese Weise können wir auf den Tod von Empedokles anspielen …« Er sagte mit seltsam flüssiger Stimme aus dem Gedächtnis auf: »Pausanias, du aber höre, des kundigen Anchites Sohn: Geburt gibt es von keinem einzigen unter allen sterblichen Dingen, auch nicht ein Ende im verwünschten Tode, sondern es gibt nur Mischung und Austausch der gemischten Stoffe.«

Flic dachte schweigend ein, zwei Minuten nach, dann stieß er hervor: »Wir müssen uns auch um den Italiener kümmern …« Da wußte ich, daß der Professor gesiegt hatte. Gleich darauf ließ Flic drei Wächter kommen, befahl ihnen das Gelände abzusuchen, und falls sie die Leiche finden sollten, sie in eine Decke zu hüllen und sie diskret im Kofferraum des Geländefahrzeugs herzubringen. Es dauerte nur eine Viertelstunde: Der Unglückselige war so verwirrt gewesen, daß er versucht hatte, über den Elektrozaun zu klettern; er hatte natürlich sofort einen tödlichen Schlag bekommen. Sie legten die Leiche vor dem Bett des Propheten auf den Boden. In diesem Augenblick wachte Francesca aus ihrer Benommenheit auf, sah die Leiche ihres Gefährten und stieß laute unartikulierte, fast tierische Schreie aus. Der Professor ging auf sie zu und versetzte ihr ruhig, aber mit Nachdruck mehrere Ohrfeigen; ihr Geschrei verwandelte sich wieder in lang anhaltendes Schluchzen.

»Wir müssen uns auch um sie kümmern …«, bemerkte Flic nüchtern.

»Ich fürchte, da bleibt uns nur eine Möglichkeit.«

»Was meinst du damit?«

Vincent hatte sich zum Professor umgewandt, plötzlich völlig ernüchtert.

»Ich glaube, wir können nicht davon ausgehen, daß sie den Mund hält. Wenn wir die beiden aus dem Fenster werfen, stürzen sie drei-

hundert Meter in die Tiefe und werden zu Brei; es würde mich wundern, wenn die hiesige Polizei dann noch eine Autopsie vornimmt.«

»Das könnte klappen …«, sagte Flic nach kurzem Überlegen, »ich kenne den Chef der hiesigen Polizei ziemlich gut. Ich brauche ihm nur zu erzählen, daß ich die beiden schon vor ein paar Tagen bei dem Versuch überrascht habe, die Felswand hinaufzuklettern, sie vor der Gefahr gewarnt habe und sie mir ins Gesicht gelacht haben … Im übrigen ist die Sache durchaus plausibel, der Kerl hatte eine Vorliebe für Extremsport, ich glaube, daß er am Wochenende in den Dolomiten Freeclimbing machte.«

»Gut…«, sagte der Professor nur. Er gab Flic ein kleines Zeichen mit dem Kopf; die beiden Männer hoben die Leiche des Italieners hoch, der eine an den Füßen, der andere an den Schultern, dann machten sie ein paar Schritte und stürzten sie in die Leere; sie waren dabei so schnell vorgegangen, daß weder ich noch Vincent Zeit gehabt hatten zu reagieren. Mit überwältigender Energie ging der Professor nun auf Francesca zu, hob sie an den Schultern hoch und schleifte sie über den Teppichboden; sie war wieder völlig apathisch geworden und reagierte nicht stärker als ein Sack Kartoffeln. In dem Augenblick, als Flic sie an den Füßen packte, brüllte Vincent: »Heee!« Der Professor legte die Italienerin wieder auf den Boden und drehte sich verärgert um.

»Was ist denn nun schon wieder?«

»Das kannst du doch nicht machen!«

»Und warum nicht?«

»Das ist Mord…«

Der Professor erwiderte nichts, verschränkte ruhig die Arme und musterte Vincent. »Das ist natürlich bedauerlich …«, sagte er schließlich. »Aber ich glaube, es ist unerläßlich«, fügte er ein paar Sekunden später hinzu. Das lange schwarze Haar der Italienerin rahmte ihr blasses Gesicht ein; sie blickte uns mit ihren braunen Augen einen nach dem anderen an, ich hatte den Eindruck, daß sie nicht mehr imstande war, die Situation zu begreifen.

»Sie ist noch so jung und so hübsch …«, flüsterte Vincent in bettelndem Ton.

»Dann darf ich wohl daraus schließen, daß du gegen die Beseitigung einer häßlichen alten Frau weniger einzuwenden hättest…«

»Nein … nein«, protestierte Vincent betreten, »das wollte ich damit nicht sagen.«

»Doch«, erwiderte der Professor unerbittlich, »genau das wolltest du damit sagen, aber lassen wir das. Mach dir klar, daß sie nur eine Sterbliche ist, eine Sterbliche wie wir alle bisher; eine vorübergehende Anordnung von Molekülen. Sagen wir, daß es sich bei ihr um eine besonders hübsche Anordnung handelt; aber sie hat keine größere Konsistenz als eine Eisblume, die vom ersten Wärmeeinbruch zerstört wird; und zu ihrem Leidwesen ist ihr Tod notwendig geworden, damit die Menschheit ihren Weg fortsetzen kann. Ich verspreche dir jedoch, daß sie nicht zu leiden braucht.« Er zog ein Funkgerät aus der Tasche und sagte halblaut ein paar Worte. Eine Minute später tauchten zwei Wächter auf und brachten ihm eine Tasche aus weichem Leder; er öffnete sie, entnahm ihr ein Glasfläschchen und eine Injektionsspritze. Auf ein Zeichen von Flic zogen sich die beiden Wächter zurück.

»Aber nun mal langsam, langsam …«, mischte ich mich ein. »auch ich habe nicht die Absicht, zum Mitwisser an einem Mord zu werden. Außerdem habe ich nicht den geringsten Grund, es zutun.«

»Doch«, erwiderte der Professor schroff, »du hast einen sehr guten Grund: Ich kann die Wächter zurückrufen. Auch du bist ein lästiger Zeuge; da du bekannt bist, wäre es vermutlich etwas schwieriger, dich verschwinden zu lassen; aber bekannte Leute sterben auch, und wie dem auch sei, wir haben keine andere Wahl mehr.« Er sagte das ganz ruhig und blickte mir dabei fest in die Augen, ich war mir sicher, daß es kein Scherz war. »Sie wird nicht leiden …«, wiederholte er mit sanfter Stimme, dann beugte er sich schnell über das Mädchen, fand die Vene und gab ihr eine Spritze. Wie alle anderen war ich überzeugt, daß es sich um ein Schlafmittel handelte, aber nach wenigen Sekunden wurden ihre Glieder steif, ihre Haut verfärbte sich bläulich und dann hörte sie mit einem Schlag

auf zu atmen. Ich hörte, wie der Humorist hinter mir ein klagendes, tierisches Stöhnen von sich gab. Ich wandte mich um: Er zitterte am ganzen Leib und stieß mit Mühe ein »Ha! Ha! Ha …« hervor. Ein Flecken bildete sich vorn auf seiner Hose, und ich begriff, daß er sich in die Hose gepinkelt hatte. Wutentbrannt zog nun auch Flic ein Funkgerät aus der Tasche und gab einen kurzen Befehl: Ein paar Sekunden später tauchten fünf mit Schnellfeuergewehren bewaffnete Wächter auf und umzingelten uns. Auf Flics Befehl hin brachten sie uns in ein Nebenzimmer, das mit einer auf Böcken ruhenden Tischplatte und Aktenschränken aus Metall eingerichtet war, und schlossen die Tür hinter uns ab.

Ich hatte Mühe, mich davon zu überzeugen, daß all das wirklich geschah, und warf Vincent, der in der gleichen Verfassung zu sein schien, ungläubige Blicke zu, weder er noch ich sagten ein Wort, die Stille wurde nur von Gerards Stöhnen gestört. Zehn Minuten später kam der Professor in den Raum, und erst da wurde mir richtig klar, daß alles wahr war und ich einen Mörder vor mir hatte, der die Tat wirklich begangen hatte. Ich betrachtete ihn mit instinktivem, irrationalem Entsetzen, aber er wirkte völlig ruhig, er hatte nur eine in seinen Augen offensichtlich rein technische Geste vollzogen.

»Ich hätte sie verschont, wenn es möglich gewesen wäre«, sagte er, ohne direkt jemanden von uns anzusprechen. »Aber wie ich euch schon gesagt habe, handelte es sich um eine Sterbliche; und ich glaube nicht, daß die Moral wirklich einen Sinn hat, wenn das Subjekt sterblich ist. Es wird uns gelingen, die Unsterblichkeit zu erlangen; und ihr werdet zu den ersten Wesen gehören, denen sie gewährt wird; das ist gewissermaßen der Preis für euer Schweigen. Morgen kommt die Polizei; ihr habt die ganze Nacht, um darüber nachzudenken.«

Die folgenden Tage sind mir in seltsamer Erinnerung geblieben, als wären wir in einen ganz anderen Raum eingedrungen, in dem die üblichen Gesetze abgeschafft waren und wo alles – das Beste wie auch das Schlimmste – in jedem Augenblick eintreten konnte. Rückblickend muß ich jedoch zugeben, daß die Sache eine bestimmte

Logik hatte, eine Logik, die dem Willen von Miskiewicz entsprach; sein Plan wurde Punkt für Punkt in allen Einzelheiten ausgeführt. Der Polizeichef hatte nicht den geringsten Zweifel daran, daß es sich bei dem Tod der jungen Leute um einen Unfall handelte. Angesichts ihrer zerschlagenen Knochen und der völlig entstellten Leichen, die in blutigen Klumpen auf den Felsen lagen, war es tatsächlich schwer, gelassen zu bleiben und den Verdacht zu hegen, daß ihr Tod eine andere Ursache haben könnte als einen Sturz. Und außerdem wurde dieses banale Ereignis sehr schnell vom Tod des Propheten in den Schatten gestellt. Kurz vor dem Morgengrauen hatten Flic und der Professor seine Leiche zu einer Öffnung in der Höhle geschleppt, die zu einem kleinen Krater eines noch tätigen Vulkans führte; die flüssige Lava bedeckte die Leiche sofort, und es mußte eine Spezialausrüstung aus Madrid eingeflogen werden, um sie zu befreien, und selbstverständlich war an eine Autopsie nicht zu denken. In derselben Nacht hatten sie auch die blutbefleckten Laken verbrannt und die Fensterwand von einem Handwerker ersetzen lassen, der für die Instandhaltung des Geländes verantwortlich war, mit anderen Worten, sie hatten eine eindrucksvolle Betriebsamkeit entfaltet. Als der Inspektor der Guardia Civil begriff, daß es sich um einen Selbstmord handelte und der Prophet die Absicht hatte, drei Tage später in einem verjüngten Körper reinkarniert zu werden, kratzte er sich nachdenklich am Kinn – er hatte von der Tätigkeit der Sekte gehört, zumindest glaubte er zu wissen, daß er es mit einem Verein von Verrückten zu tun hatte, die fliegende Untertassen verehrten, mehr Informationen besaß er nicht – und beschloß, daß es besser sei, seinen Vorgesetzten Bericht zu erstatten. Genau das hatte der Professor erwartet.

Schon am nächsten Tag gingen die Schlagzeilen durch die Presse – nicht nur in Spanien, sondern auch in den anderen europäischen Ländern und kurz darauf im Rest der Welt. »Der Mann, der sich für unsterblich hielt«, »Die verrückte Wette des Gott-Menschen«, so ähnlich lauteten die Überschriften. Drei Tage später warteten siebenhundert Journalisten hinter der Umzäunung; BBC und CNN hatten Hubschrauber gemietet, um Fotos von dem Lager zu machen.

Miskiewicz wählte fünf Journalisten aus, die für angelsächsische Wissenschaftsmagazine arbeiteten, und hielt eine kurze Pressekonferenz ab. Er schloß von vornherein die Möglichkeit aus, das Labor zu besichtigen: Die offizielle Wissenschaft habe ihn nicht anerkannt, sagte er, und ihn gezwungen, seine Forschungsarbeit in eigener Regie fortzusetzen; er habe das zur Kenntnis genommen und werde seine Ergebnisse erst dann publik machen, wenn er es für angebracht halte. Juristisch gesehen war sein Standpunkt nur schwer angreifbar: Es handelte sich um ein privates Labor, das mit privat finanzierten Mitteln arbeitete, und daher hatte er durchaus das Recht, wem auch immer den Zugang zu verwehren; das Gelände selbst sei im übrigen Privatbesitz, fügte er hinzu, das Überfliegen mit einem Helikopter und Luftaufnahmen erschienen ihm daher, rechtlich gesehen, ziemlich zweifelhaft. Außerdem arbeite er weder mit lebendigen Organismen noch mit Embryos, sondern nur mit einfachen DNA-Molekülen, und das mit schriftlicher Zustimmung des Spenders. Das Klonen mit dem Ziel der Fortpflanzung sei gewiß in vielen Ländern verboten oder eingeschränkt; hier handele es sich jedoch nicht um Klonen, und kein Gesetz verbiete es, Leben auf künstlichem Weg zu schaffen; das sei eine Forschungsrichtung, an die der Gesetzgeber ganz einfach nicht gedacht habe.

Selbstverständlich glaubten die Journalisten anfangs nicht daran, ihre ganze Ausbildung veranlaßte sie dazu, diese Hypothese lächerlich zu machen; aber ich stellte fest, daß sie trotz allem von der Persönlichkeit des Professors, von der Präzision und der logischen Stringenz seiner Antworten beeindruckt waren; ich bin überzeugt, daß mindestens zwei unter ihnen am Ende des Gesprächs Zweifel hatten: Das reichte völlig aus, damit diese Zweifel in verstärkter Form in den Zeitschriften mit allgemeinem Informationscharakter verbreitet wurden.

Völlig verblüfft war ich jedoch darüber, daß die Anhänger der Sache sofort vorbehaltlos Glauben schenkten. Schon am Tag nach dem Tod des Propheten hatte Flic am frühen Morgen eine Generalversammlung einberufen. Er und der Professor ergriffen das Wort und kündigten an, daß der Prophet beschlossen habe, in einer

aufopfernden, hoffnungsvollen Geste als erster das Versprechen in die Tat umzusetzen. Er habe sich also in einen Vulkan gestürzt und seinen alternden Körper dem Feuer überlassen, um am dritten Tage in einem verjüngten Körper wiedergeboren zu werden. Der Prophet habe sie beauftragt, den Anhängern seine letzten Worte in seiner gegenwärtigen Inkarnation zu übermitteln, die folgendermaßen lauteten: »Wohin ich gehe, werdet auch ihr bald gehen.« Ich hatte mit heftigen Reaktionen, Aufbrausen der Menge und möglichen Gesten der Verzweiflung gerechnet, doch nichts dergleichen geschah. Beim Hinausgehen waren alle konzentriert und stumm, aber in ihren Blicken lag funkelnde Hoffnung, als hätten sie diese Nachricht schon seit langem erwartet. Ich hatte immer geglaubt, die Menschen recht gut zu kennen, aber meine Kenntnis gründete sich nur auf die üblichen, alltäglichen Motivationen: Diese Menschen dagegen waren gläubig, das war mir neu, und das änderte alles.

Zwei Tage später verließen sie ihre Zelte mitten in der Nacht, versammelten sich spontan vor dem Labor und warteten wortlos. Unter ihnen befanden sich auch fünf Journalisten, die der Professor ausgesucht hatte und die zwei Presseagenturen – AFP und Reuters – und drei Networks angehörten, CNN, BBC und, wenn ich mich nicht irre, Sky News. Es waren auch einige spanische Polizisten aus Madrid gekommen, die eine Erklärung des Wesens, das aus dem Labor hervorkommen würde, zu Protokoll nehmen wollten – eigentlich war ihm nichts Konkretes vorzuwerfen, außer daß es eine völlig neue Situation schuf: Dieses Wesen behauptete, der Prophet zu sein, der offiziell tot war, ohne es wirklich zu sein; es behauptete auf die Welt gekommen zu sein, ohne einen biologischen Vater oder eine biologische Mutter zu haben. Die Juristen der spanischen Regierung hatten sich mit dem Problem beschäftigt und natürlich nichts gefunden, was sich auch nur entfernt auf diesen Fall anwenden ließ; sie hatten daher beschlossen, sich mit einer förmlichen Erklärung zu begnügen, in der das Wesen schriftlich seinen Anspruch bestätigte, und ihm vorläufig den Status eines Findelkinds zu gewähren.

In dem Augenblick, als sich die Tür des Labors öffnete und in unsichtbaren Angeln drehte, hatte ich den Eindruck, als ginge ein

animalisches Keuchen durch die Menge, das dadurch erzeugt wurde, daß sich der Atem von Hunderten von Menschen mit einem Schlag beschleunigte. Im aufkommenden Morgenlicht wirkte das Gesicht des Professors erschöpft, angespannt und verschlossen. Er kündigte an, daß das Ende des Wiederauferstehungsprozesses auf unerwartete Schwierigkeiten gestoßen sei und daß er nach Rücksprache mit seinen Assistenten beschlossen habe, sich einen Aufschub von drei Tagen zu gewähren; er bat die Anhänger, in ihre Zelte zurückzukehren, dort so lange wie möglich zu bleiben und sich ganz auf die Verwandlung zu konzentrieren, die gerade im Gang sei und von der das Heil der restlichen Menschheit abhänge. Er forderte sie auf, sich in drei Tagen bei Sonnenuntergang am Fuß des Hügels einzufinden: Wenn alles gut gehe, würde der Prophet dann wieder in seine Wohnung zurückgekehrt und imstande sein, zum erstenmal der Öffentlichkeit entgegenzutreten.

Die Stimme von Miskiewicz war ernst, ließ die angemessene Dosis Besorgnis durchschimmern, und diesmal spürte ich die Erregung der Menge, ein Flüstern, das sich wie ein Lauffeuer ausbreitete. Ich wunderte mich darüber, daß er eine so gute Kenntnis der Massenpsychologie besaß. Das Seminar sollte ursprünglich am folgenden Tag zu Ende gehen, aber niemand dachte ernsthaft daran, abzureisen: von den dreihundertzwölf Personen, die ihren Rückflug gebucht hatten, trat niemand die Rückreise an. Selbst ich dachte erst mehrere Stunden später daran, Esther zu benachrichtigen. Und wieder einmal mußte ich mich mit ihrem Anrufbeantworter begnügen, wieder einmal hinterließ ich ihr eine Nachricht; ich wunderte mich, daß sie mich nicht zurückrief, denn sie wußte bestimmt, was hier vorging, die Medien der ganzen Welt berichteten jetzt darüber.

Die dreitägige Verzögerung erhöhte natürlich die Skepsis der Medien, aber die Neugier ließ nicht nach, im Gegenteil, sie erhöhte sich Stunde um Stunde, und genau das hatte Miskiewicz beabsichtigt: Er gab zwei kurze Erklärungen ab, an jedem Tag eine, und richtete sich diesmal nur an die fünf Journalisten wissenschaftlicher Zeitschriften, die fünf, die er als Gesprächspartner ausgewählt hatte, um die Schwierigkeiten anzudeuten, auf die er angeblich in letzter

Minute gestoßen war. Er beherrschte sein Thema vollkommen, und ich hatte den Eindruck, daß sich die anderen allmählich immer mehr überzeugen ließen.

Ich war auch von Vincents Haltung überrascht, der sich immer mehr in seine neue Rolle hineinversetzte. Was die Ähnlichkeit der beiden anging, hatte mir der Plan anfangs leichte Zweifel eingeflößt. Vincent hatte sich immer sehr diskret verhalten, er hatte sich geweigert, Vorträge zu halten, um seine künstlerische Arbeit vorzustellen, wozu ihn der Prophet mehrfach aufgefordert hatte; trotz allem hatten die meisten Anhänger Gelegenheit gehabt, ihm im Lauf der letzten Jahre zu begegnen. Nach wenigen Tagen verflogen meine Zweifel: Ich stellte verwundert fest, daß sich Vincents *äußere Erscheinung* änderte. Zunächst einmal hatte er beschlossen, sich den Kopf kahlzuscheren, was seine Ähnlichkeit mit dem Propheten erhöhte; aber das Erstaunlichste war, daß sein Gesichtsausdruck und der Klang seiner Stimme allmählich anders wurden. In seinen Augen lag plötzlich ein lebendiges, spitzbübisches Funkeln, das ich von Vincent nicht kannte; und seine Stimme bekam auf einmal einen warmen, verführerischen Ton, der mich immer mehr überraschte. Er besaß nach wie vor einen Ernst und eine Tiefsinnigkeit, die der Prophet nie gehabt hatte, aber auch das paßte gut zu seiner neuen Rolle: Das Wesen, das wiedergeboren werden sollte, hatte ja angeblich die Grenze des Todes überschritten, und daher durfte man annehmen, daß es nach dieser Erfahrung etwas distanzierter und seltsamer war. Flic und der Professor waren auf jeden Fall hocherfreut über die Veränderungen, die sich in ihm vollzogen, ich glaube, daß sie nicht damit gerechnet hatten, ein derart überzeugendes Ergebnis zu erzielen. Der einzige, der schlecht darauf reagierte, war Gerard, den ich nicht mehr den Humoristen nennen konnte, denn er irrte den ganzen Tag durch die unterirdischen Gänge, als hoffte er immer noch, dort den Propheten zu treffen. Er wusch sich nicht mehr, begann zu stinken und warf Vincent mißtrauische, feindselige Blicke zu, genau wie ein Hund, der seinen Herrn nicht wiedererkennt. Vincent selbst redete wenig, aber er hatte einen leuchtenden, wohlwollenden Blick und machte den Eindruck, als

bereite er sich auf ein Gottesurteil vor, als habe er alle Furcht verbannt; später vertraute er mir an, daß er in jenen Tagen bereits an den Bau der Botschaft und deren Innenausstattung gedacht hatte, er wollte nichts von den Plänen des Propheten übernehmen. Er hatte ganz offensichtlich die Italienerin vergessen, deren Tod ihm vorher so schmerzliche Gewissensbisse bereitet zu haben schien; und ich muß zugeben, daß auch ich sie praktisch vergessen hatte. Miskiewicz hatte im Grunde vielleicht recht: eine Eisblume, eine hübsche vorübergehende Konstellation … Meine Karriere im Showbusineß hatte mein Moralempfinden ein wenig abgeschwächt, dennoch besaß ich noch gewisse Überzeugungen, wie ich glaubte. Die Menschheit gründete sich wie alle Lebewesen, die Formen von Sozialleben aufwiesen, auf das Tötungsverbot innerhalb der eigenen Gruppe und ganz allgemein auf eine annehmbare Begrenzung der Gewaltanwendung bei der Lösung von Konflikten zwischen den einzelnen; die Zivilisation als solche hatte im Grunde nur das zum Inhalt. Dieses Prinzip galt für alle erdenklichen Zivilisationen, für alle vernunftbegabten Wesen, wie Kant gesagt hätte, ganz gleich, ob diese Wesen sterblich oder unsterblich waren, das war eine unverrückbare Gewißheit. Nachdem ich ein paar Minuten nachgedacht hatte, wurde mir klar, daß Francesca in den Augen des Professors *nicht* der Gruppe angehörte: Er versuchte eine neue Gattung zu schaffen, und diese würde keine größere moralische Verpflichtung den Menschen gegenüber haben als diese gegenüber Eidechsen oder Quallen; und vor allem wurde mir klar, daß ich keinerlei Skrupel haben würde, dieser neuen Gattung anzugehören, und daß mein Abscheu vor dem Mord vor allem sentimentale oder affektive und nicht rationale Gründe hatte. Als ich an Fox dachte, wurde mir klar, daß mich die Tötung eines Hundes ebensosehr schockiert hätte wie die eines Menschen und vielleicht noch mehr; und wie in allen schwierigen Situationen meines Lebens hörte ich dann schlicht auf zu denken.

Die Bräute des Propheten waren in ihren Zimmern geblieben und hatten nicht mehr Informationen über die Ereignisse bekommen als die anderen Anhänger, sie hatten die Nachricht mit der gleichen

Gutgläubigkeit aufgenommen und warteten voller Vertrauen darauf, einen verjüngten Liebhaber wiederzufinden. Ich sagte mir irgendwann, daß es vielleicht Schwierigkeiten mit Susan geben würde, schließlich hatte sie Vincent persönlich kennengelernt und mit ihm gesprochen; doch dann begriff ich, daß dies nicht eintreffen würde, denn auch sie hatte einen starken Glauben, der vermutlich noch stärker war als der aller anderen, und daß ihr Charakter sogar die Möglichkeit des Zweifels ausschloß. In dieser Hinsicht, sagte ich mir, war sie ganz anders als Esther, ich konnte mir unmöglich vorstellen, daß Esther einem so unrealistischen Dogma anhängen würde, und gleichzeitig wurde mir bewußt, daß ich seit dem Beginn des Seminars nicht mehr ganz so oft an sie dachte, und das war gut so, denn sie hatte sich immer noch nicht gemeldet, obwohl ich mindestens zehn Nachrichten auf ihrem Anrufbeantworter hinterlassen hatte. Aber ich litt nicht allzusehr darunter, ich war gewissermaßen woanders, in einem Raum, der zwar noch menschlich, aber völlig anders war als alles, was ich bisher kennengelernt hatte, sogar manche Journalisten waren, wie ich später feststellte, als ich ihre Berichte las, empfänglich für diese eigenartige Atmosphäre, für dieses Gefühl des Wartens auf ein apokalyptisches Ereignis.

Am Tag der Wiederauferstehung versammelten sich die Anhänger in den frühen Morgenstunden am Fuß des Hügels, obwohl Vincents Erscheinen erst bei Sonnenuntergang vorgesehen war. Zwei Stunden später begannen die Hubschrauber der Networks brummend die Zone zu überfliegen – der Professor hatte ihnen schließlich die Genehmigung dazu erteilt, aber er hatte allen Journalisten verboten, das Gelände zu betreten. Bisher gab es für die Kameraleute nicht viel zu filmen – ein paar Aufnahmen von einer friedlichen kleinen Menge, die in völliger Stille, wortlos und praktisch regungslos darauf wartete, daß das Wunder geschah. Als die Hubschrauber wiederkamen, wurde die Atmosphäre etwas angespannter – die Anhänger haßten die Medien, was durchaus verständlich war, wenn man bedenkt, wie sie bisher von der Presse behandelt worden waren; aber es gab keine feindseligen Reaktionen, keine drohenden Gesten, kein Geschrei.

Gegen fünf Uhr nachmittags ging ein Raunen durch die Menge, ein paar Lieder erklangen, wurden gedämpft aufgenommen, dann wurde es wieder still. Vincent saß im Schneidersitz in der größten Höhle und wirkte nicht nur sehr konzentriert, sondern gleichsam der Zeit entrückt. Gegen sieben Uhr tauchte Miskiewicz im Eingang der Höhle auf. »Bist du bereit?« fragte er ihn. Vincent nickte wortlos und stand federnd auf, sein langes weißes Gewand umgab wallend seinen abgemagerten Leib.

Miskiewicz ging als erster hinaus, betrat den kleinen Vorplatz auf der Anhöhe, die die Menge der Anhänger überragte; alle sprangen auf. Die Stille wurde nur durch das regelmäßige Dröhnen der Hubschrauber gestört, die in stationärem Flug in der Luft verharrten.

»Das Tor ist geöffnet und der Weg beschritten worden«, sagte er. Seine Stimme wurde sehr gut verstärkt, ohne Verzerrung und ohne Echo, ich war mir sicher, daß die Journalisten mit einem guten Richtmikrophon eine brauchbare Aufnahme machen konnten. »Das Tor ist geöffnet und der Weg beschritten worden, erst in der einen Richtung, dann in der anderen«, fuhr er fort. »Die Schranke des Todes existiert nicht mehr; die Verkündigung des Propheten ist jetzt in Erfüllung gegangen. Er hat den Tod besiegt und ist wieder unter uns.« Nach diesen Worten ging er ein paar Schritte zur Seite und senkte respektvoll den Kopf. Wir mußten nur etwa eine Minute warten, aber sie kam mir endlos vor, niemand sagte etwas oder rührte sich mehr, alle Blicke waren auf den Eingang der Höhle gerichtet, der nach Westen ging. Genau in dem Augenblick, als ein Strahl der untergehenden Sonne die Wolken durchbrach und den Eingang erhellte, kam Vincent heraus und betrat den Vorplatz: Dieses Bild, das ein Kameramann der BBC aufnahm, sollte als Schleife von allen Fernsehsendern der Welt ausgestrahlt werden. Ein Ausdruck der Anbetung erfüllte die Gesichter, manche Anhänger streckten die Arme dem Himmel entgegen; aber es ertönte kein Schrei, kein Gemurmel. Vincent hob die Hände, und nach ein paar Sekunden, in denen er nur in das Mikrophon hauchte, das jeden Atemzug übertrug, ergriff er das Wort: »Ich atme wie jeder von euch …«, sagte er sanft.

»Und doch gehöre ich nicht mehr derselben Gattung an. Ich kündige euch eine neue Menschheit an …«, fuhr er fort. »Seit ihrem Ursprung wartet die Welt auf die Geburt eines ewigen Wesens, das gleichzeitig mit ihr besteht, um sich in ihm widerzuspiegeln wie in einem reinen Kristall, unbefleckt von der Zeit. Dieses Wesen ist heute kurz nach siebzehn Uhr geboren worden. Ich bin der Paraklet und die Erfüllung des Versprechens. Noch bin ich allein, doch mein Alleinsein wird nicht lange dauern, denn ihr werdet mir bald folgen. Ihr seid meine ersten Weggefährten, dreihundertzwölf an der Zahl; ihr seid die erste Generation eines neuen Geschlechts, das dazu berufen ist, den Menschen zu ersetzen; ihr seid die ersten Neo-Menschen. Ich bin der Ausgangspunkt, ihr seid die erste Welle. Heute beginnt für uns ein neues Zeitalter, in dem das Verstreichen der Zeit nicht mehr dieselbe Bedeutung hat. Heute beginnt für uns das ewige Leben. Dieser Augenblick wird für immer im Gedächtnis bewahrt.«

Daniel25,6

Außer Daniel1 hat es nur drei weitere Augenzeugen dieser entscheidenden Tage gegeben; die Lebensberichte von Slotan1 – den er den »Professor« genannt hat – und Jerôme1 – dem er den Beinamen »Flic« gab – stimmen im wesentlichen mit seinem Bericht überein: Die Anhänger waren unmittelbar von der Sache überzeugt, sie glaubten vorbehaltlos an die Wiederauferstehung des Propheten … Der Plan scheint sofort geklappt zu haben, falls man dabei überhaupt von einem »Plan« sprechen kann; Slotan1 hatte, wie sein Lebensbericht bezeugt, keinesfalls den Eindruck, eine Täuschung zu begehen, denn er war überzeugt, daß er dieses Ergebnis innerhalb weniger Jahre tatsächlich erzielen würde; es handelte sich in seinen Augen also nur um eine etwas vorgezogene Ankündigung.

Der Lebensbericht von Vincent1 ist zwar in einem ganz anderen Ton verfaßt und sehr kurz und unvollständig, was seine Kommentatoren ziemlich verwirrt hat, dennoch bestätigt er in jeder Hinsicht den Ablauf der Ereignisse und sogar die ergreifende Episode vom Selbstmord Gerards, des Mannes also, dem Daniel1 den Spitznamen »Humorist« gegeben hatte und der erhängt in seiner Zelle gefunden wurde, nachdem er sich mehrere Wochen lang elend dahingeschleppt hatte, so daß Slotan1 und Jerôme1 ernsthaft erwogen, ihn zu beseitigen. Gerard war immer mehr dem Alkohol verfallen, verlor sich in weinerlichen Erinnerungen an seine Jugendjahre, die er mit dem Propheten verbracht hatte, und die »heißen Sachen«, die sie gemeinsam gemacht hatten. Weder der eine noch der andere hatte, wie es schien, auch nur eine Sekunde an die Existenz der Elohim geglaubt. »Das war nur ein Witz…«, sagte er immer wieder, »ein guter alter Junkie-Witz. Wir hatten Meskalin genommen und einen Ausflug zu den Vulkanen gemacht, und bei diesem Trip haben wir uns den ganzen Unsinn ausgedacht. Ich hätte nie gedacht, daß die Sache so weit gehen würde …« Sein Geschwätz wurde allmählich störend, denn der Elohimkult wurde offiziell nie aufgegeben, auch wenn er ziemlich bald in Vergessenheit geriet. Weder Vincent1 noch Slotan1 waren von der Hypothese einer Rasse außerirdischer Schöpfer

wirklich überzeugt, aber beide waren sich darin einig, daß der Mensch verschwinden würde und daß es nun darum ging, die Ankunft seines Nachfolgers vorzubereiten. Auch wenn Vincent 1 die Möglichkeit nicht ausschloß, daß der Mensch von den Elohim geschaffen worden war, bewiesen die jüngsten Ereignisse in seiner Vorstellung auf jeden Fall, daß für den Menschen ein Elohimisationsprozeß begonnen hatte, mit anderen Worten, er war inzwischen selbst zum Herrn und Schöpfer des Lebens geworden. Die geplante Botschaft wurde in dieser Perspektive gewissermaßen zu einem Denkmal der Menschheit, das deren Bestrebungen und Werte der zukünftigen Rasse vor Augen führen sollte, was im übrigen durchaus einer alten Tradition der Kunst entsprach. Jerôme1 war die Frage der Elohim ebenfalls völlig gleichgültig, solange er sich seiner eigentlichen Leidenschaft widmen konnte: der Schaffung und Organisation von Machtstrukturen.

Diese Vielfalt der Standpunkte innerhalb des Triumvirats der Gründer hat sicherlich, wie ich bereits hervorgehoben habe, viel dazu beigetragen, daß sie sich in ihrer Arbeitsweise ergänzten und den durchschlagenden Erfolg des Elohimismus erzielen konnten, den sie in den Jahren nach Vincents »Wiederauferstehung« erlebten. Diese Vielfalt läßt die Übereinstimmung ihrer Zeugnisse im übrigen um so erstaunlicher erscheinen.

Daniel1,18

»Die Welt ist unnötig kompliziert.«
Yves Roissv – Antwort auf Marcel Frethrez

Nach der ungeheuren Spannung, die der Wiederauferstehung des Propheten in Gestalt von Vincent vorausging, und diesem Höhepunkt seines medienwirksamen Erscheinens in dem von den letzten Sonnenstrahlen beleuchteten Eingang der Höhle folgten ein paar Tage, die mir als ziemlich entspannt und fast heiter in Erinnerung geblieben sind. Flic und der Professor legten schnell die Grenzen ihrer jeweiligen Zuständigkeitsbereiche fest; mir wurde sogleich klar, daß sie sich daran halten würden, und auch wenn nie die geringste Sympathie zwischen ihnen aufkommen konnte, würden sie ein leistungsfähiges Gespann bilden, denn sie brauchten sich gegenseitig, wußten das und hatten die gleiche Vorliebe für eine reibungslose Organisation.

Nach dem ersten Abend verwehrte der Professor den Journalisten endgültig den Zugang zum Gelände und lehnte im Namen von Vincent alle Interviews ab; er beantragte sogar das Verbot, das Gelände zu überfliegen – ein Antrag, dem der Polizeichef sogleich zustimmte, da er alles tat, um die allgemeine Unruhe möglichst zu besänftigen. Der Professor verfolgte mit diesen Maßnahmen nur das Ziel, den Medien in der ganzen Welt zu verstehen zu geben, daß er als einziger über verläßliche Informationen verfügte und daß nichts ohne seine Zustimmung veröffentlicht werden konnte. Nachdem die Journalisten ohne Erfolg vor der Einfahrt des Geländes kampiert hatten, zogen sie in immer kleineren Gruppen ab, und nach einer Woche waren wir wieder allein. Vincent schien endgültig in eine andere Realität eingetaucht zu sein, und wir hatten keinerlei Kontakt mehr; nur als wir uns einmal auf dem steilen Felsweg begegneten, der zu unseren früheren Zellen führte, fragte er mich, ob ich mir ansehen wolle, wie weit die Pläne für die Botschaft inzwischen gediehen waren. Ich folgte ihm in einen unterirdischen Saal mit weißen Wänden, der vollgestopft war mit Lautsprechern und

Videoprojektoren, dann wählte er die Funktion »Präsentation« in dem Programm. Es war keine Botschaft, und es waren nicht einmal richtige Pläne. Ich hatte den Eindruck, riesige Vorhänge aus Licht zu durchqueren, die rings um mich herum entstanden, Form annahmen und wieder verschwanden. Manchmal stand ich inmitten von glitzernden, kleinen, hübschen Gegenständen, die mich mit ihrer freundschaftlichen Nähe umgaben; dann verschlang ein strahlendes Lichtermeer das Ganze und ließ eine neue Szenerie entstehen. Alles war weiß, in allen Schattierungen von kristallrein bis milchig, von matt bis glänzend; das hatte nichts mit einer möglichen Wirklichkeit zu tun, aber es war schön. Ich sagte mir, daß darin vielleicht die wahre Natur der Kunst bestand, nämlich erträumte Welten, unmögliche Welten darzustellen, und daß das etwas war, das ich nie kennengelernt hatte, etwas, wozu ich mich nie fähig gefühlt hatte; ich begriff ebenfalls, daß die Ironie, die Komik, der Humor verschwinden mußten, da die zukünftige Welt eine Welt des Glücks war und es für solche Dinge darin keinen Platz mehr geben würde.

Vincent hatte nichts von einem dominanten Männchen, er hatte kein Interesse an einem Harem, und wenige Tage nach dem Tod des Propheten führte er ein langes Gespräch mit Susan, und anschließend gab er den anderen Mädchen ihre Freiheit wieder. Ich weiß nicht, was sie zueinander sagten, ich weiß auch nicht, was sie glaubte, ob sie in ihm eine Reinkarnation des Propheten sah oder ob sie ihn als Vincent wiedererkannte und ob er ihr gestand, daß er der Sohn des Propheten war, oder ob sie sich eine Vorstellung machte, die irgendwo dazwischen lag, aber ich glaube, daß all das für sie nicht sehr wichtig war. Jede Form von Relativismus lag Susan fern, und auch die Frage nach der Wahrheit interessierte sie im Grunde nicht, sie konnte sich im Leben nur der Liebe, und zwar ganz der Liebe, hingeben. Und da sie einen neuen Menschen kennengelernt hatte, den sie vielleicht schon seit langem liebte, fand sie einen neuen Lebensinhalt, und ich wußte ganz sicher, daß sie bis zu ihrem letzten Tag zusammenbleiben würden, bis daß der Tod sie scheidet, wie man so schön sagt, außer daß es diesmal vielleicht keinen Tod geben würde, wenn es Miskiewicz gelingen sollte, seinen Plan zu verwirk-

lichen, und sie in verjüngten Körpern gemeinsam wiedergeboren würden, dann könnten sie zum ersten Mal in der Geschichte der Welt tatsächlich eine Liebe erleben, die kein Ende nimmt. Nicht die Mutlosigkeit setzt der Liebe ein Ende, nein, die Mutlosigkeit kommt von der Ungeduld, von der Ungeduld der Körper, die wissen, daß sie dem Tod geweiht sind, und leben möchten und die in der kurzen Zeit, die ihnen gewährt ist, sich nichts entgehen lassen möchten und die begrenzte, schwindende, unzureichende Zeit des Lebens, die ihnen noch zur Verfügung steht, maximal ausnutzen möchten und daher niemanden lieben können, weil alle anderen ihnen begrenzt, schwindend und unzureichend vorkommen.

Trotz dieses Kurswechsels in Richtung Monogamie – ein Kurswechsel, der sich im übrigen stillschweigend vollzog, denn Vincent hatte keinerlei Erklärung in dieser Hinsicht abgegeben, keinerlei Anweisung erteilt, die Tatsache, daß er Susan als einzige Lebensgefährtin auserkoren hatte, war nur eine individuelle Wahl – wurde die Woche nach der »Wiederauferstehung« von verstärkter sexueller Aktivität gekennzeichnet, die zugleich freier und vielseitiger war, ich hörte sogar etwas von richtigen kollektiven Orgien. Die Paare, die sich im Zentrum aufhielten, schienen jedoch nicht darunter gelitten zu haben, denn offenbar hatte sich kein Paar getrennt, und ich bemerkte nicht einmal irgendeinen Streit. Vielleicht gab die wesentlich näher gerückte Aussicht auf die Unsterblichkeit dem Konzept der nicht *besitzergreifenden Liebe,* das der Prophet sein ganzes Leben lang gepredigt hatte, ohne daß es ihm je gelang, irgend jemanden wirklich davon zu überzeugen, etwas mehr Substanz; ich glaube, daß vor allem das Verschwinden seiner erdrückenden männlichen Präsenz die Anhänger befreit und in ihnen die Lust erweckt hatte, beschwingtere und spielerischere Momente zu verleben.

Was mich in meinem eigenen Leben erwartete, hatte wenig Chancen, ebenso fröhlich zu sein, wie ich immer deutlicher ahnte. Erst am Tag vor meiner Abreise gelang es mir endlich, Esther zu erreichen: Sie erklärte mir, daß sie sehr beschäftigt gewesen sei, da sie die Hauptrolle in einem Kurzfilm bekommen habe, ein Glücksfall, man habe sie im letzten Augenblick genommen, und die

Dreharbeiten hätten direkt nach ihren Prüfungen begonnen – die sie im übrigen glänzend bestanden hatte; mit einem Wort, sie sprach nur über sich selbst. Dabei war sie über die Ereignisse auf Lanzarote informiert und wußte, daß ich das Ganze persönlich miterlebt hatte. *»Que fuerte!«* rief sie, was ich als Kommentar etwas dürftig fand; in diesem Augenblick wurde mir klar, daß ich auch ihr gegenüber schweigen und mich an die geläufige Version einer vermutlichen Täuschung halten würde, ohne ihr zu sagen, wie eng ich in die Sache verwickelt war, und daß Vincent wohl der einzige Mensch auf der Welt war, mit dem ich vielleicht eines Tages darüber sprechen konnte. Ich begriff außerdem, warum die grauen Eminenzen und sogar die einfachen Zeitzeugen eines historischen Ereignisses, deren Hintergründe der Öffentlichkeit unbekannt geblieben sind, zu irgendeinem Zeitpunkt das Bedürfnis haben, ihr Gewissen zu entlasten und das, was sie darüber wissen, zu Papier zu bringen.

Vincent begleitete mich am folgenden Tag zum Flughafen von Arrecife, er fuhr selbst den Geländewagen. In dem Augenblick, als wir erneut an dem seltsamen Strand mit schwarzem Sand, der von kleinen weißen Steinen übersät war, vorbeifuhren, versuchte ich ihm mein Bedürfnis zu erklären, ein schriftliches Bekenntnis abzulegen. Er hörte mir aufmerksam zu, und nachdem er den Wagen auf dem Parkplatz direkt vor der Abflughalle abgestellt hatte, sagte er zu mir, daß er Verständnis dafür habe, und gab mir die Erlaubnis, das Erlebte aufzuschreiben. Allerdings dürfe der Bericht erst nach meinem Tod veröffentlicht werden, oder zumindest müsse ich eine förmliche Genehmigung vom Leitungsgremium der Kirche – also von dem Triumvirat, das sich aus ihm selbst, dem Professor und Flic zusammensetzte – abwarten, ehe ich ihn veröffentlichen oder auch nur irgend jemandem zu lesen geben dürfe. Unabhängig von diesen Auflagen, die ich ohne Schwierigkeiten akzeptierte – und ich wußte, daß er mir vertraute –, spürte ich, wie er nachdenklich wurde, als habe ihn meine Bitte auf Gedanken gebracht, die er noch nicht klar formulieren konnte.

Wir verbrachten die Zeit bis zu meinem Abflug in einem Raum mit großen Fenstern, aus denen man eine gute Aussicht auf die

Rollbahn hatte. In der Ferne zeichneten sich die Vulkane in einer vertrauten, fast beruhigenden Präsenz vor dem dunkelblauen Himmel ab. Ich spürte, daß Vincent diesem Abschied gern eine etwas warmherzigere Wendung gegeben hätte, ab und zu drückte er mein Handgelenk oder legte mir den Arm um die Schultern; aber er fand weder die passenden Worte, noch verstand er es, die richtigen Gesten zu machen. Am selben Morgen hatte man bei mir eine DNA-Entnahme gemacht, und ich gehörte somit offiziell der Kirche an. In dem Augenblick, als eine Stewardeß den ersten Aufruf für den Flug nach Madrid machte, sagte ich mir, daß diese Insel mit ihrem gemäßigten, gleichbleibenden Klima mit nur ganz geringen Schwankungen, was Sonneneinstrahlung und Temperatur anging, der ideale Ort war, um das ewige Leben zu erlangen.

Daniel25,7

Tatsächlich verrät uns Vincent1, daß er im Anschluß an diese Unterhaltung mit Daniel1 auf dem Parkplatz des Flughafens von Arrecife zum ersten Mal auf den Gedanken der *Lebensberichte* gekommen ist, die zunächst nur als Anhang, als vorübergehende Maßnahme eingeführt wurden, bis die Arbeiten von Slotan1 über die Vernetzung der Gedächtnisprozesse weiter voranschritten, im Anschluß an die logischen Konzeptualisierungen von Pierce jedoch eine große Bedeutung erhalten sollten.

Daniel1,19

Ich hatte zwei Stunden Aufenthalt auf dem Flughafen von Madrid, ehe ich nach Almeria weiterflog; diese beiden Stunden genügten, um den seltsam abstrakten Zustand hinwegzufegen, in den mich der Aufenthalt bei den Elohimiten versetzt hatte, und mich allmählich wieder den Schmerz spüren zu lassen, wie wenn man Schritt für Schritt in eiskaltes Wasser geht; als ich wieder ins Flugzeug stieg, zitterte ich trotz der Hitze buchstäblich vor Angst. Esther wußte, daß ich am selben Tag weiterfliegen würde, und es hatte mich ungeheure Anstrengung gekostet, ihr nicht zu gestehen, daß ich zwei Stunden Aufenthalt auf dem Flughafen von Madrid hatte, die Aussicht, mir anhören zu müssen, daß zwei Stunden zu kurz seien, die Taxifahrt usw., war mir ziemlich unerträglich. Dennoch hatte ich während dieser zwei Stunden, in denen ich zwischen den Plattenläden, die eine schamlose Werbekampagne für die letzte CD von David Bisbai betrieben (Esther hatte ziemlich leicht bekleidet bei einem der letzten Clips des Sängers eine Statistenrolle gehabt), den *Punta de Fumadores* und den Jennyfer-Modeboutiquen hin und her irrte, den immer unerträglicher werdenden Eindruck, ihren jungen Körper in einem erotischen Sommerkleid ein paar Kilometer von hier entfernt unter den bewundernden Blicken der Männer durch die Straßen der Stadt gehen zu sehen. Ich setzte mich in einen »Tip Tap Tapas« und bestellte widerliche Würstchen, die in einer sehr fetten Soße schwammen, und trank dazu mehrere Gläser Bier; ich spürte, wie sich mein Magen aufblähte, sich mit Scheißfraß füllte, und da ging mir der Gedanke durch den Kopf, den Zerstörungsprozeß bewußt zu beschleunigen, vorzeitig zu altern, abstoßend und fett zu werden, um mich Esthers Körper endgültig unwürdig zu fühlen. In dem Augenblick, als ich mein viertes Glas Mahou an die Lippen setzte, ertönte im Radio der Bar ein Lied, dessen Interpreten ich nicht kannte, auf jeden Fall war es nicht David Bisbai, sondern eher ein herkömmlicher Latino, der in einer Stimmlage sang, die die jungen Spanier jetzt lächerlich fanden, kurz gesagt, eher ein Sänger für Hausfrauen als für kleine Miezen. Aber wie dem auch sei, der

Refrain lautete: *»Mujer es fatal«,* und dabei wurde mir klar, daß ich eine so einfache, so kindische Feststellung noch nie in so zutreffender Formulierung gehört hatte und daß Lyrik, wenn sie einen einfachen Ausdruck fand, wirklich etwas Großartiges war, wirklich *the big thing,* denn das spanische Wort *fatal* traf den Nagel auf den Kopf; ich wüßte kein anderes Wort, das meiner Situation besser entspräche, es war die Hölle, eine richtige Hölle, ich war selbst in die Falle gegangen, hatte selbst den Wunsch gehabt hineinzutappen, wußte aber nicht, wie ich wieder hinauskommen konnte, und war mir nicht einmal sicher, ob ich wirklich hinauswollte, die Sache wurde in meinem Geist – wenn ich überhaupt noch einen besaß – immer verworrener, auf jeden Fall hatte ich einen Körper, einen leidenden Körper, der vom Begehren zugrunde gerichtet wurde.

Als ich in San Jose ankam, legte ich mich sofort ins Bett, nachdem ich eine starke Dosis Schlaftabletten eingenommen hatte. An den folgenden Tagen irrte ich nur von Zimmer zu Zimmer in meiner Villa; ich war zwar unsterblich, aber im Augenblick änderte das nicht viel, Esther rief immer noch nicht an, und das war das einzige, was mir wichtig erschien. Als ich mir zufällig eine Kultursendung im spanischen Fernsehen ansah (es war übrigens mehr als Zufall, eher ein Wunder, denn Kultursendungen sind im spanischen Fernsehen sehr selten, die Spanier haben nichts für Kultursendungen und Kultur im allgemeinen übrig, das ist ein Bereich, dem sie äußerst feindlich gegenüberstehen, wenn man über Kultur spricht, hat man manchmal den Eindruck, daß man sie gleichsam persönlich beleidigt), erfuhr ich, daß Immanuel Kants letzte Worte auf seinem Totenbett »Es ist gut« gewesen waren. Ich wurde augenblicklich von einem schmerzhaften Lachkrampf erfaßt, der von Bauchschmerzen begleitet wurde, die drei Tage dauerten und damit endeten, daß ich Galle spuckte. Ich rief einen Arzt, der eine Lebensmittelvergiftung diagnostizierte, mich fragte, was ich in den letzten Tagen gegessen hatte, und mir empfahl, Milchprodukte zu kaufen. Ich kaufte also Milchprodukte und ging am selben Abend wieder ins »Diamond Nights«, das mir den Eindruck eines redlichen Lokals gemacht hatte, in dem man nicht übermäßig zum Verzehr gezwungen wurde. Es saßen gut dreißig

Mädels an der Bar, aber nur zwei Kunden. Ich entschied mich für eine Marokkanerin, die wohl kaum älter als siebzehn war; ihr Dekollete brachte ihre großen Brüste gut zur Geltung, und ich glaubte wirklich, es würde klappen, aber als wir im Zimmer waren, mußte ich mich den Tatsachen beugen: Meine Erektion war so kläglich, daß die Frau nicht einmal ein Kondom über meinen Schwanz ziehen konnte, und unter diesen Bedingungen weigerte sie sich, mir einen zu blasen, also was nun? Sie holte mir schließlich einen runter und blickte dabei starr in eine Ecke des Raums, sie ging zu unsanft dabei vor, es tat mir weh. Nach einer Minute spritzte ein kleiner durchsichtiger Strahl hervor, sie ließ sogleich meinen Pimmel los, und ich zog mir die Hose wieder hoch, ehe ich pinkeln ging.

Am nächsten Morgen bekam ich ein Fax von dem Typen, der die Regie bei dem Film *Diogenes der Kyniker* geführt hatte. Er habe gehört, daß ich darauf verzichtete, *Die Swinger der Autobahn* zu verfilmen, das fände er wirklich schade; er sei willens, selbst die Regie zu übernehmen, wenn ich mich bereit erkläre, das Drehbuch zu schreiben. Er müsse in der darauffolgenden Woche nach Madrid kommen und schlug mir vor, wir könnten uns dort treffen, um über die Sache zu sprechen.

Ich stand mit diesem Typen nicht wirklich in regelmäßigem Kontakt, tatsächlich hatte ich ihn seit über fünf Jahren nicht mehr gesehen. Als ich das Lokal betrat, wurde mir bewußt, daß ich völlig vergessen hatte, wie er aussah; ich setzte mich an den erstbesten Tisch und bestellte ein Bier. Zwei Minuten später trat ein kleiner, rundlicher, kraushaariger Mann um die Vierzig, der eine seltsame Jagdweste mit zahlreichen Taschen trug, mit einem Glas in der Hand lächelnd an meinen Tisch. Er war schlecht rasiert, seinem Gesicht war eine gewisse Verschlagenheit anzumerken, und ich erkannte ihn noch immer nicht wieder, trotzdem forderte ich ihn auf, sich zu mir zu setzen. Mein Agent habe ihm mein Expose und das Storyboard für den Trailer zum Lesen gegeben, sagte er; er fände das Projekt außergewöhnlich interessant. Ich nickte mechanisch und warf dabei einen Seitenblick auf mein Handy, bei meiner Ankunft am Flughafen hatte ich Esther eine Nachricht hinterlassen, um sie zu informieren,

daß ich in Madrid war. Sie rief im richtigen Augenblick an, nämlich gerade als ich mich in meine Widersprüche verstrickte, und versprach in zehn Minuten vorbeizukommen. Dann blickte ich wieder zu dem Regisseur auf, ich konnte mich immer noch nicht an seinen Namen erinnern, aber mir wurde klar, daß ich ihn nicht mochte, ich mochte auch nicht sein Menschenbild, und überhaupt hatte ich nichts mit ihm am Hut. Er schlug mir jetzt vor, gemeinsam mit mir an dem Drehbuch zu arbeiten; bei diesem Gedanken zuckte ich zusammen. Er merkte es, machte einen Rückzieher und versicherte mir, daß ich selbstverständlich allein daran arbeiten könne, wenn mir das lieber sei, und er mir völlig vertraue. Ich hatte nicht die geringste Lust, mich mit diesem beknackten Drehbuch zu beschäftigen, ich wollte nur leben, noch ein bißchen leben, wenn es möglich war, aber ich konnte nicht offen mit ihm darüber reden, denn dieser Typ hatte ganz offensichtlich eine scharfe Zunge, so daß sich die Nachricht sehr schnell in der Branche herumgesprochen hätte, und aus irgendwelchen dunklen Gründen – vielleicht auch nur aus Überdruß – hatte ich das Bedürfnis, noch ein paar Monate lang den Schein zu wahren. Um das Gespräch nicht einschlafen zu lassen, erzählte ich ihm die Geschichte von dem Deutschen, der einen Landsmann, den er im Internet kennengelernt hatte, aufgegessen hatte. Als erstes trennte er ihm den Penis ab, briet diesen mit Zwiebeln an, und dann verzehrten sie ihn gemeinsam. Anschließend tötete er ihn, schnitt ihn in Stücke und bewahrte diese in seiner Tiefkühltruhe auf. Ab und zu nahm er ein Stück heraus, taute es auf und bereitete sich daraus eine Mahlzeit zu, und zwar jedesmal nach einem anderen Rezept. Das gemeinsame Verspeisen des Penis sei eine tiefgehende religiöse Erfahrung, ein Augenblick echter Kommunion zwischen ihm und seinem Opfer gewesen, wie er den Untersuchungsbeamten berichtete. Der Regisseur hörte mir mit einem dümmlichen und zugleich grausamen Lächeln zu, da er wohl vermutete, ich würde diese Elemente für mein Drehbuch verwenden, und freute sich schon über die abstoßenden Aufnahmen, die er damit drehen könnte. Zum Glück kam Esther mit strahlendem Lächeln herein, wobei ihr der Plissee-Sommerrock um die Schenkel wirbelte, und warf sich mir so leidenschaftlich in die

Arme, daß ich alles andere vergaß. Sie setzte sich, bestellte sich eine Limonade mit Pfefferminzsirup und wartete brav darauf, daß wir das Gespräch beendeten. Der Regisseur warf ihr ab und zu anerkennende Blicke zu – sie hatte die Füße auf den Stuhl ihr gegenüber gestellt und die Beine gespreizt, sie trug keinen Slip, und all das schien ganz normal und logisch zu sein, eine simple Konsequenz der herrschenden Temperatur, ich machte mich daraufgefaßt, daß sie sich bald die Muschi mit einer Papierserviette abtrocknen würde. Endlich verabschiedete er sich, und wir versprachen, in Kontakt zu bleiben. Zehn Minuten später war ich in ihr und fühlte mich total wohl. Das Wunder ereignete sich schon wieder, ebenso stark wie am ersten Tag, und ich glaubte noch einmal – zum letzten Mal – daran, daß es ewig währen würde.

Nicht erwiderte Liebe ist eine wahre Qual. In den folgenden Monaten, während der Sommer von Spanien Besitz ergriff, hätte ich mir noch einreden können, daß alles in Ordnung und unsere Liebe auf beiden Seiten gleich stark war; aber ich habe leider nie eine große Begabung dafür gehabt, mich selbst zu belügen. Zwei Wochen später besuchte sie mich in San Jose, und auch wenn sie sich mir noch immer mit der gleichen Leidenschaft und ohne die geringste Hemmung hingab, stellte ich doch fest, daß sie immer öfter ein paar Schritte abseits ging, das Handy in der Hand, um zu telefonieren. Sie lachte oft bei diesen Gesprächen, öfter als mit mir, versprach, daß sie bald zurückkommen werde, und der Vorschlag, den ich ihr machen wollte, den Sommer mit mir zu verbringen, kam mir immer sinnloser vor; als ich sie schließlich zum Flughafen zurückfuhr, war ich fast erleichtert. Ich hatte den Bruch vermieden, war noch *mit ihr zusammen*, wie man so schön sagt, und in der folgenden Woche fuhr ich nach Madrid.

Sie ging oft in Diskotheken, das wußte ich, und tanzte manchmal dort die ganze Nacht, aber sie schlug mir nie vor, sie zu begleiten. Ich stellte mir vor, wie sie zu ihren Freunden, die mit ihr ausgehen wollten, sagte: »Nein, heute abend treffe ich mich mit Daniel…« Inzwischen kannte ich die meisten von ihnen, viele waren Studenten

oder Schauspieler; häufig Typen im *groove-Stil* mit halblangem Haar und bequemer Kleidung; andere dagegen machten sich einen Spaß daraus, sich wie ein *Macho* oder ein *Latin lover* zu kleiden. Aber alle waren natürlich *jung*, wie hätte es auch anders sein sollen? Wie viele unter ihnen, fragte ich mich manchmal, waren wohl ihre Liebhaber? Sie tat nie etwas, was in mir den Eindruck erweckt hätte, daß ich fehl am Platz war, aber andererseits hatte ich auch nie das Gefühl, ihrem Freundeskreis anzugehören. Ich erinnere mich noch an einen Abend, als wir etwa zu zehnt in einer Bar saßen, es mochte gegen zweiundzwanzig Uhr gewesen sein, und alle angeregt die Vorteile verschiedener Diskotheken priesen, einige davon, die eher in Richtung House Music gingen, andere, in denen Trance gespielt wurde. Seit zehn Minuten hatte ich eine irrsinnige Lust, ihnen zu sagen, daß auch ich diese Welt gern kennenlernen, mich mit ihnen amüsieren und die Nacht durchmachen wollte; ich war bereit, sie *anzuflehen*, mich mitzunehmen. Doch dann sah ich zufällig mein Gesicht in einem Spiegel und kapierte: Ich war *hoch* in den Vierzigern, mein Gesicht war sorgenvoll, starr, von Lebenserfahrung, Verantwortung und Kummer gezeichnet; ich sah wirklich nicht wie jemand aus, mit dem man Lust haben könnte, *sich zu amüsieren.* Ich hatte keine Chance.

Im Verlauf der Nacht, nachdem ich mit Esther geschlafen hatte (das war das einzige, das immer noch gut klappte, vermutlich war es die einzige jugendliche, unverbrauchte Seite meiner selbst) und ihren weißen, glatten Körper betrachtete, der im Mondlicht ruhte, dachte ich mit schmerzlichem Gefühl an Bratarsch zurück. Wenn ich den Worten des Evangeliums entsprechend an dem Maß gemessen würde, das ich selbst angewandt hatte, dann stand es schlecht um mich, denn es ließ sich nicht leugnen, daß ich mich Bratarsch gegenüber *mitleidlos* verhalten hatte – was nicht heißen soll, daß Mitleid etwas geändert hätte: Es gibt viele Dinge, die man aus Mitgefühl tun kann, aber nicht einen hochkriegen, nein, das war nicht möglich.

Als ich Bratarsch kennenlernte, war ich etwa dreißig und begann einen gewissen Erfolg zu haben – noch nicht beim breiten Publikum,

aber immerhin einen Achtungserfolg. Ich bemerkte ziemlich bald diese bleiche dicke Frau, die alle meine Veranstaltungen besuchte, sich in die erste Reihe setzte und mir jedesmal ihr Autogrammheft vorlegte, damit ich es signierte. Es dauerte etwa sechs Monate, ehe sie es wagte, mich anzusprechen – nein, ich glaube, ich habe schließlich selbst die Initiative ergriffen. Sie war eine gebildete Frau, unterrichtete Philosophie an einer Pariser Universität, und ich habe ihr wirklich keinerlei Mißtrauen entgegengebracht. Sie bat mich um die Erlaubnis, den Text meiner Sketche mit einem Kommentar im *Cahier d'etudes phenomenologiques* veröffentlichen zu dürfen; ich ging natürlich darauf ein. Ich fühlte mich ein wenig geschmeichelt, das gebe ich zu, schließlich hatte ich bloß das Abitur, nicht mal studiert, und sie verglich mich mit Kierkegaard. Ein paar Monate lang haben wir per Internet korrespondiert, doch nach und nach artete die Sache aus, ich nahm eine Einladung zum Abendessen bei ihr an, ich hätte mich gleich in acht nehmen sollen, als ich ihr Hauskleid sah, ich habe es immerhin geschafft, fortzugehen, ohne sie allzusehr zu demütigen, zumindest hatte ich das gehofft, aber schon am nächsten Tag erhielt ich die ersten pornographischen E-Mails. »Ach, wenn ich dich endlich in mir spüre, wenn ich spüre, wie dein Stengel aus Fleisch meine Blume öffnet…«, es war schrecklich, sie schrieb wie Gerard de Villiers. Sie war nicht sehr attraktiv, sah älter aus, als sie war, denn in Wirklichkeit war sie erst siebenundvierzig, als ich sie kennenlernte – hatte also genau das gleiche Alter wie ich zu dem Zeitpunkt, da ich Esther kennenlernte. Ich sprang aus dem Bett, als mir das bewußt wurde, hechelte vor Beklemmung und ging im Schlafzimmer auf und ab – Esther schlief friedlich und hatte die Bettdecke zur Seite geschoben, mein Gott, wie hübsch sie doch war.

Ich hatte mir damals vorgestellt – fünfzehn Jahre später dachte ich noch voller Scham und Ekel daran zurück – ich hatte mir vorgestellt, daß das sexuelle Begehren ab einem gewissen Alter verschwand oder daß es einen zumindest einigermaßen in Ruhe ließ. Wie hatte ich nur trotz meiner, wie ich glaubte, so bissigen und scharfzüngigen Art einer so lächerlichen Illusion auf den Leim gehen können? Im Prinzip kannte ich das Leben und hatte sogar diverse Bücher gelesen;

und wenn es ein Thema gab, ein einfaches Thema, über das *alle Zeugenaussagen übereinstimmen,* wie man sagt, dann dieses. Das sexuelle Begehren verschwindet nicht mit zunehmendem Alter, im Gegenteil, es wird immer grausamer, unerbittlicher, unersättlicher, und selbst bei Männern, bei denen die Hormonsekretion, die Erektion und alle damit verbundenen Phänomene aufhören – was im übrigen ziemlich selten vorkommt –, wird die Anziehungskraft, die junge weibliche Körper auf sie ausüben, nicht geringer, sondern wird, und das ist vielleicht noch schlimmer, zur *cosa mentale* und zum Begehren des Begehrens. Das ist die Wahrheit, die nicht zu leugnende Wahrheit, die alle ernstzunehmenden Autoren unermüdlich wiederholt haben.

Ich hätte Bratarsch zur Not mit einem Cunnilingus bedienen können – ich stellte mir vor, wie sich mein Gesicht zwischen ihre schlaffen Schenkel, ihre bleichen Fettwülste vorwagte und ich versuchte, ihren herabhängenden Kitzler wiederzubeleben. Aber ich war mir sicher, selbst das hätte nicht genügt – und vielleicht sogar ihr Leid verstärkt. Sie wollte wie so viele andere Frauen *penetriert* werden, unter dem würde sie sich nicht zufriedengeben, darüber ließ sie nicht mit sich reden.

Ich ergriff die Flucht; wie alle Männer in einer ähnlichen Situation ergriff ich die Flucht, antwortete nicht mehr auf ihre E-Mails, verbot ihr den Zugang zu meiner Garderobe. Doch sie ließ nicht locker, fünf, vielleicht sieben Jahre, auf jeden Fall eine endlos lange Zeit ließ sie nicht locker; ich glaube, sie verfolgte mich bis zu dem Tag, an dem ich Isabelle kennenlernte. Ich hatte ihr natürlich nichts gesagt, ich hatte keinerlei Kontakt mehr zu ihr, aber vielleicht gibt es ja so etwas wie Intuition, *weibliche Intuition,* wie man sagt, auf jeden Fall verschwand sie genau in jenem Augenblick, verließ mein Leben und vielleicht das Leben überhaupt, wie sie mir mehrfach angedroht hatte.

Am Tag nach dieser unerquicklichen Nacht nahm ich das erste Flugzeug nach Paris. Esther war leicht überrascht, sie dachte, ich würde die ganze Woche in Madrid verbringen, und mir ging es

ähnlich, denn das hatte ich eigentlich vorgehabt, ich begriff auch nicht so recht, warum ich so plötzlich abreiste, vielleicht wollte ich *mich wichtig machen,* ihr zeigen, daß auch ich ein eigenes Leben, meine Verpflichtungen, meine Unabhängigkeit hatte – falls das der Grund gewesen sein sollte, hatte ich mich auf jeden Fall gründlich verrechnet, denn sie war weder gerührt noch verunsichert durch diesen Entschluß, sie sagte nur *»Bueno* …«, und das war alles. Ich glaube, mein Handeln hatte vor allem keinen rechten Sinn mehr, ich begann mich zu verhalten wie ein altes tödlich verletztes Tier, das nach allen Seiten angreift, sich an allen Hindernissen stößt, zu Boden stürzt, sich immer wütender und immer schwächer wieder aufrichtet und berauscht vom Geruch seines eigenen Blutes schließlich kopflos wird.

Ich hatte den Wunsch, Vincent wiederzusehen, als Vorwand genommen, das hatte ich Esther erklärt, und erst als ich in Roissy landete, wurde mir klar, daß ich tatsächlich Lust hatte, ihn wiederzusehen, auch hier weiß ich nicht, warum, vielleicht nur, um mich zu vergewissern, daß das Glück existiert. Er hatte sich mit Susan wieder in dem Einfamilienhaus seiner Großeltern niedergelassen – in dem Haus, in dem er letztlich sein ganzes Leben lang gewohnt hatte. Es war Ende Mai, aber der Himmel war grau, und der rote Backsteinbau wirkte ziemlich finster; ich war überrascht, als ich die Namen las, die auf dem Briefkasten standen. »Susan Longfellow«, na gut, aber »Vincent Macaury«? Ja richtig, der Prophet hieß Macaury, Robert Macaury, und Vincent hatte nicht mehr das Recht, den Namen seiner Mutter zu tragen; der Name Macaury war ihm in einem amtlichen Schreiben mitgeteilt worden, weil er einen Namen brauchte, bis die Justiz eine Entscheidung traf. »Ich bin ein Versehen…«, hatte Vincent einmal zu mir gesagt, wobei er wohl auf seine Abstammung als Sohn des Propheten anspielte. Möglicherweise, aber seine Großeltern hatten ihn aufgenommen und wie ein unschuldiges Opfer geliebt, denn sie waren bitter enttäuscht von ihrem Sohn und dessen genußsüchtigem, verantwortungslosem Egoismus – der im übrigen der einer ganzen Generation war, ehe die Sache noch schlimmer wurde und, sobald der Sinnengenuß verflogen war, nur noch der

Egoismus zurückblieb. Sie hatten ihn auf jeden Fall aufgenommen, ihm die Tür zu ihrem Heim geöffnet, und das war zum Beispiel etwas, was ich für meinen eigenen Sohn nie getan hätte, allein der Gedanke daran, unter demselben Dach wie dieser kleine Arsch zu leben, ist mir unerträglich, er genau wie ich waren ganz einfach Menschen, die es *nie hätte geben sollen.* Im Gegensatz zu Susan, die jetzt in dieser verstaubten, überladenen, finsteren Umgebung lebte, so weit entfernt von ihrem Heimatland Kalifornien, und die sich sofort dort wohl gefühlt hatte, sie hatte nichts weggeworfen, ich erkannte die gerahmten Familienfotos, die Verdienstorden des Großvaters und die von einer Reise an die Costa Brava mitgebrachten beweglichen Stierfiguren wieder; sie hatte vielleicht ein wenig gelüftet, Blumen gekauft oder was weiß ich, ich kenne mich damit nicht aus, ich selbst habe immer in Hotels gelebt und habe keinen Sinn für das *Häusliche.* Ohne die Anwesenheit einer Frau wäre ich wohl nie auf diesen Gedanken gekommen, auf jeden Fall war es jetzt ein Haus, das den Eindruck machte, als könnten die Menschen darin glücklich sein, das war etwas, was in Susans Macht stand. Sie liebte Vincent, das merkte ich sofort, das war offensichtlich, aber vor allem *liebte* sie. Es lag in ihrer Natur zu lieben, so wie bei der Kuh das Grasen, (oder beim Vogel das Singen oder bei der Ratte das Schnuppern). Nachdem sie ihren früheren Herrn und Meister verloren hatte, hatte sie diesen fast augenblicklich durch einen neuen ersetzt, und die Welt, die sie umgab, wurde erneut von einer positiven Gewißheit erfüllt. Ich aß mit ihnen zu Abend, es war ein angenehmes, harmonisches Beisammensein mit wenig schmerzvollen Momenten; ich hatte jedoch nicht den Mut, bei ihnen zu übernachten, und verabschiedete mich gegen elf Uhr, nachdem ich ein Zimmer im Hotel Lutetia reserviert hatte.

In der Metrostation Montparnasse-Bienvenue dachte ich wieder an die Lyrik zurück, vermutlich weil ich gerade Vincent wiedergesehen hatte und mir das erneut meine eigenen Grenzen vor Augen führte: schöpferische Grenzen zum einen, aber auch Begrenzungen in der Liebe. Ich muß allerdings hinzusagen, daß ich in jenem Augenblick an einem Plakat mit der Aufschrift »Lyrik in der Metro« vorbeifuhr,

und zwar genauer gesagt an jenem, auf dem »Die freie Liebe« von Andre Breton abgedruckt war. Ganz gleich, welchen Ekel einem Andre Breton als Mensch einflößen konnte, ganz gleich, wie dumm der Titel war, eine elende Antinomie, die abgesehen von einer gewissen Hirnerweichung nur von dem Reklame-Instinkt zeugte, der den Surrealismus kennzeichnet und auf den er sich letztlich beschränken läßt, eines mußte man anerkennen: Dieser Idiot hatte, zumindest was diesen Text anging, ein sehr schönes Gedicht geschrieben. Ich war offensichtlich nicht der einzige, der gewisse Vorbehalte empfand, denn als ich zwei Tage später an demselben Plakat vorbeifuhr, stellte ich fest, daß es mit einer Inschrift überpinselt war, die besagte: »Statt eurer beknackten Gedichte solltet ihr uns besser in den Stoßzeiten mehr Züge zur Verfügung stellen«, was genügte, um mich den ganzen Nachmittag in gute Laune zu versetzen und mir sogar wieder etwas Selbstvertrauen zu geben: Ich war zwar nur ein Komiker, aber eben doch ein Komiker.

Am Tag nach dem Abendessen bei Vincent gab ich der Rezeption des Lutetia Bescheid, daß ich das Zimmer vermutlich noch mehrere Tage lang behalten würde. Sie nahmen die Nachricht höflich und mit einem freundlichen Augenzwinkern auf. Schließlich war ich ja eine *Berühmtheit;* ich konnte es mir durchaus leisten, mein Geld zu verschleudern und an der Bar einen Alexandra On Ice mit Philippe Sollers oder Philippe Bouvard zu trinken – allerdings wohl nicht mit Philippe Leotard, denn er war tot; aber wie dem auch sei, aufgrund meiner Berühmtheit hätte ich garantiert Zugang zu diesen drei Kategorien von Philippes haben können. Ich konnte eine Nacht mit einer slowenischen transsexuellen Nutte verbringen; und ich konnte ein *schillerndes mondänes* Leben führen, vermutlich erwartete man das sogar von mir, talentierte Leute werden im allgemeinen durch ein oder zwei Werke bekannt, nicht mehr, denn im Grunde ist es ja schon erstaunlich, daß ein Mensch überhaupt ein oder zwei Dinge zu sagen hat. Anschließend finden sie sich mehr oder weniger gelassen, mehr oder weniger betrübt mit ihrem Niedergang ab, das ist von Fall zu Fall verschieden.

Ich tat jedoch in den darauffolgenden Tagen nichts von alledem;

statt dessen rief ich schon am nächsten Morgen Vincent wieder an. Er begriff sehr schnell, daß der Anblick seines Eheglücks schmerzlich für mich sein könne, und schlug mir vor, uns in der Bar des Lutetia zu treffen. Er erzählte mir im Grunde nur von seinen Plänen für die Botschaft, die zu einer Rauminstallation geworden war und deren Besucher die Menschen der Zukunft sein sollten. Er hatte eine Limonade bestellt, rührte sie aber nicht an; ab und zu ging ein *Promi* durch die Bar, erkannte mich und gab mir ein Zeichen des geheimen Einverständnisses; Vincent merkte nichts davon. Er sprach, ohne mich anzusehen und sogar ohne darauf zu achten, ob ich ihm zuhörte, seine Stimme war bedächtig und abwesend, etwa so, als spräche er auf ein Tonbandgerät oder als mache er eine Aussage vor einem Untersuchungsausschuß. Je ausführlicher er mir seine Vorstellungen auseinandersetzte, desto klarer wurde mir, daß er sich nach und nach von seiner ursprünglichen Absicht entfernte und seine Pläne immer ehrgeiziger wurden. Jetzt ging es ihm überhaupt nicht mehr darum, ein Zeugnis davon abzulegen, was ein manierierter Autor des 20. Jahrhunderts mit dem anmaßenden Titel *So lebt der Mensch* überschrieben hatte. Über die Menschheit, bemerkte er, gäbe es schon viele Zeugnisse, die alle zu der gleichen jämmerlichen Feststellung kämen; mit einem Wort, dieses Thema sei bereits *bekannt.* Gelassen, aber ohne sich die Möglichkeit der Rückkehr offenzuhalten, verließ er das Gestade der Menschen, um einem *absoluten Anderswo* entgegenzusegeln, wohin ich ihm nicht folgen konnte, vermutlich war es der einzige Raum, in dem er selbst frei atmen konnte, sein Leben hatte sicher nie ein anderes Ziel gehabt, aber es war ein Ziel, das er nur allein verfolgen konnte; allerdings war er schon seit jeher allein gewesen.

Wir seien nicht mehr die gleichen, fuhr er mit sanfter Stimme fort, wir seien *unvergänglich* geworden; natürlich würden wir noch eine Weile brauchen, ehe wir uns an diesen Gedanken gewöhnen und uns mit ihm vertraut machen könnten, dennoch hätten sich die Dinge schon jetzt grundlegend geändert. Der Professor sei nach der Abreise aller Anhänger mit ein paar Technikern auf Lanzarote geblieben, um seine Forschungsarbeit fortzusetzen; es gebe keinen Zweifel, daß er

sein Ziel erreichen werde. Der Mensch habe ein großes Gehirn, ein Gehirn, das im Hinblick auf die primitiven Anforderungen, die für das Überleben, die Nahrungssuche und die Befriedigung des Sexualinstinkts erforderlich sei, überdimensionale Proportionen besitze; endlich könnten wir beginnen, es wirklich einzusetzen. Keine geistige Kultur, rief er mir ins Gedächtnis zurück, habe sich je in einer Gesellschaft mit hoher Kriminalitätsrate entwickeln können, und zwar einfach deswegen, weil die körperliche Sicherheit die Voraussetzung für ungehindertes Denken sei, keine ernstzunehmende Reflexion, keine Dichtung, kein halbwegs kreativer Gedanke sei je von einem Menschen hervorgebracht worden, der sich Sorgen um sein Überleben machen und ständig *auf der Hut* sein müsse. Sobald die Konservierung unserer DNA sichergestellt sei und wir somit potentiell unsterblich geworden seien, fuhr er fort, befänden wir uns in absoluter körperlicher Sicherheit, unter Bedingungen also, die noch kein menschliches Wesen je erlebt habe; niemand könne voraussehen, welche Folgen das in geistiger Hinsicht haben werde.

Diese friedliche und gewissermaßen von allem losgelöste Unterhaltung tat mir äußerst gut, und zum erstenmal begann ich an meine eigene Unsterblichkeit zu denken und die Dinge etwas offener in Betracht zu ziehen. Aber als ich in mein Zimmer zurückkam, fand ich auf meinem Handy eine Nachricht von Esther, die nur sagte: *»I miss you«,* und sofort spürte ich wieder tief in meinem Fleisch das Bedürfnis nach ihr. Freude ist etwas Seltenes. Am nächsten Tag flog ich nach Madrid zurück.

Daniel25,8

Die ungeheure Bedeutung, die die Sexualität bei den Menschen bekam, hat ihre neo-menschlichen Kommentatoren seit jeher mit Verblüffung und Entsetzen erfüllt. Auf jeden Fall war es betrüblich zu sehen, wie sich Daniel1 nach und nach dem *bösen Geheimnis* näherte, wie die Höchste Schwester es nennt; es war betrüblich zu spüren, wie er allmählich vom Bewußtsein einer Wahrheit erfüllt wurde, die ihn, sobald sie offen zutage trat, zwangsläufig vernichten mußte. Im Laufe der historischen Zeitalter hatten die meisten Menschen es als angemessen empfunden, die sexuellen Probleme, die mit zunehmendem Alter auftreten, als läppische Kindereien abzutun, seriöse Themen, die die Aufmerksamkeit eines Menschen verdienten, waren für sie nur die Politik, die Geschäfte, der Krieg usw. Doch zu Lebzeiten von Daniel1 kam die Wahrheit allmählich ans Licht. Es wurde immer deutlicher, ließ sich nur noch schwer verheimlichen, daß das eigentliche Ziel der Menschen, das Ziel, das sie spontan verfolgt hätten, wenn sie noch die Möglichkeit dazu gehabt hätten, ausschließlich sexueller Natur war. Für uns Neo-Menschen ist das eine echte Hürde. Wir werden uns nie, wie uns die Höchste Schwester warnt, eine richtige Vorstellung von diesem Phänomen machen können. Wenn wir uns dem Verständnis der Sache nähern wollten, dürften wir nie gewisse Steuerungs-mechanismen außer acht lassen, deren wichtigster darin bestand, daß das individuelle Überleben innerhalb des Menschengeschlechts, wie bei allen Tierarten, die ihm vorausgegangen waren, absolut nicht zählte. Darwins Fiktion vom »Kampf ums Leben« hatte lange die elementare Tatsache verschleiert, daß sich der genetische Wert eines Individuums, seine Fähigkeit, den Nachkommen seine Merkmale zu vererben, ganz brutal auf eine einzige Konstante reduzieren ließ: die Anzahl der Nachkommen, die er letztlich zu zeugen imstande war. Daher brauchte man sich nicht zu wundern, daß ein Tier, ein x-beliebiges Tier, bereit war, sein Glück, sein körperliches Wohlergehen und sogar sein Leben in der Hoffnung auf einen simplen Geschlechtsverkehr zu opfern: Der Wille zur Arterhaltung (um es mit

einem finalistischen Begriff auszudrücken), ein starkes hormonales Steuerungssystem (wenn man den deterministischen Ansatz vorzieht) mußte sie fast unweigerlich zu dieser Entscheidung bringen. Auffallende optische Reize wie schillerndes Gefieder, lautstarkes, eindrucksvolles Balzverhalten konnten zwar dazu führen, daß die Männchen von ihren natürlichen Feinden entdeckt und gefressen wurden, dennoch wurde diese Lösung in genetischer Hinsicht systematisch bevorzugt, solange sie sich für die Fortpflanzung als wirksam erwies. Diese sich auf unveränderte biochemische Mechanismen gründende Unterordnung des einzelnen im Interesse der Arterhaltung war beim Menschen ebenso stark und wurde noch dadurch verschlimmert, daß sich der Sexualtrieb nicht mehr auf begrenzte Brunstperioden beschränkte, sondern jederzeit zum Ausbruch kommen konnte – die menschlichen Lebensberichte zeigen uns zum Beispiel ganz deutlich, daß die im Namen der *Gesundheit* unternommenen Bemühungen, die äußere Erscheinung zu erhalten, nur dazu diente, Erfolge beim anderen Geschlecht zu erzielen, und daß der Aufwand, um sich körperlich in Form zu halten, dem die Zeitgenossen von Daniel1 immer mehr Zeit opferten, genau das gleiche Ziel verfolgte.

Die sexuelle Biochemie der Neo-Menschen – und das war vermutlich der wahre Grund für die Beklemmung und das Unwohlsein, die mich in zunehmendem Maße erfaßten, je weiter ich durch die Lektüre des Berichts von Daniel1 seinen Leidensweg nachvollziehen konnte – war fast identisch geblieben.

Daniel1,20

»Das Nichts nichtet.«
Martin Heidegger

Seit Anfang August herrschte über der Ebene in Mittelspanien ein Hochdruckgebiet, und gleich bei meiner Ankunft auf dem Flughafen Barajas spürte ich, daß die Sache diesmal schiefgehen würde. Die Hitze war fast unerträglich, und Esther hatte sich verspätet; sie traf eine halbe Stunde später ein, nackt unter ihrem Sommerkleid.

Ich hatte meine Verzögerungs-Creme im Lutetia vergessen, das war mein erster Fehler; ich kam viel zu schnell, und zum erstenmal spürte ich, wie Esther leicht enttäuscht war. Sie bewegte sich noch eine Zeitlang weiter, doch mein Glied erschlaffte hoffnungslos, dann wandte sie sich mit resignierter Miene ab. Ich hätte viel darum gegeben, sofort wieder eine Erektion zu haben; Männer leben von Geburt an in einer schwierigen Welt, einer Welt mit willkürlichen, unerbittlichen Regeln, und ohne die verständnisvolle Haltung der Frauen gelänge es nur wenigen zu überleben. Ich hatte bereits in diesem Augenblick das untrügliche Gefühl, daß Esther in meiner Abwesenheit mit jemand anderem geschlafen hatte.

Wir nahmen die U-Bahn, um mit zwei Freunden von ihr etwas zu trinken; der Stoff ihres Kleides klebte ihr vom Schweiß am Körper, und man konnte deutlich den Warzenhof ihrer Brüste und die Furche ihres Hinterns erkennen. Alle Männer in dem Zug starrten sie natürlich an, manche lächelten ihr sogar zu.

Ich hatte große Mühe, der Unterhaltung zu folgen, ab und zu verstand ich einen Satz, sagte ein paar Worte, verpaßte aber schnell wieder den Anschluß, wie dem auch sei, ich war mit meinen Gedanken woanders, spürte, wie ich mich auf eine gefährliche Bahn begab, eine gefährlich abschüssige Bahn. Sogleich nach unserer Ankunft im Hotel stellte ich ihr die Frage; sie gab die Sache unumwunden zu. *»It was an ex boyfriend…«*, sagte sie, um anzudeuten, daß das Ganze nicht sehr wichtig war. *»And a friend of him«*, fügte

sie nach einer Weile zögernd hinzu.

Zwei Männer also; so so, zwei Männer, aber auch das war schließlich nicht das erstemal. Sie hatte ihren Exfreund zufällig in einer Bar getroffen, er war mit einem seiner Freunde dort, und dann sei eins zum anderen gekommen, kurz und gut, schließlich seien sie alle drei im selben Bett gelandet. Ich fragte sie, wie es gewesen sei, ich konnte es mir nicht verkneifen. *»Good … good …*«, erwiderte sie leicht besorgt über die Wendung, die das Gespräch nahm. *It was … comfortable«,* fügte sie hinzu und mußte dabei lächeln. Komfortabel, ja, das konnte ich mir vorstellen. Ich mußte mich mit Gewalt zurückhalten, um sie nicht zu fragen, ob sie ihm einen geblasen hatte, ihrem Freund, den beiden, und ob sie sich hatte sodomisieren lassen, ich spürte, wie mir eine Flut von Bildern durch den Kopf schoß und Löcher in mein Gehirn fraß, das konnte man mir wohl ansehen, denn sie verstummte, und ihre Stirn wurde immer besorgter. Sehr schnell traf sie die einzig richtige Entscheidung und kümmerte sich um mein Glied, und das tat sie mit ihren Fingern und ihrem Mund so zärtlich und so geschickt, daß ich wider Erwarten gleich einen Steifen bekam, und eine Minute später war ich wieder in ihr. Diesmal klappte es, jetzt war alles wieder gut, ich war der Situation gewachsen und sie auch, ich hatte sogar den Eindruck, daß sie schon seit langem nicht mehr einen solchen Orgasmus gehabt hatte – zumindest mit mir, sagte ich mir zwei Minuten später, aber diesmal gelang es mir, diesen Gedanken zu verscheuchen, ich nahm sie ganz zärtlich in die Arme, mit all der Zärtlichkeit, zu der ich fähig war, und konzentrierte mich mit aller Kraft auf ihren Körper, auf die warme lebendige Gegenwart ihres Körpers.

Diese kleine sanfte, einfache Begebenheit, über die wir kein Wort verloren, hatte, wie ich jetzt glaube, einen entscheidenden Einfluß auf Esther, denn ihr Verhalten in den folgenden Wochen wurde nur von einem Gedanken geleitet: Sie bemühte sich, mir jeden Kummer zu ersparen, und versuchte sogar mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln, mich glücklich zu machen; und sie verfügte über beträchtliche Mittel, um einen Mann glücklich zu machen. Wenn ich an diese Zeit zurückdenke, kommt mir wieder eine unglaubliche

Freude in den Sinn, das Gefühl einer fleischlichen Seligkeit in jedem Augenblick, einer Seligkeit, die ich nicht für erträglich gehalten hätte und von der ich glaubte, ich könne sie nicht überleben. Und ich erinnere mich auch an ihr liebevolles Verhalten, an ihre Intelligenz, an das Mitgefühl, mit dem sie sich penetrieren ließ, und an ihre Anmut, Aber im Grunde habe ich keine richtige Erinnerung, kein Bild, das sich von den anderen abhebt, ich weiß nur, daß ich ein paar Tage und vermutlich ein paar Wochen in einem gewissen *Zustand* gelebt habe, einem Zustand sich selbst genügender, totaler, wenn auch menschlicher Vollkommenheit, deren mögliche Existenz manche Menschen wohl gespürt haben, auch wenn keiner von ihnen bisher eine überzeugende Erklärung dafür liefern konnte.

Sie hatte seit langem geplant, an ihrem Geburtstag am 17. August eine *Party* zu geben, und begann in den folgenden Tagen mit den Vorbereitungen. Sie wollte viele Leute einladen, etwa hundert Menschen, und entschloß sich schließlich, das Angebot eines Freundes in Anspruch zu nehmen, der in der Calle San Isidor wohnte. Er hatte ein großes Loft im obersten Stock mit einer Terrasse und einem Swimmingpool; er lud uns zu einem Glas Wein ein, um die Sache zu besprechen. Er hieß Pablo, war ziemlich groß, hatte langes schwarzes lockiges Haar und war ziemlich cool. Er hatte einen leichten Morgenrock übergestreift, um uns die Tür zu öffnen, legte ihn aber ab, sobald wir auf der Terrasse waren; er hatte einen muskulösen, gebräunten Körper. Er bot uns einen Orangensaft an. Hatte er mit Esther geschlafen? Würde ich mir diese Frage fortan bei allen Männern stellen, denen wir begegneten? Seit dem Abend meiner Rückkehr war sie aufmerksam und auf der Hut. Da sie vermutlich eine gewisse Besorgnis in meinen Augen hatte aufblitzen sehen, lehnte sie den Vorschlag ab, sich neben dem Swimmingpool eine Weile zu sonnen, und bemühte sich, das Gespräch auf die Partyvorbereitungen zu beschränken. Es kam nicht in Frage, ausreichend Kokain und Ecstasy für alle zu kaufen; sie schlug vor, den Kauf der ersten Dosis zu übernehmen, um den Abend in Schwung zu bringen, und zwei, drei Dealer zu bitten, anschließend

vorbeizukommen. Das konnte Pablo übernehmen, er hatte zur Zeit Kontakte zu ausgezeichneten Dealern, er schlug sogar in einem Anflug von Großzügigkeit vor, den Kauf von ein paar Poppers zu übernehmen.

Am 15. August, Maria Himmelfahrt, gab sich Esther mir mit noch größerer Lüsternheit hin als sonst. Wir waren im Hotel Sanz, gegenüber vom Bett befand sich ein großer Spiegel, und es war so heiß, daß jede Bewegung einen Schweißausbruch hervorrief. Ich hatte die Arme und Beine verschränkt und nicht mehr die Kraft, mich zu rühren, meine ganze Sinnlichkeit konzentrierte sich auf mein Glied. Über eine Stunde lang saß sie im Reitersitz auf mir, bewegte sich auf meinem Pimmel auf und ab, wobei sie die Muskeln ihrer kleinen Muschi, die sie gerade rasiert hatte, spannte und wieder lockerte. Gleichzeitig streichelte sie mit einer Hand ihre schweißglänzenden Brüste, blickte mir dabei lächelnd und konzentriert in die Augen und verfolgte aufmerksam alle Varianten meiner Lust. Mit der anderen Hand hielt sie meine Eier fest umschlossen, drückte sie im Rhythmus ihrer Muschi mal sanft, mal stärker, jedesmal wenn sie spürte, daß ich kurz davor war, in ihr zu kommen, hielt sie mit einem Schlag inne und drückte mit zwei Fingern heftig meinen Schwanz, um die Ejakulation an ihrer Quelle zu stoppen; wenn die Gefahr dann vorbei war, bewegte sie sich wieder auf und ab. Ich verbrachte so eine oder vielleicht zwei Stunden hart an der Grenze des Explodierens, erfüllt von der größten Lust, die ein Mann empfinden kann, und schließlich bat *ich* sie um Gnade, bat sie, in ihrem Mund kommen zu dürfen. Sie richtete sich auf, stopfte mir ein Kissen unter den Hintern und fragte mich, ob ich auch alles gut im Spiegel sehe; nein, es war besser, wenn wir uns etwas zur Seite bewegten. Ich näherte mich dem Rand des Bettes. Sie kniete zwischen meinen Schenkeln nieder, das Gesicht in Höhe meines Glieds, das sie methodisch abzulecken begann, Zentimeter für Zentimeter, ehe ihre Lippen meine Eichel umschlossen; dann wurden ihre Hände tätig, und sie wichste mich langsam und kräftig, als wolle sie jeden Samentropfen aus den Tiefen meines Körpers herausholen, während

sie die Zunge schnell auf und ab bewegte. Meine Sicht war vom Schweiß getrübt, und ich hatte jegliches Gefühl für Raum und Zeit verloren, dennoch gelang es mir, diesen Augenblick noch ein wenig zu verlängern, so daß sie mit ihrer Zunge drei vollständige Umdrehungen machen konnte, ehe ich kam, und dann hatte ich das Gefühl, als ob mein ganzer, vor Lust bebender Körper sich auflöste und in einem Aufbranden wohltuender Energie vom Nichts aufgesaugt wurde. Sie behielt mein Glied noch eine Weile im Mund, rührte sich kaum, saugte nur langsam an meiner Eichel und schloß dabei die Augen, um mein Freudengeheul besser hören zu können.

Anschließend legte sie sich wieder hin und schmiegte sich an mich, während sich die Dunkelheit schnell über Madrid legte, und erst nach einer halben Stunde regungsloser Zärtlichkeit erzählte sie mir, was sie mir seit mehreren Wochen verschwiegen hatte – bis auf ihre Schwester wußte noch niemand davon, sie hatte vor, es ihren Freunden während der Geburtstagsparty anzukündigen. Sie hatte einen Studienplatz in einer angesehenen Klavierakademie in New York bekommen und wollte dort mindestens ein Studienjahr verbringen. Zugleich hatte sie eine kleine Rolle in einer aufwendigen Hollywoodproduktion über den Tod von Sokrates bekommen; sie sollte eine Dienerin von Aphrodite spielen, während Robert de Niro Sokrates verkörperte. Es sei nur eine kleine Rolle mit Dreharbeiten von höchstens einer Woche, aber es war Hollywood, und die Gage reiche aus, um davon die Studiengebühren und den Aufenthalt zu bezahlen. Sie werde Anfang September abreisen.

Ich habe ihre Worte, wenn ich mich nicht täusche, mit völligem Schweigen aufgenommen. Ich war wie versteinert, unfähig zu reagieren, und hatte den Eindruck, daß ich in Schluchzen ausbrechen würde, wenn ich ein Wort sagte. *»Bueno … It's a big chance in my life …*«, sagte sie schließlich in klagendem Ton und drückte mir ihren Kopf in die Halsmulde. Fast hätte ich vorgeschlagen, sie in die USA zu begleiten und mich dort mit ihr niederzulassen, doch die Worte erstarben, ehe ich sie aussprechen konnte, denn mir war völlig klar, daß ihr diese Möglichkeit nicht einmal im Traum eingefallen wäre. Sie schlug mir auch nicht vor, sie dort zu besuchen: Es war für

sie ein neuer Lebensabschnitt, ein Neubeginn. Ich knipste die Nachttischlampe an und musterte sie aufmerksam, um zu sehen, ob ich an ihr eine Spur von Faszination für Amerika, für Hollywood entdecken konnte; nein, es war nicht der Fall, sie war ruhig und schien einen kühlen Kopf zu bewahren, sie traf bloß die beste Entscheidung angesichts der Umstände, eine zutiefst rationale Entscheidung. Überrascht über mein langes Schweigen, wandte sie schließlich den Kopf und sah mich an, ihr langes blondes Haar fiel ihr zu beiden Seiten des Gesichts herab, mein Blick heftete sich ungewollt auf ihre Brüste, ich streckte mich aus, löschte das Licht und atmete tief, ich wollte die Sache nicht noch komplizierter machen, wollte nicht, daß sie mich leiden sah.

Sie verbrachte den ganzen nächsten Tag damit, sich für das Fest vorzubereiten; in einem benachbarten Schönheitsinstitut ließ sie sich eine Gesichtsmaske aus Lehm auftragen und eine Hautreinigung vornehmen. Ich blieb im Hotel und rauchte eine Zigarette nach der anderen, während ich auf sie wartete; der folgende Tag verlief ähnlich: Nach ihrem Termin beim Frisör ging sie in ein paar Geschäfte, kaufte sich Ohrringe und einen neuen Gürtel. Ich verspürte eine große Leere in meinem Kopf, so ähnlich wie die zum Tode Verurteilten, die auf die Urteilsvollstreckung warten, zumindest nehme ich das an. Ich habe nie daran geglaubt, daß sie sich in ihren letzten Stunden ihr Leben noch einmal vor Augen führen und Bilanz ziehen: bis auf jene vielleicht, die an Gott glauben; ich denke, daß sie versuchen, diese Zeit so unbeteiligt wie möglich zu verbringen, manche schlafen, wenn sie das Glück haben, dazu fähig zu sein, ich war es nicht, ich glaube, ich habe in diesen zwei Tagen kein Auge zugetan.

Als sie am 17. August gegen 20 Uhr an meine Tür klopfte und im Türrahmen auftauchte, begriff ich, daß ich ihre Abreise nicht überleben würde. Sie trug ein kleines durchsichtiges Top, das unter ihren Brüsten verknotet war und deren Rundung erahnen ließ; ihre goldfarbenen Strümpfe, die von Strapsen gehalten wurden, endeten einen Zentimeter unterhalb ihres Rocks – einem superkurzen Minirock, fast nur ein Gürtel, aus goldfarbenem Nylon. Sie trug

keine Unterwäsche, und wenn sie sich hinabbeugte, um ihre hohen Stiefel zu schnüren, wurde ihr bloßer Hintern deutlich sichtbar; unwillkürlich streckte ich die Hand aus, um ihn zu streicheln. Sie wandte sich um, nahm mich in die Arme und warf mir einen so mitfühlenden, so zärtlichen Blick zu, daß ich einen Augenblick lang glaubte, sie würde zu mir sagen, sie wolle auf die Reise verzichten und bei mir bleiben, jetzt und für immer. Aber das tat sie nicht, und wir fuhren mit dem Taxi zu Pablos Loft.

Die ersten Gäste trafen gegen 23 Uhr ein, aber das Fest kam erst nach 3 Uhr morgens richtig in Schwung. Anfangs benahm ich mich noch ziemlich korrekt, ging mit einem Glas in der Hand einigermaßen lässig zwischen den Gästen hindurch; viele kannten mich oder hatten mich im Kino gesehen, was ein paar schlichte Gespräche auslöste, aber die Musik war sowieso viel zu laut, und daher begnügte ich mich ziemlich bald mit einem Kopfnicken. Es waren etwa zweihundert Personen gekommen, und ich war bestimmt der einzige, der über fünfundzwanzig war, aber selbst das konnte mich nicht mehr aus der Fassung bringen, ich war seltsam ruhig. Allerdings hatte die Katastrophe in gewisser Weise bereits stattgefunden. Esther sah bezaubernd aus und küßte die Neuankömmlinge zur Begrüßung mit überschwenglicher Herzlichkeit. Alle wußten inzwischen, daß sie in zwei Wochen nach New York gehen würde, und ich hatte anfangs befürchtet, mich ein wenig lächerlich zu machen, schließlich fiel mir die Rolle des Heinis zu, der von seiner Tussi *fallengelassen* wird, aber niemand ließ es mich spüren, die Leute sprachen mit mir, als befände ich mich in einer normalen Situation.

Gegen 10 Uhr morgens löste Trance die House-Rhythmen ab, ich hatte regelmäßig mein Glas mit Rumcocktail geleert und wieder gefüllt und wurde allmählich etwas müde, es wäre toll, wenn ich es schaffen würde, jetzt zu schlafen, sagte ich mir, aber ich glaubte nicht so recht daran, der Alkohol hatte mir zwar geholfen, die Beklemmung, die in mir aufstieg, im Zaum zu halten, aber ich spürte, daß sie noch immer tief in meinem Inneren lebendig war und nur darauf wartete, mich beim geringsten Anzeichen von Schwäche zu

überwältigen. Seit einer Weile hatten sich Paare gebildet, die sich, wie ich bemerkt hatte, in die Schlafzimmer zurückzogen. Ich ging aufs Geratewohl einen Flur entlang und öffnete eine Tür mit einem Poster, das Samenfäden in Großaufnahme darstellte. Ich hatte den Eindruck, als habe hier gerade eine Mini-Orgie stattgefunden; halb bekleidete junge Männer und Frauen lagen quer auf dem Bett. In einer Ecke saß eine ziemlich junge Blondine, die ihr T-Shirt bis über die Brüste hochgezogen hatte und den Männern einen blies; ich näherte mich ihr auf gut Glück, aber sie gab mir durch ein Zeichen zu verstehen, ich solle mich davonmachen. Ich setzte mich auf den Boden und lehnte mich an die Bettkante; nicht weit von mir befand sich eine Dunkelhaarige mit mattem Teint und herrlichen Brüsten, die ihren Rock bis zur Taille hochgezogen hatte. Sie schien fest zu schlafen und reagierte nicht, als ich ihre Schenkel spreizte, doch als ich einen Finger in die Muschi steckte, schob sie meine Hand mechanisch zurück, ohne dabei richtig wach zu werden. Resigniert setzte ich mich wieder ans Fußende des Betts und versank etwa eine halbe Stunde in eine trübe Benommenheit, bis ich plötzlich Esther hereinkommen sah. Sie war lebhaft, richtig in Form und wurde von einem Freund begleitet – einem kleinen hellblonden, hübschen Homo mit kurzem Haar, den ich vom Sehen kannte. Sie hatte Kokain für zwei Trips gekauft und hockte sich hin, um die Linien vorzubereiten, dann legte sie den Pappdeckel, den sie benutzt hatte, auf den Boden; sie hatte meine Anwesenheit nicht bemerkt. Ihr Freund nahm die erste Dosis. Als auch sie sich auf den Boden kniete, rutschte ihr der Rock über den Hintern hoch. Sie schob sich das Pappröhrchen in ein Nasenloch, und in dem Augenblick, als sie mit einer geschickten, sicheren Geste das weiße Pulver mit einem Zug sniffte, wußte ich, daß mir das Bild dieses kleinen unschuldigen, amoralischen Wesens, das weder gut noch schlecht, sondern nur auf der Suche nach einer guten Dosis Lust und Erregung war, für immer im Gedächtnis bleiben würde. Plötzlich mußte ich wieder daran zurückdenken, wie der Professor die Italienerin beschrieben hatte: eine hübsche Anordnung von Partikeln, eine glatte Oberfläche, ohne Individualität, deren Verschwinden keinerlei Bedeutung hatte … Darin war ich also

verliebt gewesen, das war mein ganzer Lebensinhalt gewesen und war es noch – was viel schlimmer war. Sie sprang auf, öffnete die Tür – die Musik war noch viel lauter zu hören – und ging wieder zu den anderen. Ich stand unwillkürlich auf und folgte ihr; als ich in den großen Raum kam, in dem das Fest stattfand, tanzte sie schon. Ich begann in ihrer Nähe zu tanzen, aber sie schien mich nicht zu sehen, ihr Haar wirbelte ihr ums Gesicht, ihre Bluse war völlig schweißgetränkt, ihre Brustwarzen zeichneten sich unter dem Stoff ab, der *beat* wurde immer schneller – wenigstens 160 bpm –, und ich hatte immer größere Mühe, ihm zu folgen, wir wurden kurz von einer Gruppe von drei jungen Männern getrennt, und dann tanzten wir Rücken an Rücken, ich preßte meinen Hintern an ihren, zur Antwort bewegte sie ihn rasch, unsere Ärsche rieben sich immer stärker aneinander, dann drehte sie sich um und erkannte mich. *»Hola*, Daniel…«, sagte sie lächelnd zu mir, ehe sie wieder zu tanzen begann, und dann wurden wir wieder von einer anderen Gruppe junger Männer getrennt, und ich fühlte mich auf einmal furchtbar müde. Kurz vorm Umfallen, setzte mich auf ein Sofa und schenkte mir ein Glas Whisky ein, aber das war keine gute Idee, denn mir wurde schlagartig übel, doch die Badezimmertür war abgeschlossen, und ich hämmerte mehrmals dagegen und sagte dabei: *»I'm sick! I'm sick!«*, bis mir schließlich eine junge Frau die Tür öffnete. Sie hatte sich ein Handtuch um die Hüften geschlungen und schloß wieder hinter mir ab, ehe sie in die Badewanne zurückkehrte, wo zwei Typen auf sie warteten, sie kniete sich hin, und einer der beiden schob ihr sogleich seinen Schwanz rein, während der andere in Stellung ging, um sich einen blasen zu lassen. Ich rannte zur Kloschüssel, steckte mir einen Finger in den Hals und übergab mich lange und schmerzhaft, bis es mir etwas besser ging, dann kehrte ich ins Schlafzimmer zurück und legte mich hin, dort befand sich jetzt nur noch die Dunkelhaarige, die mich kurz zuvor zurückgewiesen hatte, sie hatte noch immer den Rock bis zur Taille hochgeschoben und schlief friedlich. Plötzlich wurde ich furchtbar traurig, ohne daß ich dagegen ankam, stand wieder auf, machte mich auf die Suche nach Esther und klammerte mich ohne die geringste Scham

buchstäblich an sie, hielt sie an den Hüften fest und flehte sie an, mit mir zu reden, immer wieder mit mir zu reden, bei mir zu bleiben, mich nicht allein zu lassen, bis sie sich mit zunehmender Ungeduld von mir befreite und zu ihren Freunden ging, doch ich ließ nicht locker, nahm sie in die Arme, und sie stieß mich erneut zurück, und ich sah, wie die Gesichter ringsum mich herum verschlossener wurden, vermutlich redeten die anderen auch auf mich ein, aber ich verstand nichts, der Lärm der Bässe übertönte alles. Schließlich hörte ich, wie sie mit eindringlicher Stimme sagte: *»Please, Daniel, please… It's a party!«,* aber es half alles nichts, das Gefühl, daß sie mich im Stich gelassen hatte, wurde immer stärker, überwältigte mich, ich legte ihr wieder den Kopf auf die Schulter, doch da stieß sie mich mit beiden Armen heftig zurück und schrie: *»Stop that!«,* jetzt sah sie wirklich wütend aus, mehrere Leute rings um uns hatten aufgehört zu tanzen, ich wandte mich ab, kehrte wieder in das Schlafzimmer zurück, rollte mich auf dem Boden zusammen, vergrub den Kopf in den Händen und begann zum erstenmal seit mindestens zwanzig Jahren zu weinen.

Das Fest ging den ganzen Tag weiter, gegen fünf Uhr nachmittags kam Pablo mit Schokoladenhörnchen und Croissants zurück, ich nahm einen Croissant und tunkte ihn in ein Schälchen Milchkaffee, die Musik war ruhiger geworden, es war eine ziemlich melodische, ruhige Art von Chill-out, mehrere Mädchen tanzten und bewegten dabei langsam die Arme wie große Flügel. Esther war nur ein paar Meter von mir entfernt, doch sie schenkte mir keinerlei Aufmerksamkeit, als ich mich hinsetzte; sie unterhielt sich weiter mit ihren Freunden, gemeinsam riefen sie Erinnerungen an andere Partys wach, und in diesem Augenblick begriff ich die Sache wirklich. Sie ging für ein Jahr oder vielleicht für immer in die USA; dort würde sie neue Freunde kennenlernen und natürlich einen neuen *boyfriend* finden. Sie verließ mich zwar, aber eben auf die gleiche Weise wie die anderen, meine Stellung unterschied sich nicht von der der anderen. Das Gefühl der ungeteilten Zuneigung, das ich für sie empfand und das mich immer mehr quälen und schließlich zerstören sollte, wurde von ihr nicht erwidert, war in ihren Augen nicht

gerechtfertigt, nicht begründet: Wir besaßen nicht das gleiche Fleisch, wir konnten weder den gleichen Schmerz noch die gleiche Freude empfinden, wir waren ganz eindeutig zwei getrennte Wesen. Isabelle hatte nichts für Lust, Esther dagegen nichts für Liebe übrig, sie *wollte nicht* verliebt sein, sie lehnte das Gefühl der Ausschließlichkeit, der Abhängigkeit ab, und ihre ganze Generation lehnte es ab, genau wie sie. Und ich mit meinen romantischen Kindereien, meiner Anhänglichkeit, meinen Ketten irrte zwischen ihnen umher wie ein vorsintflutliches Gespenst. Für Esther wie für alle Mädchen ihrer Generation war die Sexualität nur ein angenehmer Zeitvertreib, der von Verführungskunst und Erotik gesteuert wurde und keinerlei affektive Verpflichtung voraussetzte; vermutlich ist die Liebe – genau wie Nietzsche zufolge das Mitleid – seit jeher nur eine Fiktion gewesen, die von den Schwachen erfunden worden ist, um bei den Starken Schuldgefühle hervorzurufen und deren Freiheit und natürlicher Grausamkeit Grenzen zu setzen. Die Frauen waren einst schwach gewesen, besonders zur Zeit der Niederkunft, sie hatten in den Anfängen einen mächtigen Beschützer im Leben gebraucht, und zu diesem Zweck haben sie die Liebe erfunden, aber heute waren sie stark geworden, waren frei und unabhängig und verzichteten seither darauf, ein Gefühl zu erwecken oder zu empfinden, das keinerlei konkrete Rechtfertigung mehr besaß. Das mehr als tausendjährige männliche Vorhaben, das heutzutage in den pornographischen Filmen deutlich zum Ausdruck kommt und das darin besteht, der Sexualität jegliche affektive Konnotation zu nehmen und sie in den Bereich des reinen Zeitvertreibs einzureihen, hatte sich endlich in dieser Generation durchsetzen können. Was ich empfand, konnten diese jungen Leute weder empfinden noch wirklich verstehen, und hätten sie es verstehen können, wären sie davon peinlich berührt gewesen wie beim Anblick einer lächerlichen, etwas schmachvollen Sache oder angesichts eines Stigmas aus älterer Zeit. Nach Jahrzehnten der Konditionierung und eifrigen Bemühens hatten sie es schließlich geschafft, eines der ältesten menschlichen Gefühle ihrem Herzen zu entreißen, und jetzt war es geschehen, was zerstört war, konnte nicht erneut gebildet werden, ebensowenig wie sich die

Scherben einer zerbrochenen Tasse selbst wieder zusammenfügen konnten, sie hatten ihr Ziel erreicht: Zu keinem Zeitpunkt ihres Lebens würden sie die Liebe kennenlernen. Sie waren frei.

Gegen Mitternacht legte jemand Technomusik auf, und die Leute begannen wieder zu tanzen; die Dealer waren gegangen, aber es gab noch ziemlich viele Poppers und genug Ecstasy. Ich verlor mich in unangenehmen, dumpfen Betrachtungen, als irrte ich durch eine Folge dunkler Räume. Ohne bestimmten Grund mußte ich an Gerard, den elohimitischen Humoristen, zurückdenken. »Das ist völlig unwichs-dich …«, sagte ich irgendwann zu einem Mädchen, einer stumpfsinnigen Schwedin, die sowieso nur Englisch sprach; sie blickte mich seltsam an, und da bemerkte ich, daß mich mehrere Leute seltsam anstarrten und ich anscheinend schon seit einer Weile Selbstgespräche führte. Ich nickte, blickte auf die Uhr, ging zum Swimmingpool und setzte mich in einen Liegestuhl; es war schon zwei Uhr morgens, aber es herrschte immer noch eine stickige Hitze.

Einige Zeit später stellte ich fest, daß ich Esther schon lange nicht mehr gesehen hatte, und machte mich mehr oder weniger auf die Suche nach ihr. In dem Raum, in dem die Party stattgefunden hatte, war kaum noch jemand; ich stieg im Flur über mehrere Leute hinweg und entdeckte sie schließlich in einem der hinteren Schlafzimmer, wo sie umgeben von mehreren jungen Männern auf dem Bett lag; sie hatte bis auf den goldfarbenen Minirock, der bis zur Taille hochgeschoben war, alles ausgezogen. Ein großer junger Mann mit langen braunen Locken, der Pablo sein konnte, lag hinter ihr, streichelte ihr den Hintern und war kurz davor, sie zu penetrieren. Sie sprach mit einem anderen, ebenfalls braunhaarigen, muskulösen jungen Mann, den ich nicht kannte; gleichzeitig spielte sie mit seinem Glied, klopfte sich damit lächelnd gegen die Nase und gegen die Wangen.

Ich schloß leise wieder die Tür. Ich wußte noch nicht, daß es das letzte Bild war, das mir von ihr in Erinnerung bleiben sollte.

Einige Zeit darauf, als der Tag über Madrid anbrach, onanierte ich mit schnellen Handbewegungen neben dem Swimmingpool. Ein paar Meter von mir entfernt saß eine schwarzgekleidete junge Frau mit

leerem Blick; ich hatte gedacht, sie hätte meine Anwesenheit nicht einmal bemerkt, aber in dem Augenblick, in dem ich ejakulierte, spuckte sie seitlich auf den Boden.

Ich schlief schließlich ein und schlief vermutlich lange, denn als ich aufwachte, war niemand mehr da; selbst Pablo war weggegangen. Ich hatte getrocknetes Sperma auf meiner Hose und mußte wohl Whisky auf mein Hemd gegossen haben, denn es stank. Ich stand mit Mühe auf, ging mitten zwischen Essensresten und leeren Flaschen über die Terrasse. Ich stützte mich mit den Ellbogen auf das Geländer und beobachtete die Straße unter mir. Die Sonne sank bereits am Himmel, bald würde es dunkel werden, und ich wußte in etwa, was mich erwartete. Ich hatte offensichtlich zum letzten Sprint auf der Zielgeraden angesetzt.

Daniel25,9

Schimmernde Metallkugeln schwebten in der Atmosphäre; sie drehten sich langsam um die eigene Achse und gaben eine Art Sphärenmusik von sich. Die lokale Bevölkerung zeigte ihnen gegenüber ein seltsames Verhalten, eine Mischung aus Verehrung und Sarkasmus. Diese Bevölkerung setzte sich unbestreitbar aus in Sozialformen lebenden Primaten zusammen – aber handelte es sich dabei um Wilde, Neo-Menschen oder Wesen einer dritten Gattung? Ihre Kleidung, die aus großen schwarzen Umhängen und Kapuzen mit Augenschlitzen bestand, ließ keine eindeutige Bestimmung zu. Die zerstörte Umgebung hatte anscheinend einen Bezug zu existierenden Landschaften – manche Ansichten erinnerten an die Beschreibung, die Daniel1 von Lanzarote gegeben hat; ich verstand nicht so recht, worauf Marie23 mit dieser ikonographischen Rekonstruktion hinauswollte.

Dem apperzeptiven Zentrum,
Dem emotiven IGUS,
Das den Untergang überlebt hat,
Legen wir Zeugnis ab.

Auch wenn Marie23, alle Neo-Menschen und ich selbst nur kybernetische Fiktionen waren, wie ich manchmal vermutete, zeigte allein die Prägnanz dieser Fiktionen, daß es ein oder mehrere IGUS gab, ganz gleich ob sie biologischer, digitaler oder intermediärer Art waren. Die Existenz eines IGUS reichte als solche aus, um zu beweisen, daß irgendwann im Rahmen der unzähligen Möglichkeiten der Wasserspiegel der Meere gesunken war; dieses Phänomen war die Voraussetzung für das Paradigma der Existenz. Selbst die Zukünftigen müßten, falls es sie eines Tages geben sollte, ihren ontologischen Status mit den allgemeinen Funktionsbedingungen der IG US in Übereinstimmung bringen. Hartle und Gell-Mann haben bereits nachgewiesen, daß die kognitive Funktion des IGUS (Information Gathering and Utilizing Systems) Stabilität und einen

wechselseitigen Ausschluß der Ereignissequenzen voraussetzt. Für ein Beobachter-IGUS, ganz gleich ob natürlich oder künstlich, kann nur ein einziger Zweig des Universums eine reale Existenz besitzen; auch wenn diese Schlußfolgerung in keiner Weise die Existenz anderer Zweige des Universums ausschließt, verbietet sie einem gegebenen Beobachter jeden Zugang dazu, oder um es mit der etwas rätselhaften, aber durchaus synthetischen Formulierung von Gell-Mann zu sagen: »In jedem Zweig wird nur dieser Zweig bewahrt.« Die Existenz einer Gemeinschaft von Beobachtern, auch wenn sie nur auf zwei IGUS beschränkt sein sollte, erbrachte somit den Nachweis dafür, daß es eine *Realität* gab.

Wenn man an der üblichen Hypothese einer ununterbrochenen Evolution von Lebewesen innerhalb einer auf Kohlenhydratstoffwechsel basierenden Linie festhielt, bestand kein Grund für die Annahme, daß die stammesgeschichtliche Entwicklung der Wilden durch die Große Trockenzeit unterbrochen worden sei; nichts deutete jedoch daraufhin, daß sie, wie Marie23 vermutete, erneut die Fähigkeit der Sprache entwickeln konnten oder daß sich intelligente Gemeinschaften gebildet hätten, die neue Gesellschaften hervorbrachten, deren Grundlagen zu den von den Gründern seinerzeit gelegten in Gegensatz standen.

Das Thema der Gesellschaften von Wilden läßt Marie23 dennoch nicht los, denn sie kommt im Verlauf unseres Austauschs, der immer reger wird, immer öfter darauf zurück. Ich spüre, daß sie von einer gewissen Aufruhrstimmung, von Ungeduld erfaßt wird, die allmählich auf mich abfärbt, obwohl die äußeren Umstände es in keiner Weise rechtfertigen, daß wir unseren Zustand der Stase verlassen, und ich bin nach diesen Sequenzen der Intermediation häufig erschüttert und geradezu geschwächt. Zum Glück besänftigt mich die Anwesenheit von Fox bald wieder, und dann lasse ich mich in meinem Lieblingssessel im nördlichsten Winkel des großen Zimmers nieder und warte mit geschlossenen Augen ruhig im Licht sitzend auf unseren nächsten Kontakt.

Daniel1,21

Ich fuhr noch am selben Tag mit dem Zug nach Biarritz; in Handaye mußte ich umsteigen, Mädchen in kurzen Röcken und allgemeine Ferienstimmung, die mich natürlich kaum betraf, aber ich war noch imstande, die Sache wahrzunehmen, hatte noch menschliche Regungen, da brauchte ich mir keine Illusionen zu machen, ich war noch nicht völlig *immun,* die Erlösung stand noch nicht auf der Tagesordnung, nicht vor meinem tatsächlichen Tod. Ich nahm ein Zimmer in der *Villa Eugenie,* einem ehemaligen Sommerwohnsitz, den Napoleon III. der Kaiserin geschenkt hatte und der im 20. Jahrhundert in ein Luxushotel umgewandelt worden war. Auch das Restaurant hieß *Villa Eugenie* und hatte einen Stern im Guide Michelin. Ich bestellte *chipirones* und eine Art Risotto mit Tintenfischsoße; es schmeckte gut. Ich hatte den Eindruck, ich könnte jeden Tag das gleiche essen und, allgemeiner gesagt, ich könnte lange hier bleiben, ein paar Monate, vielleicht das ganze Leben. Am nächsten Morgen kaufte ich mir ein Notebook, den Samsung X10, und einen Drucker, den Canon i8o. Ich hatte mehr oder weniger die Absicht, mit dem Vorhaben zu beginnen, von dem ich Vincent erzählt hatte: einer noch nicht näher bestimmten Leserschaft die Ereignisse zu schildern, die ich auf Lanzarote erlebt hatte. Erst viel später, nachdem ich mehrere Gespräche mit ihm geführt und ihm ausführlich auseinandergesetzt hatte, daß das Schreiben dieses Berichts mich ein wenig besänftigt und mir das Gefühl vermittelt hatte, wenigstens halbwegs klar zu sehen, kam er auf den Gedanken, alle Anwärter auf die Unsterblichkeit zu bitten, einen *Lebensbericht* zu schreiben, und zwar so ausführlich wie möglich; mein eigenes Vorhaben wurde dadurch indirekt geprägt und bekam einen stärker autobiographischen Charakter.

Als ich nach Biarritz fuhr, hatte ich natürlich die Absicht, Isabelle wiederzusehen, aber sobald ich mich im Hotel häuslich niedergelassen hatte, kam mir die Sache gar nicht mehr so eilig vor, was immerhin ziemlich seltsam war, denn es war mir bereits völlig klar, daß ich nur noch eine begrenzte Zeit zu leben hatte. Jeden Tag

machte ich einen Spaziergang von etwa einer Viertelstunde am Strand entlang und sagte mir, daß ich ihr möglicherweise in Begleitung von Fox begegnen würde; aber das geschah nicht, und so entschloß ich mich nach Ablauf von zwei Wochen, sie anzurufen. Vielleicht hatte sie ja die Stadt verlassen, immerhin standen wir seit über einem Jahr nicht mehr in Kontakt.

Sie hatte die Stadt nicht verlassen, teilte mir aber mit, daß sie es tun würde, sobald ihre Mutter gestorben sei – was in ein bis zwei Wochen oder spätestens in einem Monat der Fall sein würde. Sie schien sich nicht sonderlich darüber zu freuen, von mir zu hören, und so mußte ich ihr schließlich vorschlagen, uns zu treffen. Ich lud sie zum Essen in das Hotel-Restaurant ein; das sei nicht möglich, sagte sie zu mir, Hunde hätten dort keinen Zutritt. Wir einigten uns schließlich darauf, uns wie gewohnt im *Surfeur d'Argent* zu treffen, aber ich spürte sofort, daß sich irgend etwas geändert hatte. Es war merkwürdig, kaum zu erklären, aber zum erstenmal hatte ich den Eindruck, als sei sie sauer auf mich. Mir wurde auch klar, daß ich ihr nie etwas von Esther erzählt hatte, nicht ein einziges Wort, und das verstand ich nicht recht, denn wir waren, wie ich wiederholen möchte, zivilisierte, *moderne* Menschen; bei unserer Trennung hatte es keinerlei Streitigkeiten, nicht einmal finanzieller Art gegeben, man kann sagen, daß wir als *gute Freunde* auseinandergegangen waren.

Fox war etwas gealtert und hatte zugenommen, aber er war noch genauso verschmust und munter wie früher, ich mußte ihm nur ein bißchen dabei helfen, mir auf den Schoß zu klettern, das war alles. Wir sprachen etwa zehn Minuten über ihn: Er versetzte die Schicki-micki-Schnepfen aus Biarritz in Entzücken, vermutlich weil die englische Königin den gleichen Hund hatte – und Mick Jagger, seit er in den Adelsstand erhoben worden war, ebenfalls. Er sei absolut keine Promenadenmischung, klärte Isabelle mich auf, sondern ein Welsh Corgi Pembroke, ein Hund, wie er seit jeher von der königlichen Familie gehalten wurde; die Gründe, weshalb sich dieses kleine Wesen adliger Herkunft im Alter von drei Monaten inmitten einer Meute streunender Hunde am Rand einer spanischen Autobahn befunden hatte, würden für immer ein Rätsel bleiben.

Dieses Thema beschäftigte uns etwa eine Viertelstunde, und dann kamen wir unvermeidlich, wie infolge eines Naturgesetzes, zum Kern des Problems, und ich erzählte Isabelle meine Geschichte mit Esther. Ich erzählte ihr alles, von Anfang an, redete über zwei Stunden und schloß mit dem Bericht über die Geburtstagsparty in Madrid. Sie hörte mir aufmerksam zu, ohne mich zu unterbrechen und ohne wirklich Erstaunen zu äußern. »Ja, du bist immer scharf auf Sex gewesen…«, sagte sie nur kurz halblaut, als ich begann, ein paar erotische Betrachtungen anzustellen. Sie habe schon lange etwas geahnt, sagte sie mir, als ich mit meinem Bericht fertig war, sie freue sich darüber, daß ich mich entschlossen hätte, ihr davon zu erzählen.

»Im Grunde gibt es zwei Frauen, die in meinem Leben wichtig waren«, sagte ich zusammenfassend. »Die erste bist du – und du hattest nicht genug für Sex übrig; und die zweite ist Esther – und sie hatte nicht genug für die Liebe übrig.« Diesmal lächelte sie ganz offen. »Das stimmt…«, erwiderte sie mit veränderter Stimme, die plötzlich erstaunlich spöttisch und jugendlich war, »du hast wirklich Pech gehabt…«

Sie dachte nach und fügte dann hinzu: »Letztlich sind die Männer nie mit ihren Frauen zufrieden…«

»Ja, selten.«

»Sie wollen vermutlich widersprüchliche Dinge. Na ja, die Frauen wohl jetzt auch, aber das ist noch nicht lange her. Im Grunde war die Polygamie vielleicht gar nicht so schlecht…«

Das Scheitern einer Zivilisation ist eine traurige Angelegenheit, es ist traurig, mit ansehen zu müssen, wie sich ihre klügsten Köpfe verrennen – zunächst fühlt man sich leicht unwohl in der eigenen Haut, und schließlich sehnt man sich nach einer islamischen Republik. Na ja, sagen wir, es ist ein *bißchen traurig;* es gibt selbstverständlich traurigere Dinge. Isabelle hatte theoretische Diskussionen immer schon gemocht, das hatte mich unter anderem an ihr so gereizt; es kann ziemlich unfruchtbar und sogar verhängnisvoll sein, vor allem, wenn es sich um eine Diskussion um der bloßen Diskussion willen handelt, doch es gibt auch tiefsinnige, kreative und

zärtliche Diskussionen, und zwar direkt nach dem Liebesakt – unmittelbar nach dem wahren Leben. Wir blickten uns fest in die Augen, und ich wußte, ich spürte, daß sich etwas ereignen würde, die Geräusche in dem Restaurant schienen verstummt zu sein, es war, als wären wir in eine Zone der Stille geraten, ob vorläufig oder endgültig, das konnte ich noch nicht entscheiden, und schließlich sagte sie, ohne den Blick abzuwenden, mit klarer, bestimmter Stimme: »Ich liebe dich noch immer.«

Ich schlief in jener Nacht und auch in den folgenden bei ihr, ohne jedoch mein Hotelzimmer aufzugeben. Wie ich mir gedacht hatte, war ihre Wohnung sehr geschmackvoll eingerichtet; sie befand sich in einer kleinen Wohnanlage, die von einem Park umgeben war, etwa hundert Meter vom Ozean entfernt. Mit Vergnügen bereitete ich den Freßnapf für Fox zu und unternahm mit ihm Spaziergänge; er lief jetzt langsamer und interessierte sich weniger für andere Hunde.

Jeden Morgen fuhr Isabelle mit dem Auto ins Krankenhaus, sie verbrachte dort den größten Teil des Tages bei ihrer Mutter; diese werde gut versorgt, sagte sie mir, was zu einer Ausnahme geworden sei. Wie jedes Jahr war der Sommer in Frankreich außergewöhnlich heiß, und wie jedes Jahr starben die alten Leute aufgrund mangelnder Pflege in den Krankenhäusern und Altenheimen massenweise. Aber schon seit langem empörte man sich nicht mehr darüber, das war inzwischen so *üblich geworden*, war gleichermaßen ein natürliches Mittel, um die sich auf das wirtschaftliche Gleichgewicht des Landes negativ auswirkende, statistisch gesehen überproportional hohe Anzahl von Menschen im Greisenalter zu regulieren. Isabelle war da anders, und in den Tagen, die ich bei ihr verbrachte, wurde mir wieder bewußt, daß sie moralisch gesehen den Männern und Frauen ihrer Generation überlegen war: sie war großzügiger, aufmerksamer, liebevoller. Auf sexueller Ebene spielte sich zwischen uns jedoch nichts ab; wir schliefen im selben Bett, und das störte uns nicht einmal, führte aber auch nicht dazu, daß wir resigniert aufgegeben hätten. Ehrlich gesagt, war ich ziemlich erschöpft, die Hitze machte auch mir schwer zu schaffen, ich hatte den Eindruck, etwa soviel Energie zu besitzen wie eine tote Auster, und diese Benommenheit

wirkte sich auf alles aus. Tagsüber setzte ich mich an einen kleinen Tisch mit Blick auf den Park, um zu schreiben, doch es kam nichts, nichts erschien mir wichtig oder bedeutsam, ich hatte mein Leben hinter mir, und jetzt war es kurz davor, zu Ende zu gehen, das war alles, es erging mir wie allen anderen, meine Karriere als *showman* schien mir in weite Ferne gerückt, von alldem würde nicht die geringste Spur übrigbleiben.

Manchmal wurde mir jedoch wieder bewußt, daß meine Erzählung ursprünglich ein anderes Ziel verfolgt hatte; mir war durchaus klar, daß ich in Lanzarote eine der wichtigsten, vielleicht sogar die entscheidende Etappe innerhalb der Evolution des Menschengeschlechts miterlebt hatte. Eines Morgens, als ich etwas mehr Energie hatte, rief ich Vincent an: Sie seien mitten im Umzug, sagte er mir, sie hätten beschlossen, die Villa des Propheten in Santa Monica zu verkaufen und den offiziellen Sitz der Kirche nach Chevilly-Larue zu verlegen. Der Professor sei in Lanzarote in seinem Labor geblieben, aber Flic sei mit seiner Frau da, sie hätten ein Einfamilienhaus in der Nähe gekauft, und sie seien dabei, neue Büros zu bauen, stellten mehrere Leute ein und dächten daran, Geschäftsanteile eines Fernsehsenders zu kaufen, der sich den neuen Kulten widmete. Ganz offensichtlich unternahm er Dinge, die zumindest in seinen Augen wichtig und bedeutsam waren. Dennoch beneidete ich ihn nicht: Mein ganzes Leben lang hatte ich mich nur für meinen Pimmel oder für gar nichts interessiert, und jetzt war mein Pimmel abgestorben, und ich folgte seinem verhängnisvollen Niedergang, etwas Besseres hatte ich nicht verdient, sagte ich mir und versuchte bei diesem Gedanken ein genußvolles Selbstmitleid zu empfinden. Dabei breitete sich in meinem Geist ein immer stärkeres Entsetzen aus, ein Entsetzen, das noch durch die unbewegliche brütende Hitze und das unvermindert strahlende Blau des Himmels verstärkt wurde.

Isabelle spürte das wohl alles und blickte mich seufzend an, und nach Ablauf von zwei Wochen wurde es allmählich klar, daß die Sache ein schlimmes Ende nehmen würde, daher war es besser, wenn ich noch einmal und, genauer gesagt, zum letzten Mal wieder abreiste, denn wir waren wirklich zu alt, zu verbraucht, zu verbittert,

konnten uns nur noch wehtun und uns gegenseitig die Schuld für das allgemeine Versagen in die Schuhe schieben. Bei unserer letzten Mahlzeit (der Abend brachte etwas Kühle mit sich, wir hatten den Tisch in den Garten gestellt, und Isabelle hatte etwas besonders Leckeres gekocht) erzählte ich ihr von der elohimitischen Kirche und dem auf Lanzarote gegebenen Versprechen der Unsterblichkeit. Sie hatte natürlich die Nachrichten gehört, glaubte aber wie die meisten Leute, daß es sich dabei um völligen Schwindel handelte, und wußte nicht, daß ich dabei gewesen war. Mir wurde auf einmal klar, daß sie Patrick nie kennengelernt hatte, auch wenn sie sich an Robert den Belgier erinnerte, und daß im Grunde viel in meinem Leben geschehen war, seit wir uns getrennt hatten, es war eigentlich erstaunlich, daß ich ihr nicht früher davon erzählt hatte. Vermutlich war die Vorstellung noch zu neu, ehrlich gesagt, vergaß ich selbst die meiste Zeit, daß ich unsterblich geworden war, ich mußte mich direkt anstrengen, um mich daran zu erinnern. Ich erklärte ihr dennoch die ganze Angelegenheit von Anfang an, mit allen erforderlichen Einzelheiten, schilderte ihr vor allem die Persönlichkeit des Professors und welch kompetenten Eindruck er auf mich gemacht hatte. Auch ihre Intelligenz war noch sehr rege, ich glaube, sie verstand zwar nichts von Genetik, hatte sich nie die Zeit genommen, sich dafür zu interessieren, konnte aber trotzdem meinen Erklärungen ohne Schwierigkeit folgen und zog sogleich die Schlußfolgerung daraus.

»Die Unsterblichkeit also …«, sagte sie. »Das wäre dann so etwas wie eine zweite Chance.«

»Oder eine dritte Chance; oder unendlich viele Chancen. Die richtige Unsterblichkeit.«

»Na gut; ich bin damit einverstanden, ihnen meine DNA zu überlassen und ihnen mein ganzes Hab und Gut zu vermachen. Ich werde es auch für Fox tun. Für meine Mutter …« Sie zögerte und ihr Gesicht verfinsterte sich. »Ich glaube, für sie ist es zu spät; das würde sie nicht verstehen. Sie leidet jetzt; ich glaube, sie hat nur noch den Wunsch zu sterben. Sie will das Nichts.«

Es überraschte mich, wie schnell sie reagierte, und von diesem Augenblick an hatte ich wohl die Eingebung, daß etwas Neues im

Entstehen begriffen war. Daß eine neue Religion in den westlichen Ländern aufkommen konnte, war schon als solches überraschend, wenn man bedenkt, daß die europäische Geschichte der letzten dreißig Jahre vom massiven, verblüffend raschen Zusammenbruch der herkömmlichen Glaubenslehren gekennzeichnet war. In Ländern wie Spanien, Polen oder Irland waren das Gesellschaftsleben und sämtliche Verhaltensweisen seit Jahrhunderten vom katholischen Glauben geprägt worden, er war dort tief verwurzelt und allgemein verbreitet gewesen, hatte sich maßgeblich auf die Moral und die Familienbeziehungen ausgewirkt, hatte das ganze kulturelle und künstlerische Leben, die gesellschaftlichen Hierarchien, die Traditionen, die Lebensregeln bestimmt. Im Verlauf weniger Jahre, in unglaublich kurzer Zeit – weniger als einer Generation – war all das verschwunden, hatte sich in Nichts aufgelöst. In diesen Ländern glaubte heute niemand mehr an Gott, nahm niemand mehr Rücksicht auf die Religion, und kaum jemand erinnerte sich daran, je an Gott geglaubt zu haben; und all das hatte sich ohne Schwierigkeiten, ohne Konflikte, ohne Gewalt oder irgendeinen Protest vollzogen, sogar ohne wirkliche Diskussion, ebenso selbstverständlich wie ein schwerer Gegenstand, der, eine Zeitlang von äußeren Banden aus dem Gleichgewicht gebracht, dieses wiederfindet, sobald man die Bande löst. Der menschliche Glaube war vielleicht gar nicht so ein massiver, fester, unverrückbarer Block, wie man ihn sich gewöhnlich vorstellt; vielleicht war er ganz im Gegenteil gerade das, was im Menschen besonders flüchtig, besonders empfindlich und ganz schnell bereit ist, zu entstehen und wieder zu verschwinden.

Daniel25,10

Die meisten Zeugnisse bestätigen es uns: Tatsächlich hatte die elohimitische Kirche von dieser Epoche an immer größeren Zulauf und verbreitete sich, ohne auf Widerstand zu treffen, in der gesamten westlichen Welt. Nachdem sie sich in knapp zwei Jahren die westlichen buddhistischen Strömungen in Rekordzeit einverleibt hatte, absorbierte die elohimitische Bewegung ebenso leicht die letzten Reste des dem Untergang geweihten Christentums, ehe sie sich nach Asien wandte, das sie von Japan ausgehend in nicht minder überraschendem Tempo eroberte, vor allem wenn man bedenkt, daß sich dieser Kontinent jahrhundertelang allen christlichen Missionierungsversuchen siegreich widersetzt hatte. Allerdings hatten sich die Zeiten geändert, und der Elohimismus trat gewissermaßen in die Fußstapfen des Konsumkapitalismus – der dadurch, daß er die Jugend als begehrenswertestes höchstes Ziel erkor, nach und nach den Respekt vor der Tradition und den Ahnenkult zerstört hatte –, da er den Menschen versprach, ihre Jugend und die damit verbundenen Vergnügen für alle Zeiten bewahren zu können.

Erstaunlicherweise stellte der Islam viel länger ein Bollwerk des Widerstands dar. Die muslimische Religion, die sich auf eine ständige massive Einwanderung stützte, verstärkte sich in den westlichen Ländern praktisch im gleichen Rhythmus wie der Elohimismus; auch wenn sie sich vornehmlich an die aus dem Maghreb und Schwarzafrika stammende Bevölkerung wandte, hatte sie dennoch zunehmenden Erfolg bei den »alteingesessenen« Europäern, und zwar ausschließlich aufgrund der ihr innewohnenden Machohaltung. Denn der Verzicht auf die Machohaltung hatte zwar die Männer unglücklich gemacht, die Frauen jedoch nicht glücklicher. Immer mehr Männer und vor allem Frauen träumten von der Rückkehr zu einem System, in dem die Frauen züchtig und gehorsam waren und sie ihre Jungfräulichkeit bewahrten. Selbstverständlich nahm der erotische Druck, dem die Körper der Mädchen ausgesetzt waren, immer mehr zu, und die Ausbreitung des Islam wurde nur durch eine Reihe von Arrangements ermöglicht, die unter dem Einfluß einer

neuen Generation von Imams vollzogen wurden. Sie ließen sich zugleich von der katholischen Tradition, Reality-TV und dem Gespür fürs Theatralische der amerikanischen Fernseh-Evangelisten anregen und entwickelten für das muslimische Publikum Drehbücher mit erbaulichen Lebensabläufen, die auf Bekehrung und Vergebung der Sünden gründeten, obwohl diese beiden Begriffe der islamischen Tradition eigentlich relativ fremd waren. Bei dem Standardschema, das in identischer Form in Dutzenden von *telenovelas* reproduziert wurde, die zumeist in der Türkei oder in Nordafrika gedreht wurden, führt ein Mädchen zum Entsetzen seiner Eltern zunächst ein ausschweifendes Leben, geprägt von Alkohol, Drogen und hemmungsloser sexueller Freiheit. Und dann, aufgrund eines Ereignisses, das ihm einen heilsamen Schock versetzt (eine schmerzhafte Abtreibung; die Begegnung mit einem jungen frommen rechtschaffenen Muslim, der ein Ingenieurstudium absolviert), läßt es die Versuchungen der Welt weit hinter sich und wird eine fügsame, keusche, Schleier tragende Ehefrau. Das gleiche Schema gab es auch in einer männlichen Version, bei der in der Regel Rapper in Szene gesetzt waren und Kriminalität und Konsum harter Drogen im Vordergrund standen. Diese scheinheiligen Filme hatten vor allem deshalb so großen Erfolg, weil das Alter, das für die Bekehrung gewählt wurde (zwischen zweiundzwanzig und fünfundzwanzig Jahren) in etwa dem Alter entsprach, in dem die maghrebinischen Frauen, die in ihrer Jugend unglaublich schön gewesen waren, allmählich dicker wurden und das Bedürfnis hatten, Kleider zu tragen, die ihren Körper stärker verhüllten. Im Verlauf von ein oder zwei Jahrzehnten gelang es dem Islam, in Europa die Rolle zu übernehmen, die der Katholizismus in seinen Glanzzeiten gespielt hatte: Der Islam wurde zu einer »offiziellen« Religion, die Einfluß auf den Kalender nahm und kleine Zeremonien organisierte, die dem Zeitablauf einen gewissen Rhythmus verliehen, einer Religion mit Dogmen, die primitiv genug waren, um einer möglichst großen Anzahl von Menschen den Zugang zu erlauben, und die zugleich eine gewisse Mehrdeutigkeit bewahrten, um auch die hellsten Kopfe zu betören, wobei theoretisch von den Leuten eine unangreifbare moralische Strenge gefordert

wurde; doch in der Praxis gab es Zwischenlösungen, die es erlaubten, jeden x-beliebigen Sünder aufzunehmen. Das gleiche Phänomen vollzog sich auch in den USA, und zwar vor allem innerhalb der schwarzen Bevölkerung – allerdings mit dem Unterschied, daß der Katholizismus, der von den lateinamerikanischen Einwanderern getragen wurde, dort lange eine wichtigere Stellung einnahm.

All das konnte natürlich nur eine gewisse Zeit dauern, und die Weigerung zu altern, ein *solides* Leben zu führen und sich in eine gute dicke Hausfrau und Mutter zu verwandeln, sollte ein paar Jahre später auch die Bevölkerung anstecken, die von Einwanderern abstammte. Ist ein Gesellschaftssystem erst einmal zerstört, ist diese Zerstörung endgültig, dann besteht keine Möglichkeit des Zurück mehr. Die Gesetze der gesellschaftlichen Entropie, die im Prinzip für alle menschlichen Bezienungssvsteme gelten, wurden erst zweihundert Jahre später von Hewlett und Dude völlig stringent nachgewiesen; aber sie waren schon seit langem intuitiv bekannt. Das Ende des Islam in der westlichen Welt erinnert auf seltsame Weise an den Niedergang des Kommunismus ein paar Jahrzehnte zuvor: Im einen wie im anderen Fall ging der Gegenschlag von den Ursprungsländern aus und fegte in wenigen Jahren die in den Gastländern aufgebauten Organisationen hinweg, obwohl sie mächtig und steinreich waren. Als die arabischen Länder nach jahrelanger Unterminierungsarbeit, die vor allem über geheime Internetverbindungen und das Herunterladen dekadenter Kulturprodukte erreicht wurde, endlich Zugang zu einer Lebensweise bekamen, die auf Massenkonsum, sexueller Freiheit und Freizeitgestaltung basierte, war die Begeisterung der Bevölkerung ebenso lebhaft und groß wie zirka fünfzig Jahre zuvor in den kommunistischen Ländern. Die Bewegung entstand, wie so oft in der Geschichte der Menschheit, in Palästina, genauer gesagt, sie ging auf die plötzliche Weigerung der jungen Palästinenserinnen zurück, ihr Dasein darauf zu beschränken, ununterbrochen zukünftige Dschihadisten zu gebären, und auf ihren Wunsch, in den Genuß ebensolcher lockeren Sitten zu kommen wie ihre israelischen Nachbarinnen. Innerhalb weniger Jahre breitete sich der Wandel, der von der Technomusik

getragen wurde (so wie es einige Jahre zuvor die Anziehungskraft der Rockmusik in der kapitalistischen Welt und die Nutzung des Web noch wirksamer getan hatten), auf sämtliche arabischen Länder aus, die mit einer Massenrevolte der Jugend konfrontiert wurden, der sie natürlich nicht gewachsen waren. Dadurch wurde den Bewohnern der westlichen Länder auf einmal klar, daß die muslimischen Länder nur aus Unwissenheit und durch Zwang bei ihrem primitiven Glauben geblieben waren; kaum waren sie ihres Hinterlands beraubt, brachen die islamistischen Bewegungen der westlichen Länder mit einem Schlag zusammen.

Der Elohimismus dagegen war der Freizeitgesellschaft, in der er entstanden war, völlig angepaßt. Er übte keinerlei moralische Zwänge aus und beschränkte das menschliche Dasein nur auf die Kategorien Eigennutz und Begehren, berücksichtigte jedoch das fundamentale Versprechen, das allen monotheistischen Religionen gemein ist: den Sieg über den Tod. Er schloß alle geistigen oder zu Verwirrung führenden Dimensionen aus und begrenzte die Tragweite dieses Sieges und den Inhalt des Versprechens auf die unbegrenzte Verlängerung des materiellen Lebens, also auf die unbegrenzte Befriedigung der sinnlichen Begierden.

Die erste grundlegende Zeremonie, die die Bekehrung jedes neuen Anhängers kennzeichnete – die DNA-Entnahme –, wurde von der Unterzeichnung einer Urkunde begleitet, in der der Postulant nach seinem Tod seine gesamte Habe der Kirche übertrug – und diese behielt sich die Möglichkeit vor, sie zu investieren, versprach ihm aber, sie ihm nach seiner Wiederauferstehung zur eigenen Verfügung zurückzugeben. Die Sache wirkte vor allem deshalb nicht schockierend, weil das Ziel verfolgt wurde, jede natürliche Abstammung und somit jedes Erbschaftssystem auszuschalten, und der Tod als ein neutraler Zeitraum, als einfache Stase in Erwartung eines verjüngten Körpers dargestellt wurde. Nach einer intensiven Werbekampagne in amerikanischen Geschäftskreisen konnten sie als ersten Steve Jobs bekehren – der eine partielle Ausnahmebefugnis zugunsten der Kinder, die er gezeugt hatte, ehe er den Elohimismus entdeckte, beantragte und erhielt. Kurz darauf folgten Bill Gates, Richard

Branson und eine zunehmende Anzahl von Führungskräften der wichtigsten weltweiten Unternehmen. Auf diese Weise wurde die Kirche äußerst reich, und schon wenige Jahre nach dem Tod des Propheten stellte sie, sowohl was das investierte Kapital als auch die Anzahl der Anhänger anging, die bedeutendste Religion Europas dar.

Die zweite grundlegende Zeremonie war der Eintritt in die Erwartung der Wiederauferstehung – mit anderen Worten der Selbstmord. Nach einer Zeit des Schwankens und der Ungewißheit setzte sich nach und nach der Brauch durch, ihn öffentlich mit einem einfachen, harmonischen Ritual zu einem Zeitpunkt zu vollziehen, den der Anhänger selbst bestimmte, wenn er das Gefühl hatte, daß sein Körper nicht mehr imstande war, ihm die Freuden zu verschaffen, die er mit gutem Recht von ihm erwarten durfte. Der Selbstmord wurde mit großem Vertrauen begangen, mit der Gewissheit einer baldigen Wiederauferstehung – was recht erstaunlich war, denn Miskiewicz hatte trotz der kolossalen Mittel, die ihm für seine Forschungsarbeit zur Verfügung standen, keine bemerkenswerten Fortschritte gemacht, er konnte zwar die unbegrenzte Konservierung der DNA garantieren, war aber im Moment noch außerstande, einen lebendigen Organismus zu erzeugen, der komplexer war als eine einfache Zelle. Das Versprechen der Unsterblichkeit, das das Christentum seinerzeit gegeben hatte, ruhte allerdings auf einer noch schwächeren Grundlage. Der Mensch hatte letztlich nie die Vorstellung der Unsterblichkeit aufgegeben, und auch wenn er unter Zwang seinem alten Glauben entsagen mußte, hatte er die Sehnsucht danach nie vergessen, sich nie damit abgefunden, er war bereit, aufgrund einer x-beliebigen Erklärung, wenn sie nur ein ganz klein wenig überzeugend war, sich von einem neuen Glauben leiten zu lassen.

Daniel1,22

»Und dann erhält ein wandlungsfähiger Kult
einem geschwächten Dogma gegenüber
eine empirische Überlegenheit, die
die systematische Einflußnahme vorbereiten muß,
die der Positivismus dem affektiven Element
der Religion zuschreibt.«
Auguste Comte: Aufruf an die Konservativen

Ich selbst hatte so wenig Veranlagung zu einem *Gläubigen,* daß mir der Glaube der anderen im Grunde ziemlich gleichgültig war; ich teilte Isabelle ohne Bedenken, aber auch ohne der Sache wirklich Bedeutung beizumessen, die Adresse der elohimitischen Kirche mit. Ich versuchte in dieser letzten Nacht mit ihr zu schlafen, doch es klappte nicht. Ein paar Minuten lang bemühte sie sich, meinen Pimmel abzukauen, aber ich spürte genau, daß sie das schon seit Jahren nicht mehr getan hatte, nicht mehr daran glaubte, und um so etwas erfolgreich zu Ende zu führen, muß man schon ein bißchen davon überzeugt sein und ein Mindestmaß an Begeisterung aufbringen, das Fleisch in ihrem Mund blieb schlaff, und meine herabhängenden Eier reagierten nicht mehr auf ihre etwas ungeschickten Liebkosungen. Sie gab es schließlich auf und fragte mich, ob ich eine Schlaftablette haben wolle. Ja, das wollte ich, so etwas sollte man nie ablehnen, finde ich, es ist unnötig, sich zu quälen. Sie war noch immer fähig, als erste aufzustehen und Kaffee zu kochen, das war etwas, was sie noch machen konnte. Es lag ein wenig Tau auf dem Flieder, die Temperatur war gesunken, ich hatte einen Platz im Zug um 8 Uhr 32 reserviert, und der Sommer ging allmählich zu Ende.

Ich nahm mir wie gewöhnlich ein Zimmer im Lutetia, und auch dort ließ ich ohne bestimmten Grund viel Zeit verstreichen, vielleicht ein oder zwei Monate, ehe ich Vincent anrief. Ich tat genau die gleichen Dinge wie vorher, aber ich tat alles viel langsamer, als

müßte ich die Handlungen in ihre einzelnen Abläufe zerlegen, damit es mir gelang, sie einigermaßen zufriedenstellend zu vollziehen. Ab und zu setzte ich mich in die Bar und ließ mich ruhig und gelassen vollaufen; nicht selten wurde ich von alten Bekannten erkannt. Ich unternahm nichts, um die Unterhaltung in Gang zu halten, und es war mir nicht einmal peinlich; darin bestand einer der wenigen Vorteile, ein *Star* zu sein – oder eher, wie in meinem Fall, ein ehemaliger Star: Wenn man jemanden trifft und sich, wie es oft vorkommt, gemeinsam langweilt, ohne daß einer der beiden wirklich dafür verantwortlich ist, also sozusagen *in gegenseitigem Einvernehmen*, dann fühlt sich immer der andere daran schuldig, daß er es nicht geschafft hat, die Unterhaltung auf genügend hohem Niveau zu halten oder eine warmherzige, knisternde Atmosphäre zu schaffen. Das war eine bequeme, ja entspannende Situation, zumindest wenn einem die Sache scheißegal war. Manchmal, wenn ich mich bei einem Gespräch damit begnügte, den Kopf verständnisvoll hin und her zu wiegen, überließ ich mich ungewollt irgendwelchen Träumereien, die übrigens im allgemeinen eher unangenehm waren: Ich dachte an die Castings, bei denen Esther Männer küssen mußte, an die Sexszenen, in denen sie in verschiedenen Kurzfilmen als Darstellerin mitwirkte; ich erinnerte mich, was ich alles auf mich genommen hatte – völlig nutzlos übrigens, denn selbst wenn ich ihr eine Szene gemacht hätte oder in Schluchzen ausgebrochen wäre, härte das nichts geändert –, und mir wurde klar, daß ich unter diesen Umständen die Sache sowieso nicht lange ertragen hätte, zu alt war und nicht mehr genügend Kraft hatte. Diese Feststellung verringerte im übrigen meinen Kummer keinesfalls, denn an dem Punkt, an dem ich angelangt war, blieb mir keine andere Wahl, als bis zum Schluß zu leiden, nie würde ich ihren Körper, ihre Haut, ihr Gesicht vergessen, und noch nie hatte ich so deutlich gespürt, daß die Beziehungen zwischen Menschen entstehen, sich weiterentwickeln und abbrechen, und zwar auf völlig deterministische Weise, ebenso unabwendbar wie die Bewegungen eines Planetensystems, und die Hoffnung, dessen Bahn auch nur ein ganz klein wenig abzuändern, ist vergeblich und absurd.

Ich hätte auch diesmal ziemlich lange im Lutetia bleiben können, vielleicht nicht so lange wie in Biarritz, denn ich begann trotz allem ein bisschen zuviel zu trinken, die Beklemmung bohrte sich allmählich in meine Organe, und ich verbrachte ganze Nachmittage damit, mir im Bon Marché Pullover anzusehen, es hatte keinen Sinn, so weiterzumachen. An einem Morgen im Oktober, vermutlich an einem Montag, rief ich Vincent an. Als ich sein Haus in Chevilly-Larue betrat, hatte ich sofort das Gefühl, einen Termitenhügel oder einen Bienenkorb vor mir zu haben, irgendeine Organisation jedenfalls, in der jeder seine genau festgelegte Aufgabe hatte und die auf Hochtouren lief. Vincent erwartete mich mit dem Handy in der Hand im Eingangsflur, bereit aufzubrechen. Als er mich sah, stand er auf, schüttelte mir herzlich die Hand und schlug mir vor, ihn in ihre neuen Räumlichkeiten zu begleiten. Er hatte ein kleines Bürogebäude gekauft, die Umbauarbeiten waren noch nicht abgeschlossen, Handwerker waren dabei, Isolierplatten und Halogenschienen anzubringen, aber gut zwanzig Mitarbeiter waren schon bei der Arbeit: Manche telefonierten, andere tippten Briefe, brachten Datenbänke auf den neuesten Stand oder was weiß ich, auf jeden Fall befand ich mich in einem Kleinbetrieb oder besser gesagt in einem *mittelständischen Unternehmen.* Als ich Vincent zum erstenmal gesehen hatte, hätte ich mir nie vorstellen können, daß er sich eines Tages in einen *Firmenchef* verwandeln würde, aber warum nicht, und zudem schien er sich in seiner neuen Rolle durchaus wohl zu fühlen; hin und wieder können im Leben mancher Leute auch Verbesserungen eintreten, der Lebensprozeß kann nicht nur als reiner Niedergangbetrachtet werden, das wäre eine maßlose Vereinfachung.

Nachdem er mich zwei Mitarbeitern vorgestellt hatte, kündigte er mir an, daß sie gerade einen wichtigen Sieg errungen hatten: Nach einem mehrmonatigen Rechtsstreit hatte das Verfassungsgericht ein Urteil gefällt und erlaubte der elohimitischen Kirche, die religiösen Gebäude, die die katholische Kirche nicht mehr zu unterhalten imstande war, für den eigenen Gebrauch zu kaufen. Die einzige damit verbundene Auflage war die gleiche, die auch schon den vorherigen Besitzern gemacht worden war: Sie mußten sich

verpflichten, in Zusammenarbeit mit der Nationalen Kasse für Denkmalschutz das künstlerische und architektonische Erbe instand zu halten; was die religiösen Zeremonien anging, die im Inneren der Gebäude abgehalten wurden, wurde ihnen jedoch keinerlei Beschränkung auferlegt. Selbst in Zeitaltern, die ästhetisch stärker begünstigt waren als unseres, erklärte Vincent, wäre es undenkbar gewesen, innerhalb weniger Jahre eine solche Fülle von künstlerischen Glanzleistungen zu planen und zu verwirklichen; diese Entscheidung erlaubte ihnen nicht nur, den Gläubigen zahlreiche Kultstätten von großer Schönheit zur Verfügung zu stellen, sondern darüber hinaus all ihre Bemühungen auf den Bau der Botschaft zu konzentrieren.

Gerade in dem Augenblick, als er begann, mir seine Vorstellung von der Ästhetik der Kultzeremonien auseinanderzusetzen, betrat Flic in einem tadellos sitzenden marineblauen Blazer das Büro; auch er war offensichtlich in Höchstform und schüttelte mir energisch die Hand. Die Sekte schien wirklich nicht unter dem Tod des Propheten gelitten zu haben; ganz im Gegenteil, anscheinend klappte alles bestens. Dabei war seit der zu Beginn des Sommers inszenierten Wiederauferstehung auf Lanzarote nichts passiert, aber das Ereignis war so medienwirksam gewesen, daß mehr nicht nötig gewesen war, die Anfragen um Information rissen nicht ab, und häufig folgte darauf eine Beitrittserklärung, die Anzahl der Gläubigen und die zur Verfügung stehenden Mittel nahmen ständig zu.

Am selben Abend lud mich Vincent gemeinsam mit Flic und dessen Frau zum Abendessen ein – es war das erstemal, daß ich ihr begegnete, sie machte tatsächlich den Eindruck einer gestandenen, soliden und eher warmherzigen Frau. Ich wunderte mich wieder einmal über die Tatsache, daß man sich Flic sehr gut als Manager eines Unternehmens vorstellen konnte – sagen wir mal als Personalchef – oder als Beamten, der damit beauftragt war, Subventionen für die Landwirtschaft in Hochgebirgszonen zu verteilen; nichts an ihm ließ auf eine mystische, nicht einmal eine religiöse Neigung schließen. Er schien sogar ausgesprochen unempfindlich zu sein, denn er teilte Vincent ohne sichtliche Gefühlsbewegung mit, daß man ihm von einer beunruhigenden Entwicklung innerhalb gewisser

Regionen berichtet habe, in denen die Sekte erst seit kurzem Fuß gefaßt hatte – insbesondere in Italien und Japan. Nichts in dem Dogma wies daraufhin, wie die Zeremonie des freiwilligen Abschieds zu verlaufen hatte. Da sämtliche für die Rekonstruktion des Körpers erforderlichen Informationen in der DNA enthalten waren, konnte die Leiche der Anhänger der Verwesung überlassen oder in Asche verwandelt werden, das war völlig egal. Eine ungesunde Theatralisierung bei der Beseitigung der Leichenbestandteile schien sich nach und nach in gewissen regionalen Gruppen zu entwickeln, davon waren vor allem Ärzte, Sozialarbeiter und Krankenschwestern betroffen. Ehe sich Flic verabschiedete, übergab er Vincent ein Dossier von etwa dreißig Seiten und drei DVDs – die meisten dieser Zeremonien waren gefilmt worden. Ich nahm die Einladung an, über Nacht zu bleiben; Susan schenkte mir einen Cognac ein, während Vincent zu lesen begann. Wir saßen in dem Wohnzimmer, das seinen Großeltern gehört hatte, nichts hatte sich dort seit meinem ersten Besuch verändert: Die Kopflehnen der Sessel und des Sofas aus grünem Samt waren noch immer mit Schondeckchen aus Spitze versehen, und auch die gerahmten Fotos der Alpenlandschaften waren noch da, ich erkannte sogar den Philodendron neben dem Klavier wieder. Vincents Gesicht verdüsterte sich bei der Lektüre des Dossiers zunehmend, er machte für Susan eine Zusammenfassung auf englisch, und dann zitierte er ein paar Beispiele für mich:

»In der Gruppe von Rimini hat man die Leiche eines Anhängers völlig ihres Bluts entleert; die Teilnehmer haben sich damit vollgeschmiert und dann seine Leber und seine Sexualorgane verspeist. In der Gruppe von Barcelona hat ein Typ darum gebeten, an Schlachterhaken aufgehängt zu werden, um anschließend allen zur Verfügung zu stehen; seine Leiche ist vierzehn Tage lang so in einem Keller an den Haken hängen geblieben: Die Teilnehmer bedienten sich, schnitten sich eine Scheibe ab und verzehrten sie im allgemeinen an Ort und Stelle. In Osaka hat ein Anhänger darum gebeten, seine Leiche in einer hydraulischen Presse zerquetschen, komprimieren und sie auf eine Kugel von zwanzig Zentimeter

Durchmesser reduzieren zu lassen, die mit einem durchsichtigen Silikonfilm überzogen werden sollte, um anschließend als Bowlingkugel zu dienen; er war anscheinend zu Lebzeiten ein passionierter Bowlingspieler gewesen.«

Er hielt mit leicht zitternder Stimme inne; er war sichtlich schockiert vom Ausmaß, das die Sache annahm.

»Das ist eine Tendenz unserer Gesellschaft …«, sagte ich. »Eine allgemeine Tendenz zur Barbarei, es besteht kein Grund, daß ihr davon ausgeschlossen bleibt…«

»Ich weiß nicht, was ich tun soll, ich weiß nicht, wie ich das bremsen soll. Das Problem liegt darin, daß wir zu keinem Zeitpunkt über Moral gesprochen haben …«

»There are not a lot of basic socio-religious emotions …«, unterbrach ihn Susan. »If you have no sex, you need ferocity. That's all…«

Vincent blieb stumm, dachte nach und schenkte sich ein weiteres Glas Cognac ein. Am nächsten Morgen beim Frühstück kündigte er uns seinen Entschluß an, eine weltweite Aktion zu starten: MACHT DEN LEUTEN EINE FREUDE – GEBT IHNEN SEX. Wenige Wochen nach dem Tod des Propheten hatten die Anhänger ihre sexuellen Aktivitäten wieder eingeschränkt, bis sich diese auf einem Niveau stabilisierten, das ziemlich genau dem nationalen Durchschnitt entsprach, also auf sehr niedrigem Level. Dieser Niedergang der Sexualität war ein Phänomen, das man auf der ganzen Welt beobachten konnte, es betraf alle Gesellschaftsschichten, alle Industrieländer und verschonte nur Heranwachsende und sehr junge Menschen; selbst die Homosexuellen hatten sich nach einer kurzen, durch die Lockerung der Sitten ausgelösten Periode hektischer Aktivität wieder stark gemäßigt, strebten die Monogamie und ein ruhiges, geregeltes Leben zu zweit an, das Bildungsreisen und der Entdeckung von Landweinen gewidmet war. Für den Elohimismus war das ein besorgniserregendes Phänomen, denn auch wenn sich eine Religion auf das Versprechen des ewigen Lebens gründet, erhöht sie ihre Anziehungskraft ganz beträchtlich, sobald sie im

Diesseits scheinbar ein Leben anzubieten hat, das ausgefüllter, reicher, aufregender und fröhlicher ist. »Mit Christus lebst du intensiver« war in etwa das ständige Thema der Werbekampagnen, die die katholische Kirche unmittelbar vor ihrem Verschwinden veranstaltet hatte. Vincent hatte daher über die Anspielung auf Fourier hinaus daran gedacht, an die Praxis der heiligen Prostitution, die in Babylon von den klassischen Quellen bezeugt worden ist, wieder anzuknüpfen und in der ersten Zeit an diejenigen unter den ehemaligen Bräuten des Propheten zu appellieren, die dazu bereit waren, um so etwas wie eine orgiastische Tournee zu veranstalten; und zwar mit dem Ziel, den Anhängern das Beispiel einer ständigen sexuellen Hingabe vor Augen zu führen und in allen lokalen Niederlassungen der Kirche eine Welle der Sinnenfreuden und der Fleischeslust zu propagieren, die es ermöglichte, der Ausbreitung der nekrophilen, morbiden Praktiken Einhalt zu gebieten.

Susan fand die Idee ausgezeichnet: Sie kannte die Mädels, konnte sie anrufen und war sich sicher, daß die meisten begeistert zusagen würden. Im Verlauf der Nacht fertigte Vincent eine Reihe von Zeichnungen an, die im Internet abgebildet werden sollten. Sie waren eindeutig pornographisch (sie stellten Gruppen von zwei bis zehn Personen dar, Männer und Frauen, die ihre Hände, ihr Geschlecht und ihren Mund für so gut wie sämtliche Spielarten benutzten, die man sich vorstellen kann), dennoch waren sie in hohem Maße stilisiert, besaßen äußerst reine Linien und hoben sich deutlich von dem widerlichen, quasi-fotografischen Realismus ab, der die Werke des Propheten kennzeichnete.

Nach wenigen Wochen stellte sich heraus, daß die Aktion ein voller Erfolg war: Die Tournee der Bräute des Propheten wurde zu einem Triumph, und die Anhänger bemühten sich, in ihren Gruppen die erotischen Konfigurationen nachzuvollziehen, die Vincent zu Papier gebracht hatte; sie fanden ein derartiges Vergnügen daran, daß sich der Rhythmus der Versammlungen in den meisten Ländern verdreifachte. Die rituelle Orgie wurde also im Gegensatz zu anderen sexuellen Praktiken profaneren und jüngeren Ursprungs wie etwa die Swingermode nicht als etwas Veraltetes angesehen. Noch

bezeichnender war es, daß die alltäglichen Gespräche unter den Anhängern, wenn sie auf eine gewisse Gegenliebe stießen, immer öfter von Zärtlichkeiten, intimen Liebkosungen oder sogar gegenseitigem Masturbieren begleitet wurden; kurz gesagt, die Resexualisierung der menschlichen Beziehungen schien ihr Ziel erreicht zu haben. Und da wurde man plötzlich auf eine Einzelheit aufmerksam, die in den ersten Momenten der Begeisterung allen entgangen war: Vincent hatte sich in seinem Wunsch zu stilisieren weit von der realistischen Darstellung des menschlichen Körpers entfernt. Der Phallus war zwar relativ ähnlich (auch wenn er geradliniger, unbehaart und ohne sichtbare Venen dargestellt war), aber die Scheide beschränkte sich in seinen Zeichnungen auf eine unbehaarte lange, schmale Spalte mitten im Unterleib, die in der Verlängerung der Arschspalte angesiedelt war und sich zwar weit öffnen konnte, um einen Pimmel aufzunehmen, aber für jede Art von Ausscheidungsfunktion ungeeignet war. Allgemeiner gesagt, waren alle Ausscheidungsorgane verschwunden, und die Wesen, die er sich in dieser Form ausgedacht hatte, konnten zwar einen Liebesakt vollziehen, waren aber ganz offensichtlich unfähig, sich zu ernähren.

Man hätte sich damit zufriedengeben und die Sache als rein künstlerische Konvention ansehen können, wäre nicht der Professor Anfang Dezember aus Lanzarote zurückgekommen, um über den Fortgang seiner Arbeit Bericht zu erstatten. Auch wenn ich noch im Lutetia wohnte, verbrachte ich die meiste Zeit in Chevilly-Larue; ich gehörte zwar nicht dem Führungsgremium an, war aber einer der wenigen, die die Ereignisse, die mit dem Tod des Propheten verbunden waren, als Augenzeuge miterlebt hatten, und alle vertrauten mir, selbst Flic verheimlichte mir nichts mehr. Natürlich passierte auch in Paris so einiges, es gab die Tagespolitik, ein kulturelles Leben; doch ich war mir sicher, daß sich die wichtigen, bedeutsamen Ereignisse in Chevilly-Larue abspielten. Ich war seit langem davon überzeugt, auch wenn ich diese Gewißheit weder in meinen Filmen noch in meinen Sketchen hatte zum Ausdruck bringen können, da ich vorher noch nicht wirklich mit diesem Phänomen konfrontiert worden war: Politische oder militärische

Ereignisse, wirtschaftliche Wandlungen, ästhetische oder kulturelle Veränderungen können im Leben der Menschen manchmal eine sehr große Rolle spielen; aber nichts kommt je eine solche historische Bedeutung zu wie der Entstehung einer neuen oder dem Zusammenbruch einer bestehenden Religion. Den Bekannten, denen ich noch manchmal in der Bar des Lutetia begegnete, erzählte ich, daß ich *schrieb;* sie nahmen wahrscheinlich an, daß ich einen Roman verfaßte, und waren nicht sonderlich erstaunt darüber, denn ich hatte schon immer im Ruf gestanden, ein ziemlich *literarischer* Komiker zu sein. Wenn sie gewußt hätten, sagte ich mir manchmal, wenn sie gewußt hätten, daß es sich nicht um eine einfache romanhafte Erzählung handelte, sondern daß ich mich bemühte, eines der wichtigsten Ereignisse der Menschheitsgeschichte zu schildern; wenn sie es gewußt hätten, sagte ich mir jetzt, hätte sie das nicht einmal sonderlich beeindruckt. Sie alle waren ein trübseliges Leben gewohnt, in dem sich so gut wie nichts änderte, waren es gewohnt, kaum noch Interesse für das reale Dasein zu zeigen, es höchstens noch zu kommentieren. Das konnte ich verstehen, auch mir war es ähnlich gegangen – und es ging mir weitgehend, wenn nicht gar in stärkerem Maße als ihnen, noch immer so. Nicht ein einziges Mal hatte ich, seit die Aktion MACHT DEN LEUTEN EINE FREUDE – GEBT IHNEN SEX gestartet worden war, daran gedacht, selbst die sexuellen Dienste der Bräute des Propheten in Anspruch zu nehmen; und ich hatte auch keine Anhängerin gebeten, mir die Gunst einer Fellatio oder einer simplen Masturbation zu gewähren, was sie sicherlich getan hätte; ich hatte noch immer Esther im Kopf, unter der Haut, überall. Ich erzählte Vincent das eines Tages, an einem schönen, schon leicht winterlichen Vormittag, während ich durch das Fenster in seinem Büro die Bäume in dem städtischen Park beobachtete: Mich könnte nur eine Aktion im Stil DEINE FRAU ERWARTET DICH retten, doch die Dinge entwickelten sich in eine andere Richtung, eine völlig andere Richtung. Er blickte mich traurig an, ich tat ihm leid, er konnte mich sicher gut verstehen, denn er erinnerte sich bestimmt noch an die gar nicht lange zurückliegende Zeit, in der seine Liebe zu Susan hoffnungslos zu sein schien. Ich

wedelte schwach mit der Hand, summte »La-la-la …« und zog dabei eine Grimasse, die aber nicht wirklich witzig wirkte. Dann ging ich wie Zarathustra, der seinen Untergang begann, in Richtung Kantine.

Wie dem auch sei, ich nahm an der Zusammenkunft teil, bei der der Professor uns ankündigte, daß Vincents Zeichnungen keine einfache künstlerische Sichtweise seien, sondern daß sie eine Vorstellung vom Menschen der Zukunft gäben. Schon seit langem erschiene ihm die tierisch-menschliche Ernährung als primitives System, dessen energetische Rentabilität bescheiden war und das darüber hinaus viel zu viele Abfälle produzierte, die nicht nur ausgeschieden werden müßten, sondern in der Zwischenzeit auch den Organismus erheblich strapazierten. Schon seit langem denke er daran, den neuen Menschen mit dem System der Photosynthese auszustatten, das aufgrund einer Absonderlichkeit der Evolution der Pflanzenwelt vorbehalten war. Die direkte Verwendung der Sonnenenergie sei ein System, das eindeutig robuster, leistungsstärker und zuverlässiger sei – wie die praktisch unbegrenzte Lebensdauer, die manche Pflanzenarten erreichen konnten, bezeugte. Außerdem sei der Vorgang, der menschlichen Zelle autotrophe Fähigkeiten hinzuzufügen, längst nicht so schwierig, wie man sich vorgestellt hatte; seine Teams arbeiteten schon seit gewisser Zeit daran, und die Anzahl der betroffenen Gene sei erstaunlich gering. Ein solchermaßen umgewandeltes menschliches Wesen »ernähre« sich außer von der Sonnenenergie von Wasser und einer kleinen Menge Mineralsalze; der Verdauungsapparat sowie die Ausscheidungsorgane konnten verschwinden – der Überschuß an Mineralsalzen könne auf dem Umweg über den Schweiß mit dem Wasser abgesondert werden.

Vincent, der es gewohnt war, den Ausführungen des Professors nur aus der Ferne zu folgen, nickte mechanisch, und Flic dachte an etwas anderes: Und so wurde innerhalb weniger Minuten und auf der Grundlage einer schnell dahingekritzelten Zeichnung eines Künstlers die Genetische Standard-Korrektur beschlossen, die generell bei allen eines Tages wieder ins Leben zu rufenden DNA-Einheiten vorgenommen werden sollte und die einen endgültigen Bruch

zwischen den Neo-Menschen und ihren Vorfahren darstellen würde. Am Rest des genetischen Codes sollte sich nichts ändern; aber trotzdem hatte man es mit einer neuen Spezies zu tun und strenggenommen mit einem neuen Zeitalter.

Daniel25.11

Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, daß die GSK, die ursprünglich nur aus rein ästhetischen Gründen entwickelt worden war, letztlich den Neo-Menschen erlaubte, die später erfolgten klimatischen Katastrophen, die damals niemand voraussehen konnte, ohne große Schwierigkeiten zu überleben, während die Menschen der früheren Rasse fast vollständig ausgerottet wurden.

Der Lebensbericht von Daniel1 wird in diesem wesentlichen Punkt wieder einmal von Vincent 1, Slotan1 und Jerôme1 ausdrücklich bestätigt, auch wenn sie diesem Ereignis einen anderen Stellenwert einräumen. Während Vincent1 nur hin und wieder in einem Absatz darauf anspielt und Jerôme1 die Sache fast völlig übergeht, widmet Slotan1 dem Gedanken der GSK und den Arbeiten, die einige Monate später deren praktische Anwendung ermöglichen sollten, mehrere Dutzend Seiten. Ganz allgemein gesagt, schreiben die Kommentatoren dem Lebensbericht von Daniel1 oft eine zentrale, ja kanonische Rolle zu. Während Vincent1 in exzessiver Weise den Akzent auf die ästhetische Komponente der Rituale legt, Slotan1 sich fast ausschließlich der Beschreibung seiner Forschungsarbeit widmet und Jerôme1 vor allem Probleme der Disziplin und der materiellen Organisation anschneidet, ist Daniel1 der einzige, der uns eine vollständige und zugleich etwas distanzierte Beschreibung von der Entstehung der elohimitischen Kirche liefert; während sich die anderen, da sie täglich mit der Sache zu tun haben, nur auf die Lösung praktischer Probleme konzentrieren, mit denen sie konfrontiert sind, scheint er oft der einzige zu sein, der ein wenig Abstand gewonnen und wirklich die Bedeutung dessen erkannt hat, was sich vor seinen Augen abspielt.

Dieser Sachverhalt überträgt mir wie auch allen meinen Vorgängern aus der Serie der Daniels eine besondere Verantwortung: Mein Kommentar ist kein und kann kein gewöhnlicher Kommentar sein, da er die Begleitumstände der Erschaffung unserer Spezies und ihres Wertesystems aus nächster Nähe betrifft. Seine zentrale Rolle wird noch durch die Tatsache unterstrichen, daß mein entfernter

Vorfahre nach Ansicht von Vincent1 und vermutlich auch in seiner eigenen Einschätzung ein typischer Vertreter des Menschengeschlechts war, ein Mensch *unter vielen anderen.*

Der Höchsten Schwester zufolge gehen die Eifersucht, die sexuelle Begierde und der Wunsch, Kinder zu zeugen, auf den gleichen Ursprung zurück: den Schmerz des Daseins. Der Schmerz des Daseins ist der Grund, weshalb wir in unserer Not die Gesellschaft anderer suchen; wir müssen dieses Stadium überwinden, um den Zustand zu erreichen, in dem die simple Tatsache dazusein als solche schon einen ständigen Anlaß der Freude darstellt und in dem die Intermediation nur noch ein reines, frei entfaltetes Spiel ist, ohne daß sich das Dasein darauf gründet. Kurz gesagt, wir müssen die Freiheit erlangen, gleichgültig zu werden, das ist die Voraussetzung für die Möglichkeit vollkommener Gelassenheit.

Daniel1,23

Am Morgen des Weihnachtstages erfuhr ich, daß Isabelle sich umgebracht hatte. Es wunderte mich nicht wirklich: Innerhalb weniger Minuten spürte ich, wie sich eine Leere in mir ausbreitete; aber es handelte sich um eine Leere, die voraussehbar war und die ich bereits erwartet hatte. Seit meiner Abreise aus Biarritz wußte ich, daß Isabelle irgendwann Selbstmord begehen würde; ich wußte es seit dem Blick, den wir am letzten Morgen gewechselt hatten, als ich die Küche verließ, um ins Taxi zu steigen, das mich zum Bahnhof bringen sollte. Ich hatte auch geahnt, daß sie den Tod ihrer Mutter abwarten würde, um sie bis zuletzt zu pflegen und ihr nicht weh zu tun. Und ich wußte darüber hinaus, daß ich selbst früher oder später zu der gleichen Lösung greifen würde.

Ihre Mutter war am 13. Dezember gestorben. Isabelle hatte eine Grabstätte auf dem städtischen Friedhof von Biarritz gekauft und sich um die Beerdigung gekümmert; sie hatte ein Testament gemacht und ihre Angelegenheiten ins reine gebracht; und in der Nacht zum 25. hatte sie sich dann eine hohe Dosis Morphium gespritzt. Sie war nicht nur ohne Schmerzen gestorben, sondern vermutlich sogar in einem Anflug von Freude, oder zumindest in einem Zustand euphorischer Entspannung, den dieses Mittel hervorruft. Am Morgen desselben Tages hatte sie Fox in einem Hundezwinger abgegeben. Sie hinterließ mir keinen Brief, da sie wohl angenommen hatte, daß es überflüssig sei und ich sie nur allzugut verstehen würde; aber sie hatte angeordnet, daß mir der Hund übergeben werden sollte.

Ich fuhr ein paar Tage später hin, sie war bereits eingeäschert worden. Am Morgen des 30. Dezember betrat ich den »Saal der Stille« auf dem Friedhof in Biarritz. Es war ein großer runder Raum mit einer Decke aus Glas, die den Raum in sanftes graues Licht tauchte. Alle Wände besaßen kleine Waben, in denen man Metallquader mit der Asche der Verstorbenen aufbewahren konnte. Über jeder Nische war ein kleines Schild angebracht, auf dem in kursiver Schreibschrift der Name und Vorname des Toten stand. In der Mitte des Raums befand sich ein runder Marmortisch, der von Stühlen aus

Glas oder eher aus durchsichtigem Plastik umgeben war. Nachdem der Friedhofswärter mich hereingelassen hatte, stellte er den Behälter mit Isabelles Asche auf den Tisch, dann ließ er mich allein. Während ich in dem Raum war, konnte niemand anders hereinkommen; meine Anwesenheit wurde durch eine kleine rote Lampe angezeigt, die draußen aufleuchtete wie in einem Filmstudio, wenn gerade gedreht wird. Ich blieb gut zehn Minuten im Saal der Stille, so wie die meisten Leute.

Ich verbrachte einen seltsamen Sylvesterabend allein in meinem Zimmer der *Villa Eugenie* und wälzte einfache Endzeitgedanken, die praktisch keine Widersprüche enthielten. Am 2. Januar holte ich morgens Fox ab. Ehe ich abreisen konnte, mußte ich leider noch in Isabelles Wohnung zurückkehren, um die Papiere zu holen, die für die Erbschaftsfragen erforderlich waren. Sobald wir in die Einfahrt der Wohnanlage kamen, bemerkte ich, daß Fox vor freudiger Ungeduld zitterte; er war noch etwas dicker geworden, die Corgis sind eine Rasse, die zu Leibesfülle neigt, dennoch rannte er bis zur Tür von Isabelles Wohnung und machte dann außer Atem halt, um auf mich zu warten, denn ich ging die von winterlich kahlen Kastanien gesäumte Allee sehr viel langsamer entlang. In dem Augenblick, als ich nach den Schlüsseln suchte, kläffte er vor Ungeduld; der arme Kerl, sagte ich mir, der arme kleine Kerl. Sobald ich die Tür geöffnet hatte, stürzte er in die Wohnung, machte einmal schnell die Runde, kam dann zurück und warf mir einen fragenden Blick zu. Während ich Isabelles Sekretär durchsuchte, rannte er mehrmals wieder los, erforschte schnuppernd ein Zimmer nach dem anderen, kam dann wieder zu mir zurück, blieb vor Isabelles Schlafzimmertür stehen und blickte mich mit enttäuschter Miene an. Jedes Lebensende hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem *Aufräumen;* man hat keine Lust mehr, ein neues Projekt zu beginnen, man begnügt sich damit, die täglichen Dinge zu erledigen. Alles, was man nie getan hat, und sei es noch so etwas Unbedeutendes wie etwa eine Mayonnaise zuzubereiten oder eine Partie Schach zu spielen, wird nach und nach aufgegeben, der Wunsch, eine neue Erfahrung zu

machen oder ein neues Gefühl zu entdecken, verschwindet völlig. Aber wie dem auch sei, sie hatte alles sehr gut aufgeräumt, und es dauerte nur ein paar Minuten, bis ich Isabelles Testament und die Besitzurkunde für die Wohnung fand. Ich hatte nicht die Absicht, sofort den Notar aufzusuchen, ich sagte mir, daß ich zu einem späteren Zeitpunkt nach Biarritz zurückkommen würde, wußte aber genau, daß es eine unangenehme Aufgabe war und ich vermutlich nie den Mut aufbringen würde, sie zu erledigen, aber das war unwichtig, nichts war jetzt mehr wirklich wichtig. Als ich den Umschlag öffnete, stellte ich fest, daß dieser Schritt nicht mehr nötig war: Sie hatte alles, was sie besaß, der elohimitischen Kirche vermacht, ich erkannte das Vertragsformular wieder; die zuständigen Stellen würden sich darum kümmern.

Als ich die Wohnung verließ, folgte mir Fox ohne Schwierigkeiten, er glaubte wahrscheinlich, wir würden nur einen kleinen Spaziergang machen. In einer Tierhandlung in der Nähe des Bahnhofs kaufte ich einen Plastikbehälter, um Fox während der Reise zu transportieren; dann reservierte ich eine Fahrkarte für den Schnellzug nach Irún.

In der Gegend von Almeria herrschte mildes Wetter, ein Vorhang aus feinem Regen begrub die kurzen Tage unter sich, die den Eindruck vermittelten, als begännen sie nie richtig, und dieser düstere Friede hätte mir durchaus zusagen können, mein alter Hund und ich hätten ganze Wochen damit verbringen können, uns Träumereien zu überlassen, die nicht mal mehr richtige Träumereien waren, doch leider erlaubten es die Umstände nicht. In einem Umkreis von mehreren Kilometern rings um mein Haus waren Bauarbeiten begonnen worden, um neue Villen zu errichten. Es wimmelte von Baukränen und Mischmaschinen, und um ans Meer zu gelangen, mußten wir uns zwischen Sandhaufen sowie Stapeln von Stahlträgern hindurchschlängeln und ständig Planierraupen und Baufahrzeugen ausweichen, die ohne zu verlangsamen durch aufspritzende Schlammpfützen auf uns zurasten. Nach und nach gewöhnte ich es mir ab, nach draußen zu gehen, bis auf die zwei

kurzen Spaziergänge, die ich mit Fox machte und die überhaupt nicht mehr angenehm waren: Er jaulte und preßte sich an mich, so sehr ängstigte ihn der Lärm der Lastwagen. Ich erfuhr vom Zeitungshändler, daß Hildegard gestorben war und Harry sein Haus verkauft hatte, um sein Lebensende in Deutschland zu verbringen. Nach und nach verzichtete ich sogar darauf, mein Schlafzimmer zu verlassen, und verbrachte den größten Teil meiner Tage im Bett in einem Zustand geistiger Leere, der dennoch schmerzhaft war. Manchmal dachte ich daran zurück, wie Isabelle und ich hier vor einigen Jahren angekommen waren; ich weiß noch, wieviel Freude es ihr gemacht hatte, das Haus einzurichten und vor allem zu versuchen, Blumen anzupflanzen und einen Garten anzulegen. Wir hatten immerhin ein paar kurze Augenblicke des Glücks erlebt. Ich dachte auch an die Nacht zurück, in der wir uns nach unserem Besuch bei Harry zum letzten Mal in den Dünen geliebt hatten; aber es gab keine Dünen mehr, die Planierraupen hatten alles eingeebnet, jetzt war es ein schlammiges, von Bretterzäunen umgebenes Gelände. Auch ich würde mein Haus verkaufen, ich hatte keinen Grund mehr hierzubleiben: Ich kontaktierte einen Immobilienhändler, der mir erklärte, daß die Grundstückspreise inzwischen sehr gestiegen waren, ich könne mit einem beträchtlichen Wertzuwachs rechnen. Ich wusste nicht genau, in welchem Zustand ich sterben würde, aber auf jeden Fall würde ich *reich* sterben. Ich bat ihn zu versuchen, das Haus so schnell wie möglich zu verkaufen, auch wenn die Angebote nicht so hoch waren, wie er hoffte; mir wurde diese Gegend mit jedem Tag unerträglicher. Ich hatte den Eindruck, daß die Arbeiter nicht nur keine Sympathie für mich empfanden, sondern daß sie mir eindeutig feindlich gesinnt waren und absichtlich ganz nah mit ihren riesigen Lastwagen an mir vorbeifuhren, mich mit Schlamm bespritzten und Fox in Furcht und Schrecken versetzten. Dieser Eindruck war vermutlich richtig: Ich war Ausländer, stammte aus dem Norden, und außerdem wußten sie, daß ich reicher war als sie, viel reicher; sie empfanden mir gegenüber einen dumpfen, animalischen Haß, der dadurch, daß er ohnmächtig war, noch verstärkt wurde, denn das Gesellschaftssystem war da, um Menschen wie mich zu schützen,

und das Gesellschaftssystem war stark, die Guardia Civil war sehr präsent und führte immer öfter Streifen durch, Spanien hatte gerade eine sozialistische Regierung bekommen, die für Korruption nicht so anfällig war wie andere, weniger Kontakte zu lokalen Niederlassungen der Mafia hatte und fest entschlossen war, die Schicht der gebildeten, wohlhabenden Leute zu schützen, die den Großteil ihrer Wählerschaft bildeten. Ich hatte noch nie Sympathie für die Armen gehabt, und jetzt, da mein Leben hinüber war, hatte ich noch weniger als je zuvor. Die Überlegenheit, die mir mein Geld gab, hätte mich sogar fast etwas trösten können: Ich hätte ihnen arrogante Blicke zuwerfen können, während sie mit gekrümmtem Rücken Schuttberge fortschaufelten oder Bohlen und Backsteine von den Lastwagen abluden; ich hätte ihre furchigen Hände, ihre Muskeln, die mit nackten Frauen bebilderten Kalender, mit denen sie ihre Baufahrzeuge ausschmückten, ironisch abtun können. Doch diese winzigen Momente der Genugtuung konnten mich, wie ich genau wußte, nicht daran hindern, sie um ihre natürliche, ungezügelte Männlichkeit zu beneiden, um ihre proletarische animalische Jugend, die mir mit brutaler Deutlichkeit ins Auge sprang.

Daniel25,12

Heute morgen erhielt ich kurz vor dem Morgengrauen von Marie23 folgende Nachricht:

Die drückenden Membranen
Unseres Halb-Erwachens
Besitzen den gedämpften Charme
Von Tagen ohne Sonne.

3109, 749, 83106, 3545. Auf dem Bildschirm wurde das Bild eines riesigen Wohnzimmers mit weißen Wänden sichtbar, das mit niedrigen weißen Ledersofas eingerichtet war; auch der Teppichboden war weiß. Hinter den großen Fenstern konnte man die Türme des Chrysler Building erkennen – ich hatte schon einmal die Gelegenheit gehabt, sie auf einer alten Reproduktion zu sehen. Nach ein paar Sekunden kam eine junge Frau der Neo-Menschenrasse ins Bild, die höchstens fünfundzwanzig war, und stellte sich vor die Kamera. Sie hatte dunkle Locken und dichtes schwarzes Schamhaar, ihr harmonischer Körper mit breiten Hüften und runden Brüsten vermittelte einen soliden, energischen Eindruck; sie sah im großen und ganzen etwa so aus, wie ich sie mir vorgestellt hatte. Eine Nachricht lief schnell über den Bildschirm und überlagerte die Bilder:

Und das Meer, das mich erdrückt, und der Sand,
Die Folge der Augenblicke, die vorüberziehen
Wie Vögel, die sanft über New York schweben,
Wie große Vögel mit unerbittlichem Flug.

Nur zu! Es ist höchste Zeit, die Schale zu sprengen,
Um das funkelnd vor uns liegende Meer zu sehen,
Auf neuen Wegen, die unsere Schritte wiedererkennen
Und die wir schwach und ungewiß gemeinsam begehen.

Es ist absolut kein Geheimnis, daß es unter den Neo-Menschen hin und wieder vorkommt, daß jemand abtrünnig wird; auch wenn das Thema nie offen angeschnitten wird, ist es in gewissen Anspielungen, gewissen Gerüchten zum Ausdruck gekommen. Gegen Deserteure werden keinerlei Maßnahmen ergriffen, und es wird nichts unternommen, um ihre Spur wiederzufinden. Die Station, wo sie gelebt haben, wird von einem Team, das von Central City entsandt wird, ganz einfach für immer geschlossen, die Ahnenfolge, der sie entstammen, wird als erloschen erklärt.

Marie23 hatte möglicherweise beschlossen, ihren Posten zu verlassen, um sich einer Gemeinschaft von Wilden anzuschließen, doch selbst wenn das der Fall sein sollte, wußte ich, daß ich nichts tun konnte, um sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Ein paar Minuten lang ging sie im Raum auf und ab; sie wirkte sehr nervös und aufgeregt, hätte zweimal fast das Bildfeld verlassen. »Ich weiß nicht genau, was mich erwartet«, sagte sie schließlich und wandte sich dabei der Kamera zu, »aber ich weiß, daß ich mehr Leben brauche. Es hat lange gedauert, ehe ich mich dazu entschlossen habe, ich habe versucht, alle verfügbaren Informationen auszuwerten. Ich habe oft mit Esther31 darüber gesprochen, die auch in den Trümmern von New York lebt; wir haben uns sogar vor drei Wochen persönlich getroffen. Es ist nicht unmöglich; man muß anfangs eine große geistige Anspannung überwinden, denn es ist nicht leicht, die Grenzen der Station hinter sich zu lassen, man ist dabei von großer Unruhe und Verwirrung erfüllt; aber es ist nicht unmöglich …«

Ich verarbeitete die Information, deutete mit einem leichten Kopfnicken an, daß ich sie verstanden hatte. »Sie stammt tatsächlich von derselben Esther ab, die dein Vorfahre gekannt hat«, fuhr sie fort. »Ich habe einen Moment lang geglaubt, sie sei bereit, mich zu begleiten; doch schließlich hat sie den Gedanken aufgegeben, zumindest für den Augenblick, aber ich habe den Eindruck, daß auch sie nicht mit unserer Lebensweise zufrieden ist. Wir haben mehrmals über dich gesprochen; ich glaube, sie wäre sehr glücklich darüber, in

eine Phase der Intermediation zu treten.«

Ich nickte erneut. Sie blickte noch ein paar Sekunden wortlos in die Kamera, dann schulterte sie mit einem seltsamen Lächeln einen kleinen Rucksack, wandte sich um und ging links aus dem Bild. Ich blieb noch lange regungslos vor dem Bildschirm sitzen, auf dem das leere Zimmer zu sehen war.

Daniel1,24

Nach mehreren Wochen tiefer Niedergeschlagenheit wandte ich mich wieder meinem Lebensbericht zu, aber das brachte mir kaum Erleichterung. Ich war etwa am Zeitpunkt meiner Begegnung mit Isabelle angelangt, und diese papierne Verdoppelung meines realen Daseins kam mir ein wenig ungesund vor, ich hatte auf jeden Fall absolut nicht den Eindruck, damit etwas Wichtiges oder Bedeutsames zu vollbringen. Vincent dagegen schien großen Wert darauf zu legen, er rief mich jede Woche an, um zu hören, wie weit ich war, und einmal sagte er sogar zu mir, daß das, was ich tue, in gewisser Hinsicht genauso wichtig sei wie die Forschungsarbeit des Professors auf Lanzarote. Das war ganz offensichtlich übertrieben, bewirkte aber auf jeden Fall, daß ich mich mit neuem Eifer an die Arbeit machte; es war wirklich seltsam, wie es dazu gekommen war, daß ich ihm solches Vertrauen schenkte und seine Worte wie eine Weissagung aufnahm.

Nach und nach wurden die Tage länger, das Wetter milder und trockener, und ich ging wieder öfter nach draußen. Ich mied das Baugelände vor meinem Haus, schlug statt dessen den Weg ein, der in die Hügel führte, und lief dann wieder zur Steilküste hinab; von dort aus betrachtete ich das weite, graue Meer, das ebenso ruhig und grau war wie mein Leben. Ich blieb in jeder Kurve stehen und paßte mich dem Rhythmus von Fox an; er war glücklich über diese langen Spaziergänge, das sah ich, auch wenn ihm das Laufen inzwischen etwas Mühe machte. Wir legten uns sehr früh schlafen, noch ehe die Sonne unterging; ich sah nie fern, denn ich hatte vergessen, das Abonnement für das Satellitenfernsehen zu verlängern; ich las auch nicht mehr viel, selbst Balzac langweilte mich allmählich. Ich fühlte mich vom gesellschaftlichen Leben wohl nicht mehr so betroffen wie zu der Zeit, als ich meine Sketche schrieb. Ich wußte schon damals, daß ich ein begrenztes Genre gewählt hatte, das mir nicht erlauben würde, in meiner ganzen Laufbahn auch nur ein Zehntel von dem zu vollbringen, was Balzac in einem einzigen Roman erreicht hatte. Im übrigen war mir völlig klar, was ich ihm verdankte: Ich hatte alle

meine Sketche archiviert, alle Auftritte waren gefilmt worden, es waren etwa fünfzehn DVDs, doch obwohl mir jetzt die Tage unendlich lang vorkamen, wäre ich nie auf den Gedanken verfallen, sie mir anzusehen. Man hatte mich oft mit den französischen Moralisten, manchmal mit Lichtenberg verglichen, aber nie hatte jemand an Moliere oder Balzac gedacht. Trotzdem las ich *Glanz und Elend der Kurtisanen* noch einmal, vor allem wegen der Romangestalt Nucingen. Immerhin bemerkenswert, daß es Balzac gelungen war, der Figur des verliebten Barons eine so ergreifende Dimension zu verleihen, eine Dimension, die, wenn man darüber nachdenkt, zwar eigentlich selbstverständlich sein müßte und schon in der Definition begründet ist, dennoch hatte Moliere nie daran gedacht; allerdings beschränkte sich Moliere auf das Register der Komik, das ist immer dasselbe Problem, man stößt unweigerlich auf die gleiche Schwierigkeit, nämlich, daß das Leben im Grunde *überhaupt nicht* komisch ist.

An einem regnerischen Aprilmorgen beschloß ich, nachdem ich fünf Minuten lang durch schlammige Pfützen gewatet war, den Spaziergang abzukürzen. Als ich die Einfahrt meiner Residenz erreichte, stellte ich fest, daß Fox nicht da war; es goß inzwischen in Strömen, man konnte keine fünf Meter weit sehen, ich hörte in der Nähe einen lärmenden Schaufelbagger, den ich nicht erkennen konnte. Ich ging ins Haus, um mir einen Regenumhang zu holen, dann machte ich mich im dichten Regen auf die Suche nach Fox; ich ging an all den Stellen vorbei, wo er gern stehenblieb, um an irgend etwas zu schnuppern.

Ich fand ihn erst am späten Nachmittag nicht mehr als dreihundert Meter von meinem Haus entfernt; ich muß mehrmals an ihm vorbeigegangen sein, ohne ihn zu sehen. Nur sein blutbefleckter Kopf mit heraushängender Zunge und starren, vor Entsetzen verdrehten Augen ragte hervor. Ich wühlte mit den Händen im Schlamm und befreite seinen Körper, der wie eine Wurst geplatzt war: die Eingeweide waren herausgequollen; er befand sich eindeutig auf dem Seitenstreifen, der Lastwagen mußte ein ganzes Stück von der Fahrbahn abgewichen sein, um ihn zu überfahren. Ich zog

meinen Umhang aus, um ihn einzuwickeln, und kehrte mit gebeugtem Rücken und tränenüberströmtem Gesicht heim, wobei ich die Augen abwandte, um nicht den Blicken der Arbeiter zu begegnen, die innehielten und mit hämischem Lächeln zusahen, wie ich vorüberging.

Mein Weinkrampf dauerte vermutlich sehr lange, denn als ich mich beruhigte, war es schon fast dunkel; auf der Baustelle war niemand mehr, aber es regnete noch immer. Ich ging in den Garten oder, besser gesagt, in den früheren Garten, denn jetzt war es ein verwahrlostes Gelände, das im Sommer staubig und im Winter ein Schlammsee war. Es war nicht sonderlich anstrengend, an der Ecke des Hauses ein Grab für Fox zu schaufeln; ich legte sein Lieblingsspielzeug darauf, eine kleine Plastikente. Der Regen rief einen weiteren Schlammstrom hervor, der das Spielzeug verschlang, ich begann sofort wieder zu weinen.

Ich weiß nicht warum, aber in jener Nacht ging etwas in mir zu Bruch, ein letzter Schutzwall, der weder bei der Trennung von Esther noch bei Isabelles Tod nachgegeben hatte. Vielleicht, weil der Tod von Fox mit dem Zeitpunkt zusammenfiel, da ich in meinem Lebensbericht schilderte, wie wir ihn an der Autobahn zwischen Zaragossa und Tarragona gefunden hatten; vielleicht auch nur, weil ich älter geworden war und meine Widerstandskraft nachließ. Auf jeden Fall rief ich mitten in der Nacht in Tränen aufgelöst Vincent an und hatte dabei den Eindruck, daß meine Tränen nie wieder versiegen würden und ich bis an mein Lebensende nichts anderes tun könnte als zu weinen. So etwas kommt vor, ich hatte es bereits bei manchen alten Leuten beobachtet: Manchmal ist ihr Gesicht ruhig und unbeweglich und ihr Geist wirkt friedlich und leer; doch sobald sie wieder mit der Wirklichkeit Kontakt aufnehmen, zu Bewußtsein kommen und zu denken beginnen, fangen sie sofort wieder an zu weinen – sanft und ohne Unterbrechung, tagelang. Vincent hörte mir aufmerksam zu, trotz der späten Stunde, ohne zu protestieren; dann versprach er mir, er würde gleich den Professor anrufen. Der genetische Code von Fox sei konserviert worden, erinnerte er mich, und wir seien unsterblich

geworden; wir, aber wenn wir es wünschten, auch unsere Haustiere.

Er schien daran zu glauben, er schien fest daran zu glauben, und plötzlich war ich wie erstarrt vor Freude. Und auch vor Skepsis: Ich war im Glauben an den Tod und an die Gewißheit seiner Macht aufgewachsen und alt geworden. In seltsamer geistiger Verfassung, als sei ich kurz davor, in einer magischen Welt zu erwachen, wartete ich auf das Morgengrauen. Der Tag brach blaß über dem Meer an; die Wolken waren verschwunden, ein winziger Fleck blauen Himmels tauchte am Horizont auf.

Miskiewicz rief kurz vor sieben an. Jawohl, die DNA von Fox sei konserviert worden, und sie sei unter guten Bedingungen gelagert, es gebe keinen Grund zur Besorgnis; leider sei das Klonen von Hunden noch genauso unmöglich wie das von Menschen. Er sei ganz nah am Ziel, es sei nur noch eine Frage von Jahren oder möglicherweise von Monaten; die Sache sei schon bei Ratten und sogar – wenn auch nicht wiederholbar – bei einer Hauskatze mit Erfolg durchgeführt worden. Das Klonen von Hunden schien seltsamerweise auf Probleme zu stoßen, die komplizierter waren, aber er versprach mir, mich auf dem laufenden zu halten, und versicherte mir, daß Fox der erste sein würde, der in den Genuß dieser Technik kommen würde.

Seine Stimme, die ich schon lange nicht mehr gehört hatte, rief immer noch den gleichen Eindruck von sachlicher Kompetenz in mir hervor, und als ich den Hörer auflegte, überkam mich ein seltsames Gefühl: Es war ein Mißerfolg, zur Zeit war es noch ein Mißerfolg, und ich war ohne Zweifel dazu verdammt, mein Leben in völliger Einsamkeit zu beenden; doch zum erstenmal begriff ich Vincent und die anderen Bekehrten, begriff ich die Tragweite des *Versprechens.* Und als die Sonne über dem Meer aufstieg, empfand ich ein noch dunkles, fernes, verschleiertes Gefühl, das an Hoffnung grenzte.

Daniel25,13

Der Fortgang von Marie23 verstört mich tiefer, als ich gedacht hätte; ich habe mich so an unsere Gespräche gewöhnt; ich bin traurig, daß sie nicht mehr stattfinden, sie fehlen mir, und ich kann mich noch nicht entschließen, mit Esther31 Kontakt aufzunehmen.

Am Tag nach ihrem Fortgang druckte ich die topographischen Aufnahmen der Bereiche aus, die Marie23 zu durchqueren hatte, wenn sie nach Lanzarote wollte; ich bin in Gedanken noch oft bei ihr und male mir die Etappen ihres Weges aus. Wir leben so, als wären wir von einem Schleier umgeben, von einem Bollwerk aus Gegebenheiten, aber es steht uns frei, diesen Schleier zu zerreißen, dieses Bollwerk zu zerstören; unsere noch menschlichen Körper sind bereit, sich wieder ins Leben zu stürzen. Marie23 hat beschlossen, sich von unserer Gemeinschaft zu trennen, und dabei handelt es sich um einen freiwilligen, endgültigen Aufbruch; ich habe große Schwierigkeiten, diesen Gedanken zu akzeptieren. Für solche Gelegenheiten empfiehlt die Höchste Schwester die Lektüre von Spinoza; ich verbringe täglich eine Stunde damit.

Daniel1,25

Erst nach dem Tod von Fox wurden mir die Parameter der Aporie richtig bewußt. Das Wetter änderte sich schnell, bald würde es in Südspanien wieder sehr heiß werden; entblößte Mädchen ließen sich vor allem am Wochenende in der Nähe meiner Residenz am Strand bräunen, und ich spürte, wie schwach und schlaff etwas wieder in mir aufkam, was nicht einmal richtige Begierde war – denn dieses Wort scheint mir zumindest vorauszusetzen, daß man an die Möglichkeit seiner Verwirklichung glaubt –, sondern die Erinnerung an das, was eine Begierde sein könnte, sozusagen deren Gespenst. Ich sah, wie sich die *cosa mentale* vor mir abzeichnete, die letzte Qual, und in diesem Augenblick konnte ich endlich sagen, daß ich die Sache begriffen hatte. Die sexuelle Lust ist nicht nur raffinierter und heftiger als alle anderen Sinnenfreuden, die man im Leben verspüren kann; sie ist nicht nur die einzige Sinnenfreude, die keinerlei negative Auswirkungen auf den Organismus hat, sondern sie trägt im Gegenteil dazu bei, seine Vitalität und Kraft auf höchstem Niveau zu halten. Sie ist die einzige wirkliche Sinnenfreude, ja das einzige Ziel des menschlichen Daseins, und alle anderen – ganz gleich, ob sie durch feines Essen, Tabak, Alkohol oder Drogen gefördert werden – sind nur lächerliche, verzweifelte Ersatzbefriedigungen, auf Raten verübte Selbstmorde, die sich nicht als solche auszugeben wagen, Versuche, einen Körper so schnell wie möglich zu zerstören, der keinen Zugang mehr zu der einzig wirklichen Lust hat. Das menschliche Leben ist also auf furchtbar einfache Weise angelegt, und mir war es in meinen Drehbüchern und Sketchen in den knapp zwanzig Jahren lediglich gelungen, mich einer Wirklichkeit anzunähern, die sich doch in wenigen Sätzen ausdrücken läßt. Die Jugend ist die Zeit des Glücks, die einzige im ganzen Dasein; junge Leute führen ein sorgloses müßiges Leben, in dem sie nur zum Teil mit ihrer Ausbildung beschäftigt sind, die sie wenig in Anspruch nimmt, sie können sich daher ganz der freien Entfaltung ihres Körpers widmen. Sie können spielen, tanzen, lieben und das Leben genießen. Sie können in den frühen Morgenstunden in

Begleitung von Sexualpartnern, die sie sich ausgesucht haben, von einem Fest heimkehren und die Schlangen trübseliger Angestellter beobachten, die zur Arbeit fahren. Sie sind das Salz der Erde, alles fällt ihnen zu, alles ist ihnen erlaubt, alles steht ihnen offen. Später, nachdem sie eine Familie gegründet haben und in die Welt der Erwachsenen eingetreten sind, lernen sie die Sorgen des Alltags, Plackerei, Verantwortung und die Schwierigkeiten des Daseins kennen; dann müssen sie Steuern zahlen, sich Verwaltungsmaßnahmen beugen und dabei ohnmächtig und voller Scham ihrem eigenen unabwendbaren körperlichen Verfall zusehen, der sich zunächst noch langsam, aber dann immer schneller vollzieht; und vor allem müssen sie in ihrem eigenen Haus Kinder versorgen, wie tödliche Feinde, müssen sie hegen, ernähren, sie pflegen, wenn sie krank sind, die Mittel für deren Ausbildung und Zeitvertreib aufbringen, und im Gegensatz zu dem, was im Tierreich geschieht, dauert das nicht nur eine kurze Zeit, sie bleiben für immer Sklaven ihrer Sprößlinge, die Zeit der Freude ist für sie für allemal vorbei, sie müssen sich bis zum Schluß weiter abmühen, unter Schmerzen und mit zunehmenden gesundheitlichen Problemen, bis sie zu nichts mehr gut sind und als störende, unnütze Greise endgültig zum alten Eisen geworfen werden. Ihre Kinder sind ihnen für all das aber in keiner Weise dankbar, ganz im Gegenteil, mögen sich die Eltern auch noch so angestrengt haben, diese Anstrengungen werden immer als unzureichend erachtet und die Eltern, ganz einfach weil sie *Eltern* sind, als schuldig betrachtet. Diesem schmerzlichen, von Scham gezeichneten Leben wird jede Gelegenheit zur Freude unbarmherzig verwehrt. Sobald sie sich dem Körper von jungen Menschen nähern wollen, werden sie verjagt, zurückgewiesen, lächerlich gemacht, erniedrigt und heutzutage immer öfter ins Gefängnis gesteckt. Der jugendliche Körper, das einzige begehrenswerte Gut, das die Welt je hervorgebracht hat, ist ausschließlich den jungen Menschen zum Gebrauch vorbehalten, und die Alten müssen sich damit abfinden, zu arbeiten und ihr Schicksal zu erdulden. Das ist der eigentliche Sinn des *Generationenvertrags:* Es handelt sich um eine regelrechte Vernichtung einer jeweiligen Generation zugunsten derer, die ihr

folgt, eine grausame, lang andauernde Vernichtung, die von keiner Stärkung, keinem Trost, keiner materiellen oder affektiven Entschädigung begleitet ist.

Ich hatte Verrat begangen. Ich hatte meine Frau verlassen, kurz nachdem sie schwanger wurde, hatte mich nie für meinen Sohn interessiert und seinen Tod gleichgültig hingenommen; ich hatte mich der endlosen Aufeinanderfolge verweigert, den unbegrenzten Kreis der Fortpflanzung des Leidens gesprengt, und das war vielleicht die einzige edle Tat, die einzige Geste echter Auflehnung, auf die ich am Ende meines Lebens, das trotz seines scheinbar künstlerischen Charakters sehr mittelmäßig war, stolz sein konnte; ich hatte sogar, wenn auch nur kurz, mit einem Mädchen geschlafen, das so alt war, wie mein Sohn zu jenem Zeitpunkt gewesen wäre. Ich hatte so wie die bewundernswerte Jeanne Calment, die eine Weile der älteste Mensch der Welt gewesen war, ehe sie schließlich im Alter von hundertzweiundzwanzig Jahren starb, und die auf die dümmliche Frage der Journalisten: »Nun, Jeanne, glauben Sie wirklich nicht, daß Sie Ihre Tochter wiedersehen werden? Glauben Sie nicht, daß es *hinterher* noch etwas gibt?« unerbittlich und herrlich aufrichtig erwiderte: »Nein. Nichts. Es gibt nichts. Und ich werde meine Tochter nicht wiedersehen, da meine Tochter *tot* ist«, bis zum Schluß in meinen Worten und in meiner Haltung zur Wahrheit gestanden. Übrigens hatte ich in früheren Jahren Jeanne Calment in einem Sketch geehrt, in dem ich ihre *ergreifende Aussage* aufnahm: »Ich bin hundertundsechzehn Jahre alt und will nicht sterben.« Niemand hatte damals verstanden, daß ich die *Ironie der reinen Verdopplung* anwandte; ich bedauerte dieses Mißverständnis, bedauerte vor allem, daß ich nicht mehr Gewicht daraufgelegt und nicht genügend hervorgehoben hatte, daß ihr Kampf der Kampf der gesamten Menschheit war und im Grunde der einzige, der es wert war, geführt zu werden. Jeanne Calment war zwar gestorben, Esther hatte mich schließlich verlassen, und die Biologie war allgemeiner gesagt wieder zu ihrem Recht gekommen. Dennoch war das gegen unseren, gegen meinen, gegen Jeannes Willen geschehen, denn wir haben nicht die Waffen gestreckt und uns bis zum Schluß geweigert,

mitzumachen und ein System zu billigen, das darauf abzielte, uns zu zerstören.

Das Bewußtsein meines Heldenmuts sorgte dafür, daß ich einen ausgezeichneten Nachmittag verbrachte, dennoch beschloß ich bereits am folgenden Tag, nach Paris zurückzukehren, vermutlich aufgrund des Strands, der Brüste der Mädels und ihrer Schamhügel; auch in Paris gab es Mädels, aber man sah ihre Brüste und ihre Schamhügel weniger. Außerdem war das natürlich nicht der einzige Grund, auch wenn ich etwas Distanz (zu den Brüsten und den Schamhügeln) brauchte. Die Dinge, die mir am Tage zuvor durch den Kopf gegangen waren, hatten mich in einen solchen Zustand versetzt, daß ich mit dem Gedanken spielte, wieder etwas für die Bühne zu schreiben: eine radikale, harte Sache, im Vergleich zu der meine früheren Provokationen wie süßliches, humanistisches Geschwätz wirkten. Ich hatte meinen Agenten angerufen und mich mit ihm verabredet, um darüber zu sprechen; er war etwas überrascht, denn ich hatte ihm schon seit einer halben Ewigkeit gesagt, ich hätte es satt, sei ausgelutscht, total am Ende, so daß er es mir schließlich abgenommen hatte. Ich muß jedoch dazusagen, daß er angenehm überrascht war: Ich hatte ihm einige Schwierigkeiten bereitet, aber er hatte auch viel Geld an mir verdient, und insgesamt mochte er mich ganz gern.

Im Flugzeug nach Paris verwandelte sich mein haßerfüllter Heldenmut unter der Wirkung eines Fläschchens Southern Comfort, das ich im Duty-free-Shop in Almeria gekauft hatte, in ein Selbstmitleid, das der Alkohol im Grunde ganz erträglich machte, und ich schrieb das folgende Gedicht, das für meine seelische Verfassung in den vergangenen Wochen durchaus charakteristisch war und das ich innerlich Esther widmete:

Es gibt die Liebe nicht
(Nicht wirklich, nicht genug)
Wir leben ohne Beistand,
Sterben allein und verlassen.

Der Ruf nach Erbarmen
Hallt durch die Leere,
Unsere Körper sind verkrüppelt,
Aber die Begierde des Fleisches bleibt.

Verschwunden sind die Versprechen
Eines jugendlichen Körpers,
Wir gelangen ins Alter
Wo uns nichts mehr erwartet

Bis auf die unnütze Erinnerung
An unsere vergangenen Tage,
Das Auflodern von Haß
Und nackte Verzweiflung.

Auf dem Flughafen von Roissy trank ich einen doppelten Espresso, der mich wieder völlig ernüchterte, und bei der Suche nach meiner Kreditkarte fiel mir dieser Text in die Finger. Ich nehme an, daß es unmöglich ist, irgend etwas zu schreiben, ohne dabei eine gewisse Nervosität oder nervöse Erregung zu empfinden, die dazu führt, daß das, was man gerade schreibt, auch wenn es noch so düster ist, nicht augenblicklich eine deprimierende Wirkung ausübt. Mit etwas Abstand sieht man die Sache dann anders, und mir wurde sofort klar, daß dieses Gedicht nicht nur meiner seelischen Verfassung, sondern einer überall zu beobachtenden Realität entsprach: Wie stark auch immer meine Auflehnung, mein Protest, meine Verleugnung gewesen sein mochten, ich zählte jetzt ohne jeden Zweifel zur Kategorie der *alten Leute*, und das war unwiderruflich. Ich grübelte eine Weile über diesen betrüblichen Gedanken nach, etwa so, wie man lange auf etwas Bitterem herumkaut, um sich an den Geschmack zu gewöhnen. Es war vergeblich: Dieser Gedanke war nicht nur im ersten Augenblick deprimierend, auch bei weiterem Nachdenken blieb er unvermindert deprimierend.

Der beflissene Empfang des Personals im Lutetia zeigte mir auf jeden Fall, daß man mich noch nicht vergessen hatte und meine Popularität nicht gelitten hatte. »Na, mal wieder hier zu tun?« fragte mich der Mann an der Rezeption mit einem verständnisvollen Lächeln, fast so, als wolle er wissen, ob er mir eine Nutte aufs Zimmer schicken sollte; ich bestätigte mit einem Augenzwinkern, was seinen Eifer verdoppelte und ihn zu der Bemerkung veranlaßte: »Ich hoffe, Sie fühlen sich hier wohl…«, die er geradezu im Ton eines Gebets flüsterte. Doch schon in meiner ersten Nacht in Paris begann meine Motivation nachzulassen. An meinen Überzeugungen hatte sich nichts geändert, aber nun kam es mir etwas lächerlich vor, auf ein künstlerisches Ausdrucksmittel zurückzugreifen, während irgendwo auf der Welt und sogar ganz hier in der Nähe eine *wirkliche* Revolution stattfand. Zwei Tage später fuhr ich mit dem Zug nach Chevilly-Larue. Als ich Vincent auseinandersetzte, wie inakzeptabel das Opfer war, das heutzutage mit der Zeugung verbunden war, bemerkte ich, wie er zögerte und eine gewisse Verlegenheit zum Ausdruck brachte, die ich mir nur schwer erklären konnte.

»Du weißt vielleicht, daß wir uns ziemlich stark in der *child-free*-Bewegung engagiert haben…«, antwortete er ein wenig ungeduldig. »Ich muß dir unbedingt Lucas vorstellen. Wir haben gerade einen Fernsehsender gekauft, oder besser gesagt Anteile an einem Sender, auf einem Kanal, der den neuen religiösen Bewegungen gewidmet ist. Er ist für das Programm verantwortlich, wir haben ihn für die gesamte PR-Arbeit eingestellt. Ich nehme an, er wird dir gefallen.«

Lucas war um die Dreißig, hatte ein scharfgeschnittenes intelligentes Gesicht und trug einen schwarzen Anzug aus weichem Stoff und dazu ein weißes Hemd. Auch er hörte mir etwas befangen zu, ehe er mir den ersten Teil einer Serie von Werbespots vorführte, den sie bereits in der folgenden Woche in den meisten Kanälen mit weltweiter Ausstrahlung senden wollten. Er dauerte dreißig Sekunden und zeigte in einer einzigen Plansequenz, die unerträglich realistisch wirkte, ein sechsjähriges Kind, das einen Wutanfall in einem Supermarkt bekam. Es verlangte eine weitere Tüte Bonbons, zunächst mit weinerlicher Stimme – die schon ziemlich unangenehm war –, und

als die Eltern sich weigerten, brüllte es wie am Spieß und wälzte sich am Boden, als würde es von Krämpfen geschüttelt, hielt jedoch ab und zu inne, um sich schnell mit einem listigen Blick zu vergewissern, ob es seine Eltern auch noch völlig in der Gewalt hatte; die anderen Kunden warfen ihm im Vorübergehen empörte Blicke zu, selbst die Verkäufer näherten sich dem Störenfried, und die Eltern, denen die Sache immer peinlicher wurde, knieten sich schließlich vor dem kleinen Scheusal nieder, nahmen alle Tüten mit Bonbons, die in ihrer Reichweite waren, und hielten sie ihm hin, als seien es Opfergaben. Das Bild blieb stehen, während auf dem Bildschirm in Großbuchstaben folgende Nachricht auftauchte: JUST SAY NO. USE CONDOMS.

Die anderen Werbespots griffen mit der gleichen Überzeugungskraft die wesentlichen Elemente der elohimitischen Lebensweise auf – was die Sexualität, das Altern, den Tod, also die üblichen menschlichen Fragen betraf –, aber der Name der Kirche wurde nicht erwähnt, beziehungsweise erst ganz am Schluß in einer informativen Notiz, die fast subliminal war, so kurz war sie, und auf der nur die Angabe »elohimitische Kirche« und eine Telefonnummer zu lesen waren.

»Mit den positiven Werbespots ist die Sache schon schwieriger…«. sagte Lucas halblaut. »Ich habe trotzdem einen gedreht, ich nehme an, du erkennst den Darsteller wieder…«Tatsächlich erkannte ich schon in den ersten Sekunden Flic wieder, der einen Overall aus Jeansstoff trug und in einem Schuppen am Ufer eines Flusses eine handwerkliche Arbeit verrichtete, die anscheinend darin bestand, ein Boot zu reparieren. Die Beleuchtung erzeugte einen prächtigen Moire-Effekt, die Wasserfläche hinter Flic funkelte in warmen Dunstschwaden, es war eine Atmosphäre im Stil der Jack-Daniels-Werbung, aber frischer, fröhlicher und ohne sprühende Lebendigkeit, wie ein Frühling, der die Beschaulichkeit des Herbstes hat. Flic arbeitete ruhig, ohne Hast, und machte den Eindruck, als habe er Spaß an der Sache und das ganze Leben vor sich; dann wandte er sich mit einem breiten Lächeln der Kamera zu, während die Inschrift DIE EWIGKEIT – IN ALLER SEELENRUHE auftauchte und das Bild überlagerte.

Da wurde mir klar, warum sie zuvor alle mehr oder weniger verlegen geworden waren: Meine Entdeckung, daß das Glück den jungen Menschen vorbehalten ist und jede Generation zu einem bestimmten Zeitpunkt geopfert wird, war gar keine Entdeckung, alle hatten das hier genau begriffen; Vincent hatte das begriffen, Lucas hatte das begriffen, und die meisten Anhänger ebenfalls. Vermutlich war auch Isabelle die Sache schon lange klar gewesen, und sie hatte sich ohne wirkliche Gemütsbewegung umgebracht, einfach aufgrund einer rationalen Entscheidung, so als ob man verlangte, daß die Karten neu gemischt werden, wenn eine Partie von vornherein in einer Sackgasse steckt – zumindest bei den wenigen Spielen, in denen so etwas möglich ist. War ich dümmer als der Durchschnitt? fragte ich Vincent am selben Abend, während wir bei ihm einen Aperitif tranken. Nein, antwortete er ungerührt, was meine Intelligenz anginge, so sei sie eher leicht überdurchschnittlich, und moralisch gesehen, sei ich allen anderen vergleichbar: ein wenig sentimental, ein wenig zynisch, wie die meisten Männer. Ich sei nur besonders aufrichtig, und das sei meine ganz persönliche Eigenart; ich sei im Vergleich zu den in der Menschheit üblichen Normen fast unglaublich aufrichtig. Ich solle ihm diese Bemerkungen nicht übelnehmen, fügte er hinzu, all das hätte man bereits aus meinem großen Publikumserfolg ableiten können, und das sei auch der Grund, warum mein Lebensbericht einen so unvergleichlich hohen Wert habe. Was ich zu den Menschen sagte, werde von ihnen als authentisch, als *wahr* angesehen, und den Weg, den ich eingeschlagen hatte, konnten alle einschlagen, wenn sie sich ein wenig bemühten. Wenn ich mich bekehren ließ, dann hieß das, daß sich alle Menschen, meinem Beispiel folgend, bekehren lassen konnten. Er sagte das sehr ruhig und blickte mir dabei mit einem Ausdruck absoluter Ehrlichkeit fest in die Augen; außerdem wußte ich, daß er mich gern mochte. Da begriff ich erst richtig, was er vorhatte. Und da begriff ich auch, daß es ihm gelingen würde.

»Wie viele Anhänger habt ihr jetzt?«

»Siebenhunderttausend.« Er antwortete nach einem Bruchteil einer Sekunde, ohne nachzudenken. Und da begriff ich noch etwas,

nämlich daß Vincent das wirkliche Oberhaupt der Kirche geworden war, er leitete sie. Der Professor widmete sich, so wie er es immer gewollt hatte, ausschließlich seiner wissenschaftlichen Arbeit; und Flic hatte sich Vincent untergeordnet, führte seine Befehle aus und setzte sich mit all seiner praktischen Intelligenz und seinem eindrucksvollen Arbeitseifer für ihn ein. Ganz offensichtlich hatte Vincent Lucas eingestellt; er hatte die Aktion MACHT DEN LEUTEN EINE FREUDE GEBT IHNEN SEX gestartet, und er hatte sie abgebrochen, sobald das Ziel erreicht war. Jetzt hatte er tatsächlich den Platz des Propheten eingenommen. Da erinnerte ich mich an meinen ersten Besuch in seinem Haus in Chevilly-Larue und den Eindruck, den ich damals gehabt hatte, daß er kurz vor dem Selbstmord oder einem Nervenzusammenbruch stand. »Der Stein, den die Erbauer zurückgewiesen haben …«, sagte ich mir. Ich war weder neidisch noch eifersüchtig auf Vincent: Er war aus anderem Holz geschnitzt als ich; ich wäre nie imstande gewesen, das zu tun, was er tat. Er hatte viel erreicht, hatte aber auch viel gewagt, er hatte sein ganzes Wesen aufs Spiel gesetzt, alles in die Waagschale gelegt, und das schon seit langer Zeit, von Anfang an, er konnte auch gar nicht anders vorgehen, denn jeglicher Sinn für Berechnung und Strategie war ihm fremd. Ich fragte ihn, ob er noch immer an den Plänen für die Botschaft arbeite. Er senkte die Augen mit unerwarteter Scham, die ich schon lange nicht mehr bei ihm erlebt hatte, und sagte ja, er sei sogar bald fertig damit, wenn ich noch ein oder zwei Monate bleiben würde, könne er sie mir zeigen; und es wäre ihm sogar eine große Freude, wenn ich bliebe und der erste Besucher wäre – gleich nach Susan, denn die Sache ginge Susan direkt an.

Selbstverständlich blieb ich. Nichts drängte mich, nach San Jose zurückzukehren, am Strand würden wahrscheinlich noch mehr Brüste und Schamhügel zu sehen sein, ich mußte zusehen, daß ich irgendwie damit zurechtkam. Der Immobilienhändler hatte mir ein Fax geschickt, ein Engländer hatte ein interessantes Angebot gemacht, anscheinend der Sänger einer Rockband, aber auch damit hatte es seit dem Tod von Fox keine Eile mehr, ich konnte genausogut an Ort und Stelle sterben und an seiner Seite begraben

werden. Ich saß in der Bar des Lutetia, und nach meinem dritten Alexandra erschien mir dieser Gedanke wirklich ausgezeichnet: Nein, ich würde das Haus nicht verkaufen, ich würde es leer stehen lassen und sogar testamentarisch verfügen, daß es nie verkauft werden dürfe, ich würde etwas Geld für den Unterhalt beiseite legen und die Villa in eine Art Mausoleum verwandeln, ein Mausoleum für miese Dinge, denn was ich dort erlebt hatte, war insgesamt ziemlich mies gewesen, aber trotzdem wollte ich ein Mausoleum. »Ein mieses Mausoleum …«: Ich wiederholte den Ausdruck halblaut und spürte, wie in mir mit der Wärme des Alkohols eine hämische triumphierende Freude aufkam. Unterdessen würde ich ein paar Nutten einladen, um meine letzten Augenblicke etwas zu versüßen. Nein, keine Nutten, sagte ich mir nach kurzer Überlegung; ihre Dienstleistungen waren einfach zu mechanisch, zu schlecht. Ich könnte statt dessen den kleinen Miezen, die sich am Strand bräunen ließen, ein Angebot machen; die meisten würden ablehnen, aber manche würden vielleicht darauf eingehen, ich war mir jedenfalls sicher, daß es sie nicht schockieren würde. Die Sache war natürlich nicht ganz risikolos, sie hatten möglicherweise eine Bande von Kriminellen als Freunde. Ich konnte es auch bei den Putzfrauen versuchen, manche waren gar nicht so schlecht und hatten vielleicht nichts dagegen, sich etwas *hinzuzuverdienen.* Ich bestellte einen vierten Cocktail und wägte langsam die verschiedenen Möglichkeiten gegeneinander ab, wobei ich den Alkohol im Glas kreisen ließ, ehe mir klar wurde, daß ich vermutlich gar nichts tun würde und jetzt, nachdem Esther mich verlassen hatte, ebensowenig auf die Prostitution zurückgreifen würde, wie ich es nach der Trennung von Isabelle getan hatte, und zugleich wurde mir in einer Mischung aus Bestürzung und Ekel bewußt, daß ich noch immer (wenn auch rein theoretisch, denn ich wußte natürlich, daß für mich alles vorbei war, ich hatte meine letzten Chancen verspielt und mußte jetzt von der Bühne abtreten, den Schlußstrich ziehen, zum Abschluß kommen), ja, daß ich noch immer tief in meinem Inneren trotz besseren Wissens an die Liebe glaubte.

Daniel25,14

Mein erster Kontakt mit Esther31 war überraschend für mich; vermutlich vom Lebensbericht meines menschlichen Vorgängers beeinflußt, rechnete ich mit jemandem, der noch jung war. Sie war von meiner Bitte um Intermediation benachrichtigt worden und schaltete auf den Bildmodus um: Ich sah vor mir eine Frau von Anfang Fünfzig mit ruhigem, ernstem Gesicht, die eine Brille trug; sie saß vor ihrem Bildschirm in einem kleinen gut aufgeräumten Raum, der ihr wohl als Arbeitszimmer diente. Die Ordnungszahl 31, die sie trug, hatte mich schon leicht überrascht; sie erklärte mir, daß alle Nachfahren von Esther1 ihr Nierenleiden geerbt hätten, was bei allen zu einer kürzeren Lebensdauer geführt habe. Sie war natürlich über den Fortgang von Marie23 informiert: Sie war sich auch ziemlich sicher, daß sich eine Gemeinschaft von höher entwickelten Primaten an der Stelle niedergelassen hatte, an der sich einst Lanzarote befunden hatte; dieses Gebiet des Nordatlantiks, teilte sie mir mit, hatte ein bewegtes geologisches Schicksal hinter sich: nachdem die Insel im Verlauf der Ersten Verringerung im Meer versunken war, war sie unter dem Druck erneuter Vulkanausbrüche wieder an die Oberfläche gekommen; zum Zeitpunkt der Großen Dürre war sie dann zu einer Halbinsel geworden, und ein schmaler Streifen Land verband sie den letzten Aufnahmen zufolge mit der afrikanischen Küste.

Im Gegensatz zu Marie23 war Esther31 der Ansicht, daß die Gemeinschaft, die sich in diesem Gebiet niedergelassen hatte, nicht aus Wilden bestand, sondern aus Neo-Menschen, die die Lehre der Höchsten Schwester verworfen hatten. Die Satellitenbilder ließen allerdings einen Zweifel zu: Es konnte sich um Wesen handeln, die durch die GSK verändert worden waren oder auch nicht; doch wie sollten Wesen mit heterotropher Ernährung in einer Umgebung überleben, bemerkte sie, die keinerlei Spur von Vegetation aufwies? Sie war überzeugt, daß Marie23, die damit rechnete, Menschen der alten Rasse zu begegnen, in Wirklichkeit auf Neo-Menschen stoßen würde, die den gleichen Weg eingeschlagen hatten wie sie.

»Vielleicht ist das genau das, was sie sucht…«, sagte ich zu ihr. Sie dachte lange nach, ehe sie mir mit ausdrucksloser Stimme antwortete: »Gut möglich.«

Daniel1,26

Vincent hatte sein Atelier in einer fensterlosen Halle von fünfzig Metern Seitenlänge eingerichtet, die sich direkt neben den Räumlichkeiten der Kirche befand und mit diesen durch einen überdachten Gang verbunden war. Als ich durch die Büros ging, in denen trotz der frühen Morgenstunde schon eine Reihe von Sekretärinnen, Dokumentalisten und Buchhaltern vor dem Bildschirm ihres Computers eifrig bei der Arbeit waren, fiel mir noch einmal auf, daß diese mächtige geistliche Organisation, die in voller Blüte stand und in den nordeuropäischen Ländern schon ebenso viele Mitglieder geltend machte wie die bedeutendsten christlichen Konfessionen, in vielerlei Hinsicht genau wie ein kleines Unternehmen aufgebaut war. Flic fühlte sich in dieser arbeitsamen, bescheidenen Atmosphäre, die ganz seinen Wertvorstellungen entsprach, sehr wohl, das wußte ich; ihm hatten die angeberischen Playboy-Allüren des Propheten in Wirklichkeit immer zutiefst mißfallen. Er war mit seinem neuen Dasein sehr zufrieden, verhielt sich wie ein um soziale Gerechtigkeit bemühter Firmenchef, der ein offenes Ohr für seine Angestellten hat und immer bereit ist, ihnen einen halben Tag Urlaub oder einen Vorschuß zu gewähren. Die Organisation funktionierte vorzüglich, die Vermächtnisse der Anhänger erhöhten ständig das Kapital der Kirche, das bereits auf das Doppelte der Moon-Sekte geschätzt wurde; ihre DNA wurde in fünffacher Kopie unter niedriger Temperatur in unterirdischen Räumen konserviert, die für die meisten bekannten Strahlungen undurchlässig waren und einem thermonuklearen Angriff widerstehen konnten. Die Labors, die der Professor leitete, stellten nicht nur das *Nonplusultra* der gegenwärtigen Technik dar; in Wirklichkeit gab es nichts Vergleichbares, weder auf dem privaten noch auf dem staatlichen Sektor, er und sein Team hatten im Bereich der Genforschung sowie in dem der flexiblen Neuronenvernetzung einen Vorsprung erzielt, der nicht mehr aufzuholen war, und all das unter absoluter Achtung der geltenden Gesetze; die erfolgversprechendsten Studenten der meisten amerikanischen und europäischen technischen Universitäten stellten

jetzt Anträge, um mit ihnen arbeiten zu können.

Nachdem das Dogma, das Ritual und die Regeln festgelegt und die Gefahr von abweichenden Praktiken beseitigt waren, trat Vincent in den Medien nur noch selten und nur sehr kurz in Erscheinung, wobei er es sich erlaubte, zur Toleranz aufzurufen und seine Einigkeit mit den Vertretern der monotheistischen Religionen hinsichtlich der Existenz einer gemeinsamen geistlichen Bestrebung zu demonstrieren – ohne jedoch zu verhehlen, daß sie entgegengesetzte Ziele verfolgten. Diese Strategie der Beschwichtigung zahlte sich aus, denn die beiden Bombenanschläge, die gegen Gebäude der Kirche verübt wurden – das eine in Istanbul, zu dem sich eine islamistische Gruppe bekannte; das andere in Tucson in Arizona, das einer fundamentalistischen protestantischen Splittergruppe zugeschrieben wurde –, erregten allgemeine Mißbilligung und hatten schließlich eine negative Rückwirkung auf die Anstifter. Die Vorschläge für eine neue elohimitische Lebensweise wurden jetzt im wesentlichen von Lucas in Szene gesetzt, und seine zugkräftige Werbung, in der er ohne Umschweife die Vaterschaft lächerlich machte, mit kalkulierter Kühnheit mit der sexuellen Ambivalenz blutjunger Mädchen spielte und das uralte Inzesttabu untergrub, ohne es jedoch frontal anzugreifen, verlieh allen seinen Pressekampagnen eine durchschlagende Wirkung, die in keinem Verhältnis zu den eingesetzten Mitteln stand; gleichzeitig unterstützte er das Fortbestehen eines breiten Konsens durch eine uneingeschränkte Apologie der herrschenden hedonistischen Wertvorstellungen und eine nachdrückliche Würdigung der orientalischen Sexualpraktiken; und all das in einer ästhetisierten und zugleich sehr direkten Aufmachung, die Schule machte (der Spot DIE EWIGKEIT – IN ALLER SEELENRUHE wurde so zunächst durch den Zusatz DIE EWIGKEIT, EIN SINNLICHES ABENTEUER und dann den Zusatz DIE EWIGKEIT, EIN LIEBESABENTEUER vervollständigt, was ohne Zweifel auf dem Gebiet der religiösen Werbung eine Neuerung war). Ohne jeden Widerstand und sogar ohne jemals die Möglichkeit einer Gegenoffensive in Betracht zu ziehen, mußten die angestammten Kirchen zusehen, wie die meisten ihrer Anhänger sie

verließen und ihr Stern zugunsten des neuen Kults verblaßte, der noch dazu die Mehrzahl seiner Anhänger in wohlhabenden, atheistischen Kreisen modern eingestellter Menschen rekrutierte – mittlere Führungskräfte, leitende Angestellte und Beamte, um Lucas' Terminologie zu verwenden –, zu denen sie schon seit langem keinen Zugang mehr hatten.

Da Vincent klar war, daß alles sehr gut lief und er von einem Mitarbeiterstab umgeben war, wie er besser nicht sein konnte, hatte er sich in den letzten Wochen immer mehr seinem großen Projekt gewidmet, und voller Erstaunen stellte ich fest, daß er wieder genauso schüchtern, verlegen und unsicher im Ausdruck war wie zu der Zeit, als ich ihn kennengelernt hatte. Er zögerte lange an jenem Morgen, ehe er mich sein Lebenswerk entdecken ließ. Wir standen vor dem Automaten, tranken einen Kaffee und dann einen zweiten. Er drehte den leeren Becher zwischen den Fingern und sagte schließlich zu mir: »Ich glaube, das ist meine letzte Arbeit…«, dann senkte er die Augen. »Susan ist einverstanden…«, fügte er hinzu. »Wenn es soweit ist… ich meine, wenn wir diese Welt verlassen, um auf die nächste Inkarnation zu warten, werden wir gemeinsam diesen Raum betreten; dann gehen wir bis in die Mitte, und dort trinken wir gemeinsam die tödliche Mischung. Weitere Räume werden nach dem gleichen Muster errichtet, damit alle Anhänger Zugang dazu haben können. Ich meine … ich meine, es ist wichtig, für diesen Augenblick einen formalen Rahmen zu schaffen.« Er verstummte und blickte mir fest in die Augen. »Es war eine schwierige Arbeit…«, sagte er. »Ich habe dabei viel an Baudelaires *Tod der Armen* gedacht; das hat mir sehr geholfen.«

Die erhebenden Verse kamen mir sogleich wieder ins Gedächtnis, als seien sie in einem Winkel meines Hirns schon immer gegenwärtig gewesen und mein ganzes Leben nur ein mehr oder minder deutlicher Kommentar dieser Worte:

Es ist der Tod, der Trost gibt, ach, und Leben schenkt;
Er ist das einzge Ziel des Daseins, das wir sehen,
Er ist die Hoffnung, die mit ihrem Rausch uns tränkt
Wie Wein und Mut macht, bis zum Abend durchzustehen;

Er ist das Licht, das, tief am Horizont versenkt,
Herflimmert durch den Trost, durch Sturm und Flockenwehen,
Er ist der Gasthof, den das Buch mit Lob bedenkt,
In dem man essen kann, ausruhn und schlafen gehen.

Ich nickte; was sollte ich auch sonst tun? Dann betrat ich den Gang, der zu der Halle führte. Sobald ich die hermetisch schließende Panzertür des Gebäudes geöffnet hatte, wurde ich von gleißendem Licht geblendet, und dreißig Sekunden lang konnte ich nichts erkennen; die Tür schloß sich mit einem dumpfen Geräusch hinter mir.

Nach und nach gewöhnte sich mein Blick an die Helle, und ich erkannte Formen und Umrisse; das ähnelte ein wenig der computergesteuerten Simulation, die ich auf Lanzarote gesehen hatte, aber die Helligkeit war noch strahlender, er hatte wirklich mit Weiß in Weiß gearbeitet, und es war nicht mehr von Musik, sondern nur noch von einem leichten Summen begleitet, wie vibrierende Sphärengeräusche. Ich hatte den Eindruck, mich in einem milchigen isotropen Raum zu bewegen, der sich manchmal ganz plötzlich in körnigen Mikroformationen niederschlug – als ich näher heranging, sah ich Gebirge, Täler, ganze Landschaften, die schnell komplexer wurden und fast sofort wieder verschwanden, und dann tauchte die Szenerie wieder in eine verschwommene Einheitlichkeit ein, die von oszillierenden Potentialitäten durchzogen wurde. Seltsamerweise sah ich meine Hände und meinen übrigen Körper nicht mehr. Ich verlor sehr schnell jeglichen Orientierungssinn und hatte plötzlich den Eindruck, Schritte zu hören, die wie ein Echo meiner Schritte wirkten: Wenn ich stehenblieb, verstummten auch diese Schritte, aber mit einer leichten Verzögerung. Als ich den Blick nach rechts wandte, bemerkte ich eine Silhouette, die alle meine Bewegungen nachahmte und sich vom gleißenden Weiß der Atmosphäre nur durch

einen etwas matteren Weißton unterschied. Das beunruhigte mich etwas; sogleich verschwand die Silhouette. Meine Unruhe verflüchtigte sich; die Silhouette tauchte wieder auf, geradezu als käme sie aus dem Nichts. Nach und nach gewöhnte ich mich an ihre Gegenwart und setzte meine Erkundungen fort; es schien mir immer offensichtlicher zu sein, daß Vincent fraktale Strukturen verwandt hatte, ich erkannte Sierpinski-Dreiecke und Mandelbrot-Mengen wieder, und die Rauminstallation selbst schien sich in dem gleichen Rhythmus zu verändern, wie mir die Sache bewußt wurde. In dem Augenblick, als ich den Eindruck hatte, daß sich der Raum um mich herum in Cantor-Drittelmengen aufsplitterte, verschwand die Silhouette, und es wurde völlig still. Ich hörte nicht einmal mehr meinen eigenen Atem, und da begriff ich, daß *ich selbst* zum Raum geworden war. Ich war das Universum, und ich war die Erscheinungswelt, die glitzernden Strukturen, die auftauchten, erstarrten und sich dann wieder im Raum auflösten, waren Teil meiner selbst, und bei jedem Auftauchen, bei jedem Verschwinden spürte ich, daß sich die Sache in meinem Körper abspielte, daß es meine Reaktionen waren. Und plötzlich erfaßte mich der starke Wunsch zu verschwinden, in einem leuchtenden, aktiven Nichts aufzugehen, in dem fortwährende Potentialitäten vibrierten. Die Helligkeit wurde wieder blendend, der Raum um mich herum schien zu explodieren und sich in Lichtparzellen aufzuteilen, aber es handelte sich nicht um einen Raum im üblichen Sinn, er besaß zahlreiche Dimensionen, und jede andere Wahrnehmung hatte aufgehört – dieser Raum enthielt im üblichen Sinn nichts. Ich verharrte eine Zeitlang, die ich nicht genauer bestimmen kann, inmitten der Potentialitäten ohne Form oder, besser gesagt, jenseits von Form und Formlosigkeit; dann tauchte etwas in mir auf, das anfangs kaum zu spüren war, so etwas wie eine Erinnerung an das Gefühl der Schwere oder ein Traum von diesem Gefühl; und da wurden mir wieder meine Atmung und die drei Dimensionen des Raumes bewußt, der nach und nach regungslos wurde; Gegenstände wurden wieder als diskrete weiße Emanationen rings um mich sichtbar, und ich konnte die Halle verlassen.

Es war vermutlich unmöglich, sagte ich wenig später zu Vincent, länger als etwa zehn Minuten an einem solchen Ort lebendig zu bleiben. »Ich nenne diesen Ort *die Liebe*«, sagte er. »Der Mensch hat nur in der Unsterblichkeit lieben können, nirgendwo sonst; wahrscheinlich ist das der Grund, weshalb die Frauen der Liebe näher waren, wenn sie den Auftrag hatten, Leben zu schenken. Wir haben die Unsterblichkeit und ein gemeinsames Dasein mit der Welt wiedergefunden; die Welt hat nicht mehr die Macht, uns zu zerstören, im Gegenteil, jetzt haben wir die Macht, sie durch die Kraft unseres Blicks zu erschaffen. Wenn wir uns unsere Unschuld bewahren und allein dem Blick zustimmen, bewahren wir uns auch die Liebe.«

Nachdem ich mich von Vincent verabschiedet hatte und im Taxi saß, beruhigte ich mich allmählich wieder; doch meine seelische Verfassung war noch ziemlich chaotisch, als wir durch die Pariser Vorstädte fuhren, und erst nachdem die Porte d'Italie hinter uns lag, fand ich die Kraft wieder, ironisch zu reagieren und mir innerlich zu sagen: »Wie ist das nur möglich! Dieser große Künstler, dieser Erfinder von Wertvorstellungen hat noch immer nicht begriffen, daß die Liebe *tot* ist!« Und dann überkam mich ein trauriges Gefühl, als ich feststellte, daß ich noch nicht darauf verzichtet hatte, das zu sein, was ich während meiner ganzen Laufbahn gewesen war: eine Art Zarathustra der Mittelschicht.

Der Mann an der Rezeption im Lutetia fragte mich, ob ich einen angenehmen Aufenthalt gehabt hätte. »Das war Spitze«, erwiderte ich, während ich meine Kreditkarte suchte, »ein absoluter Hammer!« Anschließend wollte er wissen, ob sie das Vergnügen hätten, mich bald wiederzusehen. »Nein, das glaube ich nicht…«, antwortete ich, »ich glaube nicht, daß ich Gelegenheit habe, in der nächsten Zeit wiederzukommen.«

Daniel25,15

»Wir wenden unsere Blicke dem Himmel zu, und der Himmel ist leer«, schreibt Ferdinand12 in seinem Kommentar. Ungefähr in der zwölften Generation der Neo-Menschen tauchten die ersten Zweifel über das Kommen der Zukünftigen auf – also etwa ein Jahrtausend nach den Ereignissen, die Daniel1 schildert; etwa zur gleichen Zeit sind die ersten Fälle von Neo-Menschen bekanntgeworden, die abtrünnig wurden.

Ein weiteres Jahrtausend ist inzwischen verstrichen, die Lage ist beständig geblieben, und der Prozentsatz der Abtrünnigen ist noch der gleiche. Der menschliche Denker Friedrich Nietzsche, der sich als erster von den wissenschaftlichen Gegebenheiten gelöst und damit eine Tradition eingeführt hat, die die Philosophie dem Untergang weihte, sah im Menschen »das noch nicht festgestellte Tier«. Dieses Urteil, das schon auf die Menschen nicht zutraf – jedenfalls weniger als auf die meisten Tierarten –, galt ebensowenig für die Neo-Menschen, die ihnen folgten. Man kann sogar sagen, daß der Charakterzug, der bei uns im Vergleich zu unseren Vorgängern am stärksten ausgeprägt ist, ein gewisser Konservatismus ist. Die Menschen, zumindest die Menschen der letzten Periode, schienen mit großer Leichtigkeit jedem neuen Projekt zuzustimmen, ganz gleich in welche Richtung es ging; die *Veränderung* als solche war in ihren Augen etwas Positives. Wir dagegen betrachten jede Neuerung mit großer Skepsis und übernehmen sie nur dann, wenn sie in unseren Augen eine eindeutige Verbesserung darstellt. Seit der Genetischen Standard-Korrektur, die aus uns die erste autotrophe Gattung innerhalb des Tierreichs gemacht hat, ist keine Veränderung von vergleichbarem Ausmaß in Angriff genommen worden. Die wissenschaftlichen Instanzen von Central City haben uns zum Beispiel Vorschläge gemacht, um unsere Flugfähigkeit zu entwickeln oder das Überleben in submarinem Milieu zu ermöglichen; sie sind lange, sehr lange diskutiert worden, ehe sie schließlich abgelehnt wurden. Die einzigen genetischen Merkmale, die mich von Daniel2, meinem ersten neomenschlichen Vorgänger, unterscheiden, sind

winzige praktische Verbesserungen, die zum Beispiel einen wirksameren Stoffwechsel bei der Aufnahme mineralischer Salze herbeiführen oder die Empfindlichkeit der für den Schmerz verantwortlichen Nervenfasern leicht verringern. Unsere kollektive Geschichte wie auch unser jeweiliges individuelles Schicksal erscheint daher im Vergleich zur Geschichte der Menschen der letzten Periode ausgesprochen unbewegt. Manchmal stehe ich nachts auf, um die Sterne zu beobachten. Klimatische und geologische Veränderungen von großem Ausmaß haben das Aussehen dieser Region wie auch das der meisten Regionen der Welt im Verlauf der letzten beiden Jahrtausende grundlegend gewandelt; der Glanz und die Position der Sterne und ihr Zusammenschluß zu Sternbildern sind vermutlich die einzigen natürlichen Elemente, die seit der Zeit von Daniel1 keinerlei Veränderung erfahren haben. Wenn ich den nächtlichen Himmel betrachte, kommt es manchmal vor, daß ich an die Elohim denke, an jenen seltsamen Glauben, der auf Umwegen schließlich die Große Veränderung ausgelöst hat. Daniel1 lebt in mir weiter, sein Körper hat in mir eine neue Inkarnation erfahren, seine Gedanken sind die meinen, seine Erinnerungen die meinen; sein Dasein setzt sich tatsächlich in mir fort, und zwar viel stärker, als es je ein Mensch, der davon träumte, sich in seinen Nachfahren fortzusetzen, erlebt hat. Mein eigenes Leben jedoch, und daran denke ich oft, ist ganz anders als das, das er gern gelebt hätte.

Daniel1,27

Als ich wieder in San Jose war, *machte ich weiter*, das ist so ziemlich alles, was sich darüber sagen läßt. Für einen Selbstmord verlief die Sache im Grunde genommen recht gut, und mit erstaunlicher Leichtigkeit beendete ich im Juli und im August die Arbeit an meinem Bericht, obwohl die Ereignisse, die ich schilderte, zu den bedeutsamsten und schrecklichsten meines Lebens gehörten. Ich war auf dem Gebiet der Autobiographie als Autor ein Anfänger, strenggenommen war ich gar kein Autor, und das erklärt wahrscheinlich, warum mir im Laufe dieser Tage nie richtig bewußt geworden ist, daß die Tatsache, daß ich schrieb, mir die Illusion vermittelte, die Ereignisse unter Kontrolle zu haben, und so verhinderte, daß ich zu dem wurde, was die Psychiater in ihrem bezaubernden Jargon einen *schwierigen Fall* nennen. Wie durch ein Wunder ist mir überhaupt nicht klar geworden, daß ich mich am Rand eines Abgrunds bewegte, dabei hätten mich meine Träume warnen müssen. Esther tauchte immer öfter in ihnen auf, immer liebevoller und frivoler, und sie nahmen eine naiv-pornographische Wendung, eine Wendung hin zu authentischen *Hungerträumen*, die nichts Gutes versprachen. Ab und zu war ich natürlich gezwungen, das Haus zu verlassen, um Bier und Zwieback zu kaufen, im allgemeinen ging ich auf dem Rückweg am Strand entlang, und selbstverständlich begegnete ich nackten Mädchen, sogar sehr vielen: Nachts fand ich sie dann in erschütternd unwirklichen Orgien wieder, die Esther veranstaltete und bei denen ich den Mittelpunkt bildete. Ich dachte immer öfter an die bei Greisen üblichen *unwillkürlichen nächtlichen Samenergüsse*, die die Pflegerinnen zur Verzweiflung bringen – wobei ich mir jedoch ständig sagte, daß ich es nicht soweit kommen lassen und rechtzeitig Schluß machen würde, da ich ja immerhin eine gewisse *Würde* besäße (wofür es jedoch in meinem bisherigen Leben kein einziges Beispiel gab). Vielleicht war es doch gar nicht so sicher, daß ich Selbstmord begehen würde, vielleicht gehörte ich zu den Menschen, die bis zum Schluß ihre Umgebung nerven, vor allem da ich genug Kohle hatte, um eine beachtliche Anzahl von Leuten zu nerven. Ich

haßte die Menschheit, das stand fest, ich hatte sie von Anfang an gehaßt, und da das Unglück bösartig macht, haßte ich sie heute noch viel mehr. Gleichzeitig war ich zu einem harmlosen Hündchen geworden, das sich von einem Stück Zucker besänftigen ließ (ich dachte nicht einmal unbedingt an Esthers Körper, ich hätte mich mit allem zufriedengegeben: mit einer Brust, einem Schamhügel); aber niemand würde mir das Stück Zucker reichen, und es sah so aus, als würde ich mein Leben so beenden, wie ich es begonnen hatte: mutterseelenallein und voller Wut, in einem Zustand haßerfüllter Panik, die noch durch die sommerliche Hitze verstärkt wurde. Weil die Menschen einmal der Tierwelt angehört haben, sprechen sie noch heute so oft über das Wetter und das Klima: das ist eine primitive Erinnerung, die die Sinnesorgane geprägt hat und mit den Überlebensbedingungen vorgeschichtlicher Zeiten verbunden ist. Diese begrenzten, stereotypen Gespräche sind jedoch noch immer das Zeichen für ein echtes Problem: Obwohl wir in Häusern wohnen, in denen wir aufgrund einer erprobten, zuverlässigen Technik die Garantie stabiler klimatischer Bedingungen haben, sind wir unfähig, uns von diesem tierischen Atavismus zu lösen; daher können wir uns unserer Schändlichkeit und unseres Unglücks wie ihres endgültigen, unumstößlichen Charakters paradoxerweise nur dann wirklich bewußt werden, wenn die klimatischen Bedingungen dafür günstig genug sind.

Nach und nach näherte sich die Zeit des Berichts der Zeit meines wirklichen Lebens; am 17. August brachte ich bei furchtbarer Hitze meine Erinnerungen an die Geburtstagsparty in Madrid zu Papier – die auf den Tag genau ein Jahr zuvor stattgefunden hatte. Meinen letzten Aufenthalt in Paris und Isabelles Tod erwähnte ich nur ganz kurz: All das schien mir schon auf den vorangegangenen Seiten enthalten zu sein, es war gewissermaßen nur eine logische Folge daraus und gehörte in den Bereich des allgemeinen Schicksals der Menschheit, ich dagegen wollte Pionierarbeit leisten und etwas Neues, Aufsehenerregendes beitragen.

Die Lüge war mir jetzt in ihrem ganzen Ausmaß ersichtlich: Sie dehnte sich auf alle Bereiche des menschlichen Daseins aus und war

auf der ganzen Welt verbreitet. Die Philosophen hatten sie ausnahmslos akzeptiert und fast alle Literaten, sie war vermutlich für das Überleben der Spezies erforderlich, und Vincent hatte recht: Mein Lebensbericht würde, sobald er verbreitet und kommentiert worden war, mit der Menschheit, so wie wir sie kannten, Schluß machen. Mein *Auftraggeber*, um einen Begriff der Mafia zu verwenden (schließlich handelte es sich ja tatsächlich um ein Verbrechen und sogar buchstäblich um ein *Verbrechen gegen die Menschheit*), konnte zufrieden sein. Der Mensch würde eine andere Richtung einschlagen; er würde sich verwandeln.

Ehe ich meinen Bericht abschloß, dachte ich noch ein letztes Mal an Vincent zurück, der mich zu diesem Buch angeregt und als einziger in mir ein Gefühl erweckt hatte, das meiner Natur ziemlich fremd war: Bewunderung. Mit Recht hatte Vincent in mir die Fähigkeiten zu einem *Spion* und zu einem *Verräter* entdeckt. Es hatte schon viele Spione, viele Verräter in der Geschichte der Menschheit gegeben (so viele aber auch wieder nicht, nur in regelmäßigen Abständen den einen oder den anderen, dagegen war es auffällig, daß sich die Menschen meistens wie *brave Tiere* verhalten hatten, genauso bereitwillig wie ein Rind, das fröhlich auf den Lastwagen geht, der es zum Schlachthof bringt); aber ich war vermutlich der einzige, der in einer Zeit lebte, in der die technischen Voraussetzungen es ermöglichten, meinem Verrat eine tragende Wirkung zu verleihen. Ich würde im übrigen dadurch, daß ich die Sache in Begriffe faßte, eine unabwendbare historische Entwicklung nur beschleunigen. Die Menschen würden in zunehmendem Maß den Wunsch haben, in völliger Freiheit zu leben, verantwortungslos und ständig auf der Suche nach Sinnengenüssen; sie würden so leben wollen, wie es die *kids* in ihrer Mitte bereits taten, und wenn sich das Alter mit seiner ganzen Last bemerkbar machte und sie nicht mehr imstande waren, den Kampf weiterzuführen, würden sie sich das Leben nehmen; aber vorher würden sie der elohimitischen Kirche beitreten, ihren genetischen Code speichern lassen und so in der Hoffnung sterben können, dieses dem Genuß geweihte Dasein ewig fortzusetzen. Das war die Richtung, in die dieser historische Prozeß

gehen würde, zumindest auf lange Sicht, und zwar nicht nur im Westen; die westliche Welt leistete nur die Vorarbeit, wies den Weg, so wie sie es seit dem Ende des Mittelalters getan hatte.

Und dann würde das Menschengeschlecht in seiner gegenwärtigen Form verschwinden; dann würde eine neue Gattung entstehen, die man noch nicht benennen konnte und die vielleicht schlimmer, vielleicht besser sein würde, deren Ehrgeiz aber begrenzter sein und die auf jeden Fall ruhiger sein würde: Man sollte nicht unterschätzen, welche Folgen die frenetische Ungeduld für die Geschichte der Menschheit gehabt hat. Vielleicht hatte Hegel, dieser ungehobelte Dummkopf, doch recht, vielleicht war ich eine *List der Vernunft.* Es war unwahrscheinlich, daß die Gattung, die uns folgen würde, in ebensolchem Maß eine *soziale Gattung* war wie wir. Seit meiner Kindheit hatte ich immer einen Gedanken gehört, der alle Diskussionen beendete, alle Meinungsverschiedenheiten glättete, ein Gedanke, der fast immer einen absoluten, ruhigen, *unbestrittenen* Konsens ausgelöst hatte und der sich etwa folgendermaßen zusammenfassen ließ: »Der Mensch kommt allein auf die Welt, lebt allein und stirbt allein.« Dieser Satz, der sogar einfältigen Geistern einleuchtete, wurde auch von scharfsinnigen Denkern als Fazit gezogen; er rief bei allen Gelegenheiten einhellige Zustimmung hervor, und sobald diese Worte ausgesprochen waren, hatte jeder das Gefühl, als habe er noch nie etwas gehört, das so schön, so tiefsinnig und so zutreffend war – unabhängig vom Alter, vom Geschlecht und von der gesellschaftlichen Stellung der Gesprächspartner. Das traf schon auf meine Generation zu, aber noch stärker auf Esthers Altersgenossen. Diese Einstellung konnte auf lange Sicht kaum eine starke Gemeinschaftsfähigkeit begünstigen. Die Zeit der Gemeinschaftsfähigkeit war vorbei, sie hatte eine wichtige Rolle innerhalb der Geschichte gespielt; sie war in den Anfängen, als sich die menschliche Intelligenz herausbildete, unentbehrlich gewesen, aber heute war sie nur noch ein unnützes, störendes Überbleibsel. Der Sexualität erging es seit der allgemeinen Verbreitung der künstlichen Befruchtung ebenso. »Onanieren bedeutet, mit jemandem einen Geschlechtsakt zu haben, den man wirklich liebt« – dieser Satz wurde verschiedenen

Persönlichkeiten zugeschrieben, von Keith Richards bis zu Jacques Laçan; auf jeden Fall war er in dem Moment, in dem er ausgesprochen wurde, *seiner Zeit voraus* und konnte daher keine nachhaltige Wirkung erzielen. Der Geschlechtsverkehr würde im übrigen sicherlich noch eine Weile weiterbestehen, und zwar als Grundlage für die Werbung und als Prinzip narzißtischer Differenzierung, wobei er jedoch immer mehr einer Gruppe von Spezialisten, einer *erotischen Elite* vorbehalten sein würde. Der narzißtische Kampf würde solange dauern, wie sich bereitwillige Opfer dafür finden ließen, die darin ihre Ration Demütigung suchten, er würde vermutlich ebenso lange dauern wie die Gemeinschaftsfähigkeit selbst und würde wohl deren letztes Überbleibsel sein, aber schließlich doch verschwinden. Was die *Liebe* anging, so konnte man nicht mehr auf sie zählen: Ich war vermutlich einer der letzten Männer meiner Generation gewesen, dessen Eigenliebe gering genug war, um imstande zu sein, jemand anderen zu lieben, wenn auch nur sehr selten: genau zweimal in meinem Leben. Wenn man individuelle Freiheit und Unabhängigkeit anstrebt, ist keine Liebe möglich, alles andere ist eine Lüge, und zwar eine der größten Lügen, die je ersonnen worden sind; Liebe ist nur dann möglich, wenn der Wunsch nach Zerstörung, nach Verschmelzung, nach individueller Selbstaufgabe vorhanden ist, und zwar in einem gewissen *ozeanischen Gefühl*, wie man früher sagte, also in etwas, das es sowieso in naher Zukunft nicht mehr geben wird.

Drei Jahre zuvor hatte ich in *Gente Libre* ein Foto ausgeschnitten, auf dem der Penis eines Mannes, von dem man nur das Becken sah, halb und sozusagen in aller Ruhe in der Scheide einer etwa fünfundzwanzigjährigen Frau mit langen kastanienbraunen Locken steckte. Alle Fotos dieser Zeitschrift, die sich an »libertäre Paare« richtete, drehten sich mehr oder weniger um das gleiche Thema; warum hatte mich dieses Bild so fasziniert? Die junge Frau, die, auf Knie und Unterarme gestützt, auf dem Boden hockte, hatte das Gesicht der Kamera zugewandt, als sei sie durch diese unerwartete Penetration überrascht, die in einem Augenblick geschah, in dem sie an etwas völlig anderes dachte, zum Beispiel daran, ihren Fliesen-

boden zu reinigen; sie schien im übrigen angenehm überrascht zu sein, ihr Blick verriet eine naive, unpersönliche Befriedigung, als reagierten ihre Schleimhäute und nicht ihr Verstand auf diesen unvorhergesehenen Kontakt. Ihre Scheide als solche wirkte geschmeidig und weich, wohlproportioniert und gut zugänglich, auf jeden Fall war sie angenehm geöffnet und vermittelte den Eindruck, sich je nach Bedarf leicht öffnen zu können. Diese freundliche, unproblematische, sozusagen auf Förmlichkeit verzichtende Aufnahmebereitschaft war jetzt alles, was ich von der Welt erwartete, wie mir Woche für Woche klar wurde, wenn ich dieses Foto betrachtete; mir wurde gleichzeitig klar, daß es mir nie mehr gelingen würde, sie zu bekommen, ich nicht einmal wirklich den Versuch dazu machte, und daß Esthers Abreise kein schmerzhafter Übergang, sondern das absolute Ende für mich war. Möglich, fast sicher, daß sie inzwischen aus den USA zurückgekehrt war, denn es erschien mir unwahrscheinlich, daß sie als Pianistin Karriere gemacht hatte, dazu verfügte sie weder über das nötige Talent noch die dazugehörige Dosis Größenwahn, sie war im Grunde ein äußerst vernünftiges kleines Wesen. Für mich änderte es sowieso nichts, ob sie zurückgekehrt war oder nicht, das wußte ich, denn sie hatte bestimmt keine Lust, mich wiederzusehen, für sie war die Geschichte mit mir abgeschlossen, und, ehrlich gesagt, war auch für mich die Geschichte mit mir abgeschlossen, allein schon der Gedanke, wieder eine öffentliche Karriere zu beginnen oder, allgemeiner gesagt, eine Beziehung zu meinen Mitmenschen zu unterhalten, war mir inzwischen unerträglich geworden. Esther hatte mich buchstäblich ausgelaugt, meine letzten Kräfte verbraucht, und jetzt war ich ganz einfach *am Ende;* sie hatte mich glücklich gemacht, mich aber auch, wie ich es von Anfang an gespürt hatte, dem Tod einen Schritt näher gebracht. Diese Vorahnung hatte mich im übrigen nicht zögern lassen, denn es stimmt, daß man seinem Tod begegnen, ihm wenigstens einmal ins Auge blicken muß; das weiß im Grunde jeder von uns und auch, daß es letztlich vorzuziehen ist, wenn der Tod nicht im üblichen Gewand der Langeweile und der Hinfälligkeit daherkommt, sondern wider Erwarten in dem der Lust.

Daniel25,16

Zu Anfang wurde die Höchste Schwester gezeugt, die die Erste ist. Anschließend wurden die Sieben Gründer gezeugt, die Central City errichteten. Die Lehre der Höchsten Schwester hat die Grundlage für unsere philosophischen Anschauungen geschaffen, die politische Organisation der neo-menschlichen Gemeinschaften dagegen verdankt praktisch alles den Sieben Gründern. Doch sie war ihren eigenen Aussagen zufolge nur ein unwichtiger Faktor, der zum einen durch die biologische Entwicklung bestimmt wurde – die funktionelle Autonomie der Neo-Menschen war erhöht worden – und zum anderen durch einen historischen Prozeß, der in den vorherigen Gesellschaften bereits vor langer Zeit begonnen und zur Verarmung der zwischenmenschlichen Beziehungen geführt hatte. Die ausschlaggebenden Gründe für die radikale Trennung unter den Neo-Menschen waren übrigens in keiner Weise zwingend, und alles weist darauf hin, daß sich diese Trennung erst allmählich vollzogen hat, vermutlich im Verlauf mehrerer Generationen. Die totale körperliche Trennung ist in Wirklichkeit nur eine unter mehreren möglichen gesellschaftlichen Formen, die mit der Lehre der Höchsten Schwester vereinbar sind, eine Form, die strenggenommen nicht so sehr eine Konsequenz dieser Lehre ist, sondern eher einer globalen Entwicklung entspricht.

Nachdem es den körperlichen Kontakt nicht mehr gab, verschwand auch die sinnliche Begierde. Ich hatte mich von Marie23 in keiner Weise körperlich angezogen gefühlt – ebensowenig wie von Esther31 natürlich, die nicht mehr in dem Alter war, in dem sich solche Sinnesempfindungen erwecken lassen. Ich war überzeugt, daß weder Marie23, obwohl sie abtrünnig geworden war, noch Marie22, trotz der seltsamen Episode kurz vor ihrem Tod, die mein Vorgänger geschildert hat, jemals eine Form von sinnlicher Begierde empfunden hatten. Was sie dagegen empfunden hatten, war eine äußerst schmerzhafte Sehnsucht nach dieser Begierde, war das Bedürfnis, sie zu erfahren und sich wie ihre fernen Vorfahren von dieser Kraft, die so machtvoll zu sein schien, überwältigen zu lassen. Auch wenn sich

Daniel1 ausführlich mit dem Thema der Sehnsucht nach der sinnlichen Begierde beschäftig hat, bin ich bisher von diesem Phänomen verschont geblieben, so daß ich mit Esther31 in aller Ruhe die Beziehungen unter unseren jeweiligen Vorgängern in allen Einzelheiten erörtern kann; sie bleibt ihrerseits mindestens ebenso kühl dabei, und so trennen wir uns ohne Bedauern und ohne Erregung nach unseren sporadischen Intermediationen und wenden uns wieder unserem ruhigen, beschaulichen Leben zu, das den Menschen im klassischen Zeitalter vermutlich unerträglich langweilig vorgekommen wäre.

Die Existenz einer residuellen geistigen Tätigkeit, die keinerlei Interessen verfolgt und der reinen Erkenntnis gewidmet ist, ist einer der Grundpfeiler der Lehre der Höchsten Schwester; nichts hat bisher erlaubt, diese Existenz in Frage zu stellen.

Ein beschränkter Kalender mit winzigen Episoden der Anmut (zum Beispiel wenn die Sonnenstrahlen über die Fensterläden gleiten oder wenn ein plötzlich aufkommender heftiger Nordwind Wolkentürme mit drohenden Konturen vertreibt) verleiht meinem Dasein, dessen genaue Dauer ein unwichtiger Faktor ist, einen gewissen Rhythmus. Ich bin mit Daniel24 identisch und weiß, daß ich in Daniel26 einen ebensolchen Nachfolger haben werde. Den begrenzten Erinnerungen, die wir von unserem jeweiligen Dasein haben, das mit dem unserer Vorgänger im wesentlichen identisch ist, fehlt die erforderliche Tiefenschärfe, um als Grundlage für eine individuelle Bearbeitung mit romanhaftem Charakter zu dienen. Das Leben der Menschen verläuft im großen und ganzen in den gleichen Bahnen, und diese geheime Wahrheit, die innerhalb des gesamten historischen Zeitalters verschleiert worden ist, konnte erst bei den Neo-Menschen Gestalt annehmen. Wir haben das unvollständige Paradigma der Form verworfen und trachten statt dessen danach, uns die Welt der unzähligen Potentialitäten zu eigen zu machen. Wir haben das Zwischenspiel des Werdens wieder geschlossen und schon jetzt einen grenzenlosen, unbestimmten Zustand der Stase erreicht.

Daniel1,28

Es ist September, die letzten Urlauber reisen bald wieder ab, und mit ihnen die letzten Brüste, die letzten Schamhügel; die letzten zugänglichen Mikro-Welten. Ein endloser Herbst erwartet mich, gefolgt von einem siderischen Winter. Und diesmal habe ich meine Aufgabe wirklich beendet, ich habe die allerletzten Minuten überschritten, meine Gegenwart hier hat keine Berechtigung mehr, keine menschliche Beziehung, kein festzulegendes Ziel erwartet mich mehr. Dennoch ist da etwas, etwas Furchtbares, das im Raum schwebt und sich anscheinend nähern möchte. Noch keine Trauer, noch kein Kummer, noch kein deutlich bestimmbarer Mangel, sondern etwas anderes, das man das *nackte Entsetzen vor dem Raum* nennen könnte. War das das letzte Stadium? Was hatte ich getan, um ein solches Schicksal zu verdienen? Was hatten ganz allgemein die Menschen getan? Ich spüre jetzt keinen Haß mehr in mir, nichts mehr, an das ich mich klammern kann, keinen Anhaltspunkt und keinen Hinweis; nur noch die Angst, die Wahrheit aller Dinge, eine Angst, die in allem der beobachtbaren Welt gleicht. Es gibt keine reale, keine sinnlich erfaßbare, keine menschliche Welt mehr, ich habe die Zeit hinter mir gelassen, habe weder Vergangenheit noch Zukunft mehr, habe keine Trauer, keine Pläne, keine Sehnsucht, keine Selbstaufgabe und keine Hoffnung mehr; da ist nur noch Angst.

Der Raum kommt, nähert sich, versucht mich zu verschlingen. Mitten im Zimmer ist ein leises Geräusch zu hören. Die Gespenster sind da, sie bilden den Raum, umgeben mich. Sie ernähren sich von den toten Augen der Menschen.

Daniel25,17

So endet der Lebensbericht von Daniel1; ich bedauerte dieses jähe Ende. Seine ganz am Schluß entwickelten Zukunftsvisionen von der Psychologie der Gattung, die die Menschheit ersetzen würde, waren ziemlich erstaunlich; wenn er sie weiter ausgeführt hätte, hätten wir ihnen, so scheint mir, nützliche Hinweise entnehmen können.

Meine Vorgänger teilen diese Einschätzung nicht. Ein zwar aufrichtiger, aber ziemlich beschränkter, bornierter Mensch, an dem die Beschränkungen und Widersprüche, die seine Gattung ins Verderben führen sollten, deutlich zum Ausdruck kamen: So lautet das strenge Urteil, das sie in Anlehnung an Vincent1 recht einhellig über unseren gemeinsamen Vorfahren abgegeben haben. Wenn er länger gelebt hätte, behaupten sie, wäre er angesichts der Aporien, die seine Natur kennzeichneten, weiterhin zyklothymen Schwankungen zwischen Mutlosigkeit und Hoffnung ausgesetzt gewesen und gleichzeitig in einen Zustand zunehmender *Verlassenheit* verfallen, die mit dem Altern und dem Verlust der vitalen Energie verbunden war; sein letztes Gedicht, das er während des Flugs von Almeria nach Paris geschrieben hatte, ist, wie sie bemerken, derart symptomatisch für die geistige Verfassung der Menschen zu jener Zeit, daß es als Motto für *Verlassenheit, Senior-Attitüde,* das klassische Werk von Hatchett und Rawlins, hätte dienen können.

Mir war durchaus klar, wie stichhaltig ihre Argumente waren, und ich muß zugeben, daß ich nur aufgrund einer leisen, kaum spürbaren Intuition versucht habe, mehr über die Sache zu erfahren. Esther31 weigerte sich zunächst strikt, auf meine Bitte einzugehen. Selbstverständlich hatte sie den Lebensbericht von Esther1 gelesen und sogar ihren Kommentar dazu beendet; aber es schien ihr nicht angebracht, daß ich darin Einblick nahm.

»Wissen Sie …«, schrieb ich ihr (wir waren schon seit langem in den nicht-visuellen Modus übergegangen), »ich stehe meinem Vorfahren nicht sonderlich nah …«

»Man steht den eigenen Vorfahren immer näher, als man glaubt«, erwiderte sie ziemlich barsch.

Ich begriff nicht, was sie auf den Gedanken brachte, daß diese Geschichte, die sich vor zweitausend Jahren abgespielt hatte und Menschen des früheren Geschlechts betraf, noch heute irgendeinen Einfluß haben könne. »Sie hat aber eine Wirkung, und zwar eine ausgesprochen negative …«, war ihre rätselhafte Antwort.

Doch ich ließ nicht locker, bis sie schließlich nachgab und mir berichtete, was sie über die letzten Wochen der Beziehung zwischen Daniel1 und Esther1 wußte. Am 23. September, zwei Wochen nachdem er seinen Lebensbericht beendet hatte, rief er sie an. Sie haben sich letztlich nie wiedergesehen, aber er hat sie noch mehrfach angerufen; sie antwortete zunächst sanft, aber sehr bestimmt, daß sie ihn nicht wiedersehen wolle. Als er feststellte, daß er so nichts erreichte, ging er dazu über, ihr SMS-Nachrichten und dann E-Mails zu schicken, und schließlich verlor er ganz den Kontakt zu ihr, was ihm einen harten Schlag versetzte. Als er feststellte, daß er nicht mehr die geringste Chance hatte, eine Antwort zu erhalten, räumte er Esther ganz offen eine völlige sexuelle Freiheit ein und gratulierte ihr sogar dazu, dann machte er immer mehr unanständige Anspielungen, rief ihr die erotischsten Momente ihrer Beziehung ins Gedächtnis, schlug ihr vor, sie könnten gemeinsam Swingerclubs besuchen, frivole Videofilme drehen und neue Erfahrungen machen; es war richtig ergreifend und ein wenig abstoßend. Am Schluß schrieb er ihr zahlreiche Briefe, die unbeantwortet blieben. »Er hat sich erniedrigt…«, kommentierte Esther31, »er hat sich auf die widerlichste Weise in der Erniedrigung gesuhlt. Er hat ihr sogar Geld angeboten, viel Geld, um noch einmal eine Nacht mit ihr zu verbringen; das war schon deswegen völlig absurd, weil sie inzwischen als Schauspielerin selbst ziemlich viel verdiente. Ganz zuletzt fing er an, in der Nähe ihrer Wohnung in Madrid herumzulungern – sie ist ihm mehrfach in Bars begegnet und bekam allmählich Angst. Sie hatte damals gerade einen neuen Freund, mit dem sie sich in jeder Hinsicht gut verstand – sie verspürte große Lust, wenn sie sich liebten, was mit Ihrem Vorgänger nie wirklich der Fall gewesen war. Sie hatte sogar erwogen, sich an die Polizei zu wenden, aber er begnügte sich damit, durch ihr

Viertel zu streifen, ohne je zu versuchen, mit ihr in Kontakt zu treten, und schließlich ist er verschwunden.«

Ich war nicht überrascht, all das entsprach durchaus dem, was ich über die Persönlichkeit von Daniel1 wußte. Ich fragte Esther31, was anschließend geschehen sei – wobei mir völlig klar war, daß ich auch hier die Antwort schon kannte.

»Er hat sich umgebracht. Er hat sich umgebracht, nachdem er sie in einem Film gesehen hat, *Una mujer desnuda*, in dem sie die Titelrolle spielte – es war eine Verfilmung des Romans einer jungen Italienerin, der damals ziemlich viel Erfolg hatte und in dem sie schilderte, wie sie zahllose sexuelle Erfahrungen gemacht hatte, ohne je die geringste Gefühlsregung dabei zu empfinden. Ehe er sich umbrachte, schrieb er ihr noch einen letzten Brief, in dem er seinen geplanten Selbstmord mit keinem Wort erwähnte (sie erfuhr erst aus der Presse davon); ganz im Gegenteil, es war ein Brief in fröhlichem, fast euphorischem Ton, in dem er seine Zuversicht ausdrückte, was die Zukunft ihrer Liebe und die Lösung der oberflächlichen Probleme anging, die seit ein oder zwei fahren ihre Beziehung trübten. Dieser Brief hat einen katastrophalen Einfluß auf Marie23 gehabt und sie dazu veranlaßt, fortzugehen; er war der Grund dafür, daß sie sich ausmalte, es habe sich irgendwo eine Gemeinschaft von Menschen oder Neo-Menschen gebildet – so genau wußte sie das nicht –, und dafür, daß sie eine neue Form individueller Beziehungen entdeckte und zu der Überzeugung kam, die radikale Trennung, die unter uns üblich ist, könne schon jetzt abgeschafft werden, ohne die Ankunft der Zukünftigen abzuwarten. Ich habe versucht, sie zur Vernunft zu bringen, und ihr erklärt, daß dieser Brief nur eine Beeinträchtigung der geistigen Fähigkeiten Ihres Vorgängers erkennen ließ und ein letzter, verzweifelter Versuch war, die Realität zu leugnen; daß diese ewige Liebe, von der er sprach, nur in seiner Phantasie existierte und Esther ihn in Wirklichkeit nie geliebt hatte. Doch es half alles nichts; Marie23 schrieb diesem Brief und besonders dem Gedicht, mit dem er endet, eine ungeheure Bedeutung zu.«

»Und Sie sind da anderer Ansicht?«

»Ich muß zugeben, daß es ein erstaunlicher Text ist, ohne jede

Ironie und ohne jeden Sarkasmus, ganz anders, als man es sonst von ihm gewohnt ist; ich finde den Text sogar recht ergreifend. Aber das ist noch längst kein Grund, ihm eine solche Bedeutung beizumessen … Nein, ich bin nicht einverstanden. Marie23 war wahrscheinlich selbst nicht sehr ausgeglichen; anders kann ich es mir nicht erklären, weshalb sie den letzten Vers als eine konkrete, verwertbare Information interpretiert hat.«

Esther31 hatte sicherlich mit meiner anschließenden Bitte gerechnet, denn es dauerte nur zwei Minuten – in der sie den Text eingab –, bis ich das letzte Gedicht entdeckte, das Daniel an Esther richtete, bevor er sich umbrachte; ebenjenes Gedicht, das Marie23 dazu veranlaßt hatte, ihr Haus, ihre Gewohnheiten und ihr bisheriges Leben aufzugeben, um sich auf die Suche nach einer hypothetischen neo-menschlichen Gemeinschaft zu machen:

Mein Leben, mein altes, uraltes Leben
Mein erster schlecht verheilter Wunsch
Meine erste gescheiterte Liebe
Mit Sehnsucht habe ich dich erwartet.

Mit Sehnsucht wollte ich das kennenlernen,
Was das Leben an Schönstem birgt,
Wenn zwei Körper das höchste Glück erfahren,
Sich vereinigen und stets neugeboren werden.

Meine Abhängigkeit ist grenzenlos,
Ich kenne das Beben des Seins,
Das Zaudern zu verschwinden,
Die Sonne, die die Ränder auf dem Feldrain trifft

Und die Liebe, die alles so leicht macht,
Dir alles schenkt, und zwar sogleich;
Es gibt in der Mitte der Zeit
Die Möglichkeit einer Insel.

Dritter Teil

Abschließender Kommentar
Epilog

»Was existierte
außerhalb der Welt?«

Es war Anfang Juni, und trotz der niedrigen Breite ging die Sonne schon gegen vier Uhr auf; die Verschiebung der Rotationsachse der Erde hatte abgesehen von der Großen Dürre noch weitere vergleichbare Folgen gehabt.

Wie alle Hunde hatte Fox keine festen Zeiten, zu denen er schlief: Er schloß die Augen, wenn ich ins Bett ging, und wachte gleichzeitig mit mir auf. Er folgte mir neugierig, als ich durch die Zimmer lief, um einen leichten Rucksack zu packen, den ich mir über die Schultern streifte, und wedelte erfreut, als ich die Residenz verließ und auf den Elektrozaun zuging; normalerweise machten wir unseren ersten täglichen Spaziergang viel später.

Als ich auf den Knopf der Fernbedienung für das elektronische Entriegelungssystem drückte, warf er mir einen überraschten Blick zu. Die Metallräder drehten sich langsam um ihre eigene Achse und öffneten das drei Meter breite Tor, nach ein paar Schritten befand ich mich draußen. Fox warf mir wieder einen zögernden, fragenden Blick zu: Keine Erinnerung aus seinem bisherigen Leben und nichts in seinem genetischen Gedächtnis hatte ihn auf ein Ereignis dieser Art vorbereitet; ehrlich gesagt, war auch ich nicht darauf vorbereitet. Er zögerte noch ein paar Sekunden, dann trottete er langsam bis zu meinen Füßen.

Ich mußte erst eine kahle, ebene Fläche von etwa zehn Kilometern überqueren; dann kam eine bewaldete sanfte Steigung, die sich bis zum Horizont erstreckte. Ich hatte nichts anderes im Sinn, als nach Westen zu gehen, möglichst in Richtung West-Süd-West; eine Gemeinschaft von Neo-Menschen, Menschen oder Wesen unbestimmter Gattung hatte sich möglicherweise in der Gegend von Lanzarote oder deren näherer Umgebung niedergelassen, vielleicht würde es mir gelingen, sie zu finden.

Darin bestand mein ganzes Vorhaben. Über die Form der

Besiedlung der Regionen, die ich durchqueren mußte, wußte ich so gut wie nichts; ihre Topographie dagegen war noch vor kurzem sehr genau vermessen worden.

Ich lief etwa zwei Stunden lang über steiniges, aber leicht begehbares Gelände, ehe ich das bewaldete Gebiet erreichte; Fox trottete neben mir, sichtlich erfreut über diesen ausgedehnten Spaziergang und darüber, die Muskeln seiner kleinen Pfoten bewegen zu können. Währenddessen war mir sehr wohl bewußt, daß mein Fortgehen eine Niederlage und vermutlich sogar Selbstmord war. Ich hatte meinen Rucksack mit Mineralsalzkapseln gefüllt, so daß ich mehrere Monate überleben konnte, denn vermutlich würde es auf meinem Weg weder an Trinkwasser noch an Sonnenlicht fehlen; irgendwann würde der Vorrat natürlich zu Ende gehen, aber das eigentliche Problem war im Moment die Nahrung für Fox: Ich konnte jagen, ich hatte eine Pistole und mehrere Schachteln mit Schrotpatronen mitgenommen, aber ich hatte noch nie geschossen und nicht die geringste Ahnung, was für Tiere ich in den Regionen, die ich durchqueren mußte, antreffen würde.

Am späten Nachmittag lichtete sich der Wald, und ich erreichte eine Fläche mit niedrigem Gras, die die Kuppe des Hangs bildete, den ich seit Beginn des Tages erklommen hatte. Nach Westen hin fiel das Gelände ziemlich steil ab, und dahinter konnte man, soweit der Blick reichte, eine Abfolge von dichtbewaldeten Hügeln und steil abfallenden Tälern erkennen. Seit ich aufgebrochen war, hatte ich nichts gesehen, was auf die Gegenwart von Menschen hindeutete, und auch, allgemeiner gesagt, kein Anzeichen von tierischem Leben gefunden. Ich beschloß, an einer Quelle, in der ein Bach entsprang, die Nacht zu verbringen, ehe ich die südliche Richtung einschlug. Fox trank lange, dann streckte er sich mir zu Füßen aus. Ich nahm drei Tabletten ein, meine tägliche Dosis, die für meinen Stoffwechsel erforderlich war, und faltete die leichte Überlebensdecke auseinander, die ich eingepackt hatte; sie würde vermutlich ausreichen, denn meines Wissens hatte ich keine Hochgebirgsregionen zu durchqueren.

Gegen Mitternacht wurde es etwas kühler; Fox schmiegte sich an mich, atmete sehr regelmäßig. Manchmal wurde sein Schlaf von Traumen begleitet, dann bewegte er die Pfoten, als überwinde er ein Hindernis. Ich schlief sehr schlecht, mein Vorhaben kam mir immer unvernünftiger vor, unweigerlich zum Scheitern verurteilt. Dennoch bereute ich nichts; außerdem hätte ich ohne Schwierigkeiten kehrtmachen können, Central City übte keinerlei Kontrolle aus, im allgemeinen wurde nur durch Zufall festgestellt, daß jemand abtrünnig geworden war, anläßlich einer Lieferung oder einer notwendigen Reparatur, und manchmal erst nach vielen Jahren. Ich konnte zurückkehren, aber ich hatte keine Lust dazu: Die nur von sporadischem Gedankenaustausch unterbrochene einsame Routine, aus der mein Leben bestand und bis zum Ende hätte bestehen sollen, erschien mir jetzt unerträglich. Ich hätte das Glück kennenlernen müssen, das Glück, das braven Kindern beschieden ist, die sich den Vorschriften beugen und sich dadurch in Sicherheit fühlen, das Glück, ein Leben ohne Schmerzen und ohne Risiko zu führen; doch dieses Glück hatte ich nie erfahren, und die Eintönigkeit hatte zur Lethargie geführt. Die regelmäßigen kleinen Freuden der Neo-Menschen bestanden im wesentlichen darin, kleine, übersichtliche Einheiten zu sortieren, zu ordnen, zu klassifizieren und winzige Gegenstände sorgfältig und planmäßig umzustellen; diese Freuden hatten mir nicht genügt. Um das Verlöschen der Lebensgier zu erreichen, wie es die Buddhisten nennen, hatte die Höchste Schwester es für sinnvoll gehalten, nur eine abgeschwächte, untragische, ausschließlich lebenserhaltende Energie zu bewahren, die ausreichend war, um das Denkvermögen zu gewährleisten – der Denkvorgang wurde dadurch zwar verlangsamt, aber die Gedanken wurden zugleich präziser und scharfsinniger, sie wurden gleichsam *befreit.* Doch dieses Ergebnis wurde nur in unbedeutendem Maße erreicht, und statt dessen waren unsere dem Körperlichen entfremdeten Generationen in Trauer, Melancholie und zunehmende Apathie verfallen, die sich schließlich tödlich auswirkte. Das offenkundigste Zeichen für diesen Mißerfolg war die Tatsache, daß ich am Schluß Daniel1 um sein Schicksal, seinen ungestümen und widersprüch-

lichen Lebensweg und die leidenschaftliche Liebe, die ihn beseelt hatte, beneidete – trotz des Leids, das er erfahren hatte, und trotz seines tragischen Endes.

Seit Jahren führte ich jeden Morgen nach dem Aufwachen die von der Höchsten Schwester empfohlenen Übungen durch, die Buddha in seiner Predigt über die Grundlagen der Aufmerksamkeit definiert hat: *»Und so verharrt er und beobachtet den Körper von innen; er verharrt und beobachtet den Körper von außen; er verharrt und beobachtet den Körper von innen und von außen. Er verharrt und beobachtet, wie der Körper auftaucht; er verharrt und beobachtet, wie der Körper verschwindet; er verharrt und beobachtet, wie der Körper auftaucht und wieder verschwindet. ›Da ist der Körper‹: Diese Selbstbeobachtung ist ihm gegenwärtig, nur mit dem Ziel der Erkenntnis, nur mit dem Ziel des Nachdenkens, und so verharrt er in Freiheit und bindet sich an nichts in der Welt.«* Seit Beginn meines Lebens bin ich mir ständig meiner Atmung, des kinästhetischen Gleichgewichts meines Organismus und seines unbeständigen Allgemeinzustands bewußt gewesen. Die ungeheure Freude, die Daniel1 bei der Erfüllung seiner Begierde erfüllte, die völlige Wandlung seines körperlichen Befindens und vor allem der Eindruck, in eine andere Welt versetzt worden zu sein, den er bei der Penetration eines weiblichen Wesens empfand, war etwas, was ich nie erlebt und von dem ich nicht die geringste Vorstellung hatte, und daher hatte ich jetzt das Gefühl, unter diesen Umständen nicht weiterleben zu können.

Das Morgengrauen zog feucht über der bewaldeten Landschaft herauf, und mit ihm kamen sanfte Träume, die ich nicht verstand. Und meine Augen füllten sich mit Tränen, deren salziger Kontakt mir sehr seltsam erschien. Anschließend tauchte die Sonne auf, mit ihr kamen Schwärme von Insekten; da begann ich zu begreifen, wie das Leben der Menschen ausgesehen hatte. Meine Handflächen und Fußsohlen waren von Hunderten von Bläschen bedeckt, es juckte fürchterlich, und ich kratzte mich gut zehn Minuten lang wie besessen, bis ich blutüberströmt war.

Später, als wir ein Gelände mit dichtem Gras erreichten, gelang es

Fox, ein Kaninchen zu fangen; mit einer blitzschnellen Bewegung brach er ihm das Genick, dann nahm er das kleine bluttropfende Tier und legte es mir vor die Füße. Ich wandte den Kopf ab, als er die Eingeweide zu verschlingen begann; das war das Gesetz der Natur.

In der darauffolgenden Woche gingen wir durch eine hügelige Landschaft, die meiner Karte nach der Sierra de Gádor entsprechen mußte; der Juckreiz ließ nach oder, besser gesagt, ich gewöhnte mich an diesen ständigen Schmerz, der gegen Ende des Tages zunahm, ebenso wie ich mich an die Schmutzschicht gewöhnte, die meine Haut bedeckte, und an meinen stärker ausgeprägten Körpergeruch.

Eines Morgens wachte ich kurz vor Tagesanbruch auf, ohne die Körperwärme von Fox zu spüren. In panischer Angst stand ich auf. Er war ein paar Meter von mir entfernt und scheuerte sich an einem Baum, wobei er wütend nieste; er hatte offensichtlich eine schmerzhafte Stelle am Hals, hinter den Ohren. Ich ging zu ihm und nahm seinen Kopf sanft in die Hände. Als ich ihm das Fell glättete, entdeckte ich ziemlich bald eine kleine, mehrere Millimeter breite graue Wölbung: Es war eine Zecke, ich erkannte sie, weil ich deren Beschreibung in einem Werk über die Biologie der Tiere gefunden hatte. Ich wußte, daß es nicht so einfach war, diesen Parasiten zu entfernen; ich kehrte zu meinem Rucksack zurück, entnahm ihm eine Pinzette und eine mit Alkohol getränkte Kompresse. Fox stieß einen leisen Klagelaut aus, rührte sich aber nicht, während ich ihn verarztete: Millimeter für Millimeter zog ich das Tier langsam aus seinem Fleisch; es hatte einen grauen zylinderförmigen fleischigen Körper von abstoßendem Äußeren, der sich mit dem Blut von Fox vollgesogen hatte; das war das Gesetz der Natur.

Am ersten Tag der zweiten Woche stieß ich im Verlauf des Vormittags plötzlich auf eine breite Verwerfung, die mir den Weg in Richtung Westen versperrte. Ich wußte aufgrund der Satellitenaufnahmen, daß es sie gab, hatte aber geglaubt, es sei möglich, sie zu durchqueren, um meinen Weg fortzusetzen. Die bläulichen Basaltwände verliefen völlig senkrecht und fielen mehrere hundert Meter in

die Tiefe ab, wo sich ein unebenes Gelände befand, das aus einer Mischung von schwarzem Gestein und Schlammseen zu bestehen schien. In der klaren Luft konnte man die kleinsten Einzelheiten in der gegenüberliegenden Felswand erkennen, die gut zehn Kilometer entfernt sein mochte: Sie fiel ebenso steil ab.

Den aufgrund von Luftaufnahmen angefertigten Landkarten konnte man zwar nicht entnehmen, daß diese Verwerfung unüberwindbar war, sie zeigten jedoch ihren Verlauf sehr genau an: Sie begann etwa in dem Gebiet, wo sich früher Madrid befunden hatte (die Stadt war im Laufe einer der letzten Phasen der menschlichen Konflikte durch eine Reihe von Atomexplosionen zerstört worden), zog sich durch ganz Südspanien hin und dann durch eine sumpfige Zone, die dem entsprach, was einmal das Mittelmeer gewesen war, und setzte sich dann bis tief in den afrikanischen Kontinent fort. Die einzig mögliche Lösung bestand darin, die Verwerfung in nördlicher Richtung zu umgehen; das war ein Umweg von tausend Kilometern. Entmutigt setzte ich mich ein paar Minuten lang an den Rand des Abgrunds und ließ die Füße in die Leere baumeln, während die Sonne über den Gipfeln aufstieg; Fox setzte sich neben mich und warf mir fragende Blicke zu. Wenigstens war das Problem der Nahrung für ihn gelöst: Es gab in dieser Gegend zahlreiche Kaninchen, die keinerlei Mißtrauen zeigten, wenn man sich ihnen näherte, und die sich ohne weiteres abschlachten ließen; vermutlich waren ihre natürlichen Feinde seit Generationen ausgestorben. Ich war überrascht, wie schnell Fox den Instinkt seiner ungezähmten Vorfahren wiedergefunden hatte; und auch überrascht darüber, wie sehr er, der nur die Wärme einer Wohnung gewohnt war, es offensichtlich genoß, Höhenluft zu atmen und über grasbedeckte Berghänge zu rennen.

Das Wetter war mild und manchmal schon heiß; wir überquerten ohne Schwierigkeiten die Gebirgskette der Sierra Nevada über den Ragua-Paß in zweitausend Meter Höhe. In der Ferne konnte man den schneebedeckten Gipfel des Mulhacén erkennen, der die höchste Erhebung der Iberischen Halbinsel gewesen – und es trotz der

geologischen Veränderungen noch immer – war.

Weiter im Norden erstreckte sich ein Gelände mit Hochebenen und Kalksteinhügeln mit zahlreichen Höhlen. Diese hatten in vorgeschichtlicher Zeit den ersten Menschen, die diese Gegend bewohnten, als Behausung gedient; später hatten die letzten Muslime, die von der spanischen Reconquista verjagt worden waren, darin Zuflucht gesucht, ehe die Höhlen im 20. Jahrhundert in Erholungsstätten und Hotels umgewandelt wurden. Ich gewöhnte mir an, mich tagsüber in ihnen auszuruhen und meinen Weg erst bei Einbruch der Nacht fortzusetzen. Am Morgen des dritten Tages entdeckte ich zum ersten Mal Anzeichen, die auf die Gegenwart von Wilden hindeuteten: eine Feuerstelle, Knochen von kleinen Tieren. Sie hatten das Feuer direkt auf dem Fußboden eines der in den Höhlen eingerichteten Zimmer angezündet und den Teppichboden verkohlt, dabei war die Küche des Hotels mit einer Batterie von Glaskeramikherden ausgestattet, doch die Wilden hatten wohl nicht begriffen, wie man damit umgehen mußte. Ich war immer wieder überrascht, daß ein großer Teil der Anlagen, die die Menschen einst errichtet hatten, noch mehrere Jahrhunderte später funktionierten – die Elektrizitätswerke produzierten weiterhin Tausende von Kilowatt, die niemand mehr verbrauchte. Die Höchste Schwester, die allem, was der Menschheit entstammte, äußerst feindlich gesinnt war und einen radikalen Bruch mit der Gattung, die uns vorangegangen war, anstrebte, hatte sehr bald beschlossen, eine autonome Technik in den Enklaven zu entwickeln, die als Siedlungsgebiet für die Neo-Menschen vorgesehen waren und die sie nach und nach den verarmten Nationen abgekauft hatte, die nicht mehr imstande waren, ihr Haushaltsdefizit auszugleichen und für die sanitären Bedürfnisse ihrer Bevölkerung Sorge zu tragen. Die von den Menschen erbauten Anlagen wurden sich selbst überlassen; daher war es ausgesprochen bemerkenswert, daß sie noch immer funktionierten. Was auch immer man vom Menschen denken mochte, eines ließ sich nicht leugnen: Er war ein *erfinderisches* Säugetier gewesen.

Als ich auf der Höhe des Staudamms von Negratin angekommen

war, machte ich kurz halt. Die riesigen Turbinen der Talsperre drehten sich mit verlangsamten Tempo; sie speisten nur noch eine Reihe von Natriumlaternen, die nutzlos die Autobahn von Granada nach Alicante säumten. Die rissige, mit Sand bedeckte Fahrbahn war von Gras und an manchen Stellen von Büschen überwuchert. Ich saß inmitten von verrosteten Metalltischen und Gartenstühlen auf der Terrasse eines ehemaligen Restaurants, von der man einen schönen Blick auf die türkisgrüne Wasserfläche des Stausees hatte, und überraschte mich dabei, wie ich bei dem Gedanken an die Feste, die Banketts, die Familientreffen, die vor vielen Jahrhunderten dort stattgefunden haben müssen, erneut von einer nostalgischen Regung erfüllt wurde. Dabei war mir mehr denn je bewußt, daß die Menschheit es *nicht verdiente* zu leben und daß das Aussterben dieser Gattung in jeder Hinsicht nur als eine gute Nachricht angesehen werden konnte. Dennoch ging von ihren unvollständigen, halb verfallenen Überbleibseln etwas Schmerzliches aus.

»Wie lange werden die Bedingungen des Unglücks noch fortbestehen?« fragt sich die Höchste Schwester in ihrer *Zweiten Widerlegung des Humanismus.* »Sie werden so lange fortbestehen«, antwortet sie sofort darauf, »wie die Frauen Kinder zur Welt bringen.« Keines der Probleme der Menschheit, lehrt die Höchste Schwester, hätte auch nur den Ansatz einer Lösung finden können ohne eine drastische Begrenzung der Bevölkerungsdichte auf der Erde. Eine außerordentliche historische Gelegenheit zu einer vernünftigen Bevölkerungsverminderung hatte sich zu Beginn des 21. Jahrhunderts geboten, fuhr sie fort, und zwar sowohl in Europa – aufgrund des Geburtenrückgangs – als auch in Afrika – aufgrund von Epidemien und Aids. Doch die Menschheit hatte es vorgezogen, diese Chance nicht wahrzunehmen, indem sie eine massive Einwanderungspolitik betrieb, und trug somit die volle Verantwortung für die ethnischen Konflikte und die Religionskriege, die darauf folgten und die den Auftakt zur Ersten Verringerung bildeten.

Die lange, verwirrende Geschichte der Ersten Verringerung ist heute nur wenigen Spezialisten bekannt, die sich im wesentlichen auf die monumentale, dreiundzwanzigbändige *Geschichte der nördlichen*

Zivilisationen von Ravensburger und Dickinson stützen. Diesem Werk, das als Informationsquelle unübertroffen bleibt, ist manchmal mangelnde Sorgfalt beim Recherchieren von Fakten vorgeworfen worden; die Kritik richtet sich vor allem dagegen, daß der Horsa-Relation zu viel Platz eingeräumt worden ist, die Penrose zufolge mehr dem literarischen Einfluß der Heldenlieder und der Vorliebe für eine regelmäßige Metrik verdankt als der eigentlichen historischen Wahrheit. Seine Kritik bezieht sich vor allem auf die folgende Passage:

Die drei Inseln des Nordens sind blockiert vom Eis;
Die ausgeklügeltsten Theorien suchen keine Übereinstimmung;
Angeblich ist irgendwo ein See eingestürzt,
Und die abgestorbenen Kontinente kommen an die Oberfläche.

Finstere Astrologen durchziehen unsere Provinzen,
Verkünden die Rückkehr der nordischen Götter;
Besingen den Ruhm des Alpha Centauri
Und schwören Gehorsam dem Blut unserer alten Fürsten.

Diese Passage, so lautet sein Argument, steht in offenem Widerspruch zu dem, was wir über die klimatische Geschichte der Erde wissen. Gründlichere Untersuchungen haben jedoch gezeigt, daß der Beginn des Zusammenbruchs der menschlichen Zivilisationen von sehr heftigen und völlig unvorhersehbaren Klimaschwankungen begleitet worden ist. Die Erste Verringerung selbst, also die Eisschmelze, die durch die Explosion zweier Thermonuklearbomben auf dem Nord- und Südpol hervorgerufen wurde und dafür verantwortlich war, daß der gesamte asiatische Kontinent mit Ausnahme Tibets unter der Meeresoberfläche verschwand und dabei die Bevölkerungszahl der Erde durch zwanzig geteilt wurde, setzte erst hundert Jahre später ein.

Andere Arbeiten haben hervorgehoben, daß im Verlauf dieser unruhigen Zeit zahlreiche Elemente verschiedener alter

Volksglauben wie Astrologie, Wahrsagekunst oder Magie und Verhaltensweisen aus der ältesten Zeit der westlichen Bevölkerung wie Treue zu Hierarchien dynastischer Art wieder in Mode kamen. Tribalistische Bewegungen in Stadt und Land, die Wiedereinführung von barbarischen Kulten und Bräuchen: Der Untergang der menschlichen Zivilisationen glich zumindest in seiner ersten Phase im großen und ganzen dem Bild, das verschiedene Autoren spekulativer Werke bereits gegen Ende des 20. Jahrhunderts vorausgesagt hatten. Den Menschen erwartete eine chaotische Zukunft voller Gewalt, und vielen war das schon bewußt, noch ehe die ersten Unruhen ausbrachen; manche Magazine wie *Métal Hurlant* bekundeten in dieser Hinsicht eine erstaunliche antizipatorische Fähigkeit. Doch diese geistige Vorwegnahme half den Menschen in keiner Weise, irgendeine Lösung zu finden oder sie auch nur anzustreben. Die Menschheit, lehrt die Höchste Schwester, mußte ihr gewalttätiges Schicksal bis zu ihrem Untergang erfüllen; nichts konnte sie retten, angenommen, eine solche Rettung wäre überhaupt als wünschenswert angesehen worden. Die kleine Gemeinschaft von Neo-Menschen in ihren Enklaven, die durch ein unfehlbares Sicherheitssystem geschützt waren, verfügte über ein verläßliches Fortpflanzungssystem und ein autonomes Kommunikationsnetz und überstand daher diese aufreibende Zeit ohne Schwierigkeiten. Sie überlebte ebenso leicht die Zweite Verringerung, die eine Folge der Großen Dürre war. Dadurch daß sie das gesamte Wissen der Menschheit vor der Zerstörung und dem Plündern schützte und es gelegentlich in Maßen vervollständigte, spielte sie in gewisser Weise die gleiche Rolle wie die Klöster während des ganzen Mittelalters – mit dem Unterschied jedoch, daß sie absolut nicht das Ziel verfolgte, eine künftige Wiederauferstehung der Menschheit vorzubereiten, sondern im Gegenteil alles daransetzte, deren Aussterben zu begünstigen.

An den folgenden drei Tagen überquerten wir ein dürres weißes Hochplateau mit kümmerlichem Pflanzenwuchs; da das Wasser und das Wild immer seltener wurden, beschloß ich, nach Osten

abzubiegen und mich von der großen Verwerfung zu entfernen. Wir folgten dem Lauf des Rio Guardal, erreichten den Staudamm von San demente und waren erleichtert, als wir die wildreiche Sierra de Segura mit ihren schattenspendenden Bäumen erreichten. Meine biochemische Verfassung verlieh mir, wie mir mit der Zeit immer klarer wurde, eine außergewöhnliche Widerstandskraft und eine Anpassungsfähigkeit an die unterschiedlichsten Umgebungen, die im Tierreich ohnegleichen war. Ich hatte bisher noch keine Spur von größeren Raubtieren gefunden, und wenn ich jeden Abend, nachdem ich unser Lager errichtet hatte, ein Feuer anzündete, war das eher eine Huldigung an eine alte menschliche Tradition. Fox fand ohne Schwierigkeiten die Atavismen wieder, die dem Hund zu eigen waren, seit er vor mehreren tausend Jahren beschlossen hatte, den Menschen zu begleiten, ehe er seinen Platz bei den Neo-Menschen einnahm. Eine leichte Kälte kam von den Gipfeln herab, wir befanden uns in einer Höhe von etwa zweitausend Metern, und Fox betrachtete die Flammen, ehe er sich zu meinen Füßen vor der rötlich schimmernden Glut ausstreckte. Er würde, wie ich wußte, nur in leichten Schlaf verfallen, bereit, bei der ersten drohenden Gefahr aufzuspringen, zu töten und notfalls zu sterben, um seinen Herrn und seine Feuerstelle zu verteidigen. Obwohl ich den Lebensbericht von Daniel1 aufmerksam gelesen hatte, war mir noch immer nicht völlig klar, was die Menschen mit *Liebe* meinten, ich hatte all die unterschiedlichen, widersprüchlichen Bedeutungen noch nicht erfaßt, die sie mit diesem Begriff verbanden; ich hatte die Brutalität des sexuellen Kampfes begriffen, den unerträglichen Schmerz des affektiven Alleinseins, verstand aber noch immer nicht, was ihnen die Hoffnung erlaubt hatte, diese gegenläufigen Bestrebungen eines Tages in einer Form von Synthese zu vereinen. Dabei hatte ich mich noch nie so nahe daran gefühlt zu lieben – im erhabensten Sinn, den sie diesem Wort gaben – wie nach diesen Wochen der Wanderung durch die Sierras im spanischen Landesinneren; und noch nie war ich so nahe daran gewesen, wirklich zu spüren, »was das Leben an Schönstem birgt«, um die Worte zu benutzen, die Daniel1 in seinem letzten Gedicht verwandt hat, und ich verstand, daß die Sehnsucht

nach diesem Gefühl Marie23 dazu getrieben hatte, sich so weit von hier, auf der anderen Seite des Atlantiks, auf den Weg zu machen. Auch ich hatte einen ebenso unsicheren Weg eingeschlagen, aber mir war es inzwischen gleichgültig, ob ich mein Ziel erreichte oder nicht: Im Grunde wollte ich nur weiter mit Fox über Wiesen und Berge laufen, im Freien erwachen, in eisigen Flüssen baden, mich von der Sonne trocknen lassen und Abende mit ihm vorm Feuer im Sternenlicht verbringen. Ich hatte die Unschuld wiederentdeckt, einen konfliktlosen Zustand ohne Bedingungen, hatte weder Plan noch Ziel, und mein individuelles Sein verlor sich in einer unbestimmten Reihe von Tagen; ich war glücklich.

Nach der Sierra de Segura erreichten wir die Sierra de Alcaraz, die nicht ganz so hoch ist; ich hatte es aufgegeben, die genaue Anzahl unserer Tagesmärsche zu zählen, aber ich glaube, daß es etwa Anfang August war, als wir in Sichtweite von Albacete ankamen. Es herrschte drückende Hitze; ich hatte mich inzwischen weit vom Verlauf der großen Verwerfung entfernt, wenn ich mir ihr wieder nähern wollte, mußte ich mich direkt nach Westen wenden und gut zweihundert Kilometer über die Hochplateaus von La Mancha laufen, wo ich weder Vegetation noch einen Unterschlupf finden würde. Ich konnte auch nach Norden abbiegen, um die bewaldeten Gebiete rings um Cuenca zu erreichen, und dann durch Katalonien gehen, bis ich zu den Pyrenäen kam.

Nie zuvor in meinem neo-menschlichen Dasein hatte ich eine Entscheidung treffen oder eine Initiative ergreifen müssen, das war mir etwas völlig Fremdes. Die individuelle Initiative, lehrt die Höchste Schwester in ihren *Anweisungen für ein friedliches Leben*, ist die Triebfeder des Willens, der Anhänglichkeit und des Begehrens; daher haben sich die Sieben Gründer im Anschluß an sie bemüht, einen vollständigen Katalog aller vorstellbaren Lebenssituationen zu erstellen. Ihr erstes Ziel bestand natürlich darin, Geld und Sex aus der Welt zu schaffen, zwei Faktoren, deren schädliche Auswirkungen sie allen menschlichen Lebensberichten entnehmen konnten; darüber hinaus ging es darum, jegliche Vorstellung von

politischer Wahlentscheidung auszumerzen, die, wie sie schrieben, »gekünstelte, aber heftige« Leidenschaften auslöste. Diese Vorbedingungen negativer Art waren zwar unerläßlich, reichten in ihren Augen aber nicht aus, um der Neo-Menschheit einen Zugang zu der »eindeutigen Neutralität der Wirklichkeit« zu ermöglichen, wie sie sich häufig ausdrückten; daher war es erforderlich, außerdem eine Liste konkreter positiver Vorschriften aufzustellen. Das individuelle Verhalten, schreiben sie in ihren *Prolegomena zur Errichtung von Central City* (das erste neo-menschliche Werk, ein Buch, das bezeichnenderweise ohne Nennung der Verfassernamen erschien), sollte ebenso »vorhersehbar sein wie das Funktionieren eines Kühlschranks«. Sie geben im übrigen zu, daß sie sich beim Verfassen der Anweisungen stilistisch nicht so sehr von den literarischen Produkten der Menschheit haben anregen lassen, sondern eher von »Bedienungsanleitungen für Elektrogeräte mittlerer Größe und Komplexität, insbesondere von jener für den Videorecorder JVC HR-DV3S/MS«. Die Neo-Menschen, erklären sie ohne Umschweife, können wie alle Menschen als vernunftbegabte Säugetiere von mittlerer Größe und Komplexität angesehen werden; daher ist es durchaus möglich, im Rahmen eines stabilisierten Lebens ein vollständiges Register der Verhaltensmuster zu erstellen.

Dadurch daß ich die Wege eines registrierten Lebens verlassen hatte, hatte ich mich ebenfalls von jedem anwendbaren Schema entfernt. Und während ich so auf der Kuppe eines Kalksteinhügels in der Hocke saß und die endlose weiße Ebene betrachtete, die sich zu meinen Füßen erstreckte, entdeckte ich innerhalb weniger Minuten die Qualen der persönlichen Entscheidung. Ich begriff auch – und nunmehr ein für allemal –, daß ich nicht oder nicht mehr den Wunsch hegte, mich irgendeiner Gemeinschaft von Primaten anzuschließen – falls ich diesen Wunsch überhaupt je gehegt hatte. Ohne wirklich zu zögern, wie unter dem Druck einer ungleichmäßig verteilten Last, die einen zur Seite zieht, beschloß ich, nach Norden abzubiegen. Als ich kurz hinter La Roda die Wälder und die glitzernde Wasserfläche des Staudamms von Alarcón erblickte, während Fox fröhlich an meiner Seite trottete, wurde mir klar, daß ich Marie23 nie begegnen würde

und auch keiner anderen Frau des Neo-Menschengeschlechts und daß ich das im Grunde gar nicht bedauerte.

Ich erreichte das Dorf Alarcón kurz nach Einbruch der Dunkelheit; der Mond spiegelte sich im Wasser des Sees, dessen Oberfläche sich leicht kräuselte. Als ich auf der Höhe der ersten Häuser ankam, erstarrte Fox plötzlich und knurrte leise. Ich blieb stehen; ich vernahm kein Geräusch, vertraute aber seinem Gehör, das schärfer war als meins. Wolken zogen vor dem Mond vorbei, und ich hörte rechts von mir ein leises Scharren; als das Licht wieder heller wurde, sah ich, wie eine menschliche Silhouette, die mir gebeugt und mißgestaltet vorkam, zwischen zwei Häusern hindurchschlich. Ich hielt Fox zurück, der ihr nachrennen wollte, und ging weiter die Hauptstraße hinauf. Vielleicht war das unvorsichtig von mir, aber alle, die Kontakt zu den Wilden gehabt hatten, sagten übereinstimmend aus, daß sie panische Angst vor den Neo-Menschen hätten und sogleich die Flucht ergriffen.

Das Kastell von Alarcón war im 12. Jahrhundert erbaut und im 20. Jahrhundert in einen Parador umgewandelt worden, wie ich einem für Touristen angebrachten Schild mit verwitterten Buchstaben entnahm; die Burg hatte eine beeindruckend massige Form, überragte das Dorf und ermöglichte bestimmt, die Umgebung in einem Umkreis von mehreren Kilometern zu überwachen. Ich beschloß, dort oben die Nacht zu verbringen, ohne mich von den Geräuschen und den Silhouetten beirren zu lassen, die in der Dunkelheit fortrannten. Fox knurrte unentwegt, bis ich ihn auf den Arm nahm, um ihn zu beruhigen; ich war immer mehr davon überzeugt, daß die Wilden jede Auseinandersetzung vermeiden würden, wenn ich nur genug Lärm machte, um sie vor meinem Kommen zu warnen.

Dem Inneren der Burg war anzusehen, daß sie bis vor kurzem bewohnt worden war; in dem großen Kamin brannte sogar noch ein Feuer, und daneben lag ein Stapel Holz; wenigstens hatten sie dieses Geheimnis nicht verloren, das zu den ältesten menschlichen Erfindungen gehörte. Nachdem ich kurz die Zimmer in Augenschein

genommen hatte, war mir klar, daß das so ziemlich alles war, was man ihnen zugute halten konnte: Die Benutzung des Gebäudes durch die Wilden drückte sich vor allem durch Unordnung, Gestank und getrocknete Exkrementhaufen auf dem Boden aus. Kein Anzeichen für eine geistige, intellektuelle oder künstlerische Tätigkeit war zu sehen; das entsprach der Schlußfolgerung der wenigen Forscher, die sich mit der Geschichte der Wilden beschäftigt hatten: Da ihnen jede Form von kultureller Vermittlung fehlte, war der Zusammenbruch mit rasender Geschwindigkeit erfolgt.

Die dicken Mauern bewahrten sehr gut die Wärme, und ich beschloß, mein Lager im großen Saal zu errichten, und begnügte mich damit, eine Matratze vors Feuer zu ziehen; in einer Kammer entdeckte ich einen Stapel sauberer Bettwäsche. Ich fand auch zwei Mehrladegewehre, einen beeindruckenden Vorrat an Patronen sowie eine vollständige Ausrüstung, um die Waffen zu reinigen und zu ölen. Die hügelige, bewaldete Umgebung muß zur Zeit der Menschen sehr wildreich gewesen sein; ich wußte nicht, wie es jetzt damit stand, aber in den ersten Wochen meiner Wanderung hatte ich festgestellt, daß zumindest einige Tierarten die Aufeinanderfolge von Flutwellen und extremen Dürreperioden, die radioaktiven Wolken, die Vergiftung der Wasserläufe und alle sonstigen Naturkatastrophen überlebt hatten, die den Erdball im Laufe der letzten zwei Jahrtausende verwüstet hatten. In den letzten Jahrhunderten der menschlichen Zivilisation – eine wenig bekannte, aber bedeutsame Tatsache – waren in Westeuropa Bewegungen entstanden, die sich auf eine seltsam masochistische Ideologie namens »Ökologie« beriefen, auch wenn sie nur wenig mit der gleichnamigen Wissenschaft zu tun hatte. Diese Bewegungen hoben die Notwendigkeit hervor, die »Natur« vor dem menschlichen Eingriff zu schützen, und vertraten den Gedanken, daß alle Arten von Lebewesen, ganz gleich wie hoch sie entwickelt waren, das gleiche »Recht« hatten, die Erde zu bewohnen; manche Anhänger dieser Bewegungen schienen sich sogar, wenn man die Sache objektiv betrachtete, systematisch für die Tiere und gegen den Menschen einzusetzen und das Aussterben einer Tierart von Wirbellosen stärker zu bedauern als eine Hungersnot, die

die Bevölkerung eines ganzen Kontinents vernichtete. Wir haben heute Schwierigkeiten, diese Begriffe »Natur« und »Recht« zu begreifen, die sie so leichtfertig benutzten, und wir sehen in diesen Ideologien der Endphase der Menschheit nur ein Anzeichen dafür, daß sie den Wunsch hatte, sich selbst den Todesstoß zu versetzen und Schluß mit einem Dasein zu machen, das sie als unangemessen erachtete. Wie dem auch sei, die Befürworter dieser »ökologischen« Bewegungen hatten die Anpassungsfähigkeit der belebten Welt und die Schnelligkeit, mit der sie auf den Trümmern einer zerstörten Welt ein neues Gleichgewicht wiederherstellte, völlig unterschätzt, und meine ersten neo-menschlichen Vorgänger wie etwa Daniel3 und Daniel4 haben erklärt, daß sie mit leichter Ironie zusehen konnten, wie sich auf den ehemaligen Industrieanlagen sehr schnell dichte, mit Wölfen und Bären bevölkerte Wälder ausbreiteten. Es ist auch ziemlich drollig, feststellen zu müssen, daß Milben und andere Insekten zu einem Zeitpunkt, da die Menschen praktisch ausgerottet sind und ihre einstige Macht sich nur noch in wehmütig stimmenden Überresten ausdrückt, eine bemerkenswerte Widerstandsfähigkeit entwickelt haben.

Ich verbrachte eine ruhige Nacht und wachte kurz, vor Tagesanbruch auf. Gefolgt von Fox. drehte ich eine Runde auf dem Wehrgang und sah zu, wie die Sonne über dem See aufging; die Wilden hatten das Dorf verlassen und sich vermutlich ans Ufer zurückgezogen. Anschließend erforschte ich systematisch die ganze Burg und entdeckte dabei zahlreiche, von Menschenhand gefertigte Gegenstände, von denen einige sehr gut erhalten waren. Alle Geräte, die mit elektronischen Bauteilen oder Lithiumbatterien ausgerüstet waren, damit bei Stromausfällen die Daten nicht verloren gingen, waren im Verlauf der Jahrhunderte endgültig unbrauchbar geworden; daher ließ ich Handys, Computer und Palms beiseite. Die Apparate dagegen, die nur mechanische und optische Bauteile besaßen, hatten der Zeit meistens gut widerstanden. Ich spielte eine Weile mit einem Fotoapparat, einer Rolleiflex mit doppeltem Objektiv und einem Gehäuse aus mattem schwarzem Metall: Der Filmtransporthebel ließ

sich mühelos bewegen, die Verschlußlamellen öffneten und schlossen sich leise klickend mit einer Geschwindigkeit, die je nach eingestellter Zahl auf dem Wählknopf unterschiedlich war. Wenn es noch Filme und Fotolabors gäbe, hätte ich bestimmt ausgezeichnete Aufnahmen machen können, da bin ich mir sicher. Während die Sonne immer heißer wurde und goldene Spiegelungen auf der Überfläche des Sees hervorrief, sann ich eine Weile über die Gnade und das Vergessen nach; über das, was die Menschheit vor allem ausgezeichnet hatte: ihre technische Erfindungsgabe. Nichts war heute mehr von dem literarischen und künstlerischen Schaffen übriggeblieben, auf das die Menschheit so stolz gewesen war; die Themen, die ihnen zugrunde lagen, hatte jede Relevanz verloren, ihr emotionelles Potential war verpufft. Und auch von den philosophischen und theologischen Systemen, für die sich die Menschen bekämpft hatten, für die sie manchmal gestorben waren und noch öfter getötet hatten, blieb nichts übrig. All das rief bei den Neo-Menschen nicht das geringste Echo mehr hervor, wir sahen darin nur noch willkürliche Hirngespinste verworrener, beschränkter Geister, die unfähig waren, irgendeinen präzisen oder wenigstens halbwegs brauchbaren Begriff zu prägen. Die technischen Errungenschaften des Menschen dagegen flößten noch heute Respekt ein: In diesem Bereich hatte der Mensch sein Bestes gegeben, darin hatte er sich am stärksten selbst verwirklicht und von Anfang an eine funktionale Perfektion erzielt, der die Neo-Menschen nichts Bedeutsames hinzufügen konnten.

Wie dem auch sei, meine eigenen technischen Bedürfnisse waren äußerst bescheiden; ich begnügte mich mit einem starken Fernglas und einem Messer mit breiter Klinge, das ich mir hinter den Gürtel schob. Schließlich war es ja möglich, daß ich im weiteren Verlauf meiner Wanderung, falls ich sie tatsächlich fortsetzen sollte, gefährlichen wilden Tieren begegnete. Am Nachmittag türmten sich Wolken über der Ebene auf, wenig später rückten lange, schwere Regenwände heran, und dicke Tropfen fielen mit lautem Prasseln auf das Pflaster des Burghofs. Ich ging kurz vor Sonnenuntergang nach draußen: Die Wege waren aufgeweicht und unbegehbar; da begriff

ich, daß der Herbst den Sommer ablöste, und gleichzeitig wurde mir klar, daß ich mehrere Wochen, vielleicht sogar mehrere Monate hier bleiben würde; ich mußte den Beginn des Winters abwarten, bis es wieder kalt und trocken wurde. Ich konnte jagen, Hirsche oder Rehe schießen, die ich im Kamin braten würde, und jenes einfache Leben führen, das ich aus verschiedenen menschlichen Lebensberichten kannte. Fox würde darüber glücklich sein, das wußte ich, die Erinnerung daran steckte noch in seinen Genen. Ich selbst brauchte nur Kapseln mit Mineralsalzen, aber mein Vorrat würde noch sechs Monate reichen. Anschließend benötigte ich Meerwasser, wenn es das Meer überhaupt noch gab und wenn ich es erreichen konnte; oder ich mußte sterben. Legte man die menschlichen Kriterien zugrunde, hing ich nicht sehr am Leben, die ganze Lehre der Höchsten Schwester zielte darauf ab, sich aller Bindungen zu entledigen. Seit ich mich wieder in der ursprünglichen Welt befand, hatte ich das Gefühl, ein unerwünschter Fremdkörper innerhalb eines Universums zu sein, in dem alles auf das Überleben und die Fortpflanzung der Gattung ausgerichtet war.

Spät in der Nacht wachte ich auf und sah ein Feuer am Seeufer. Ich richtete das Fernglas darauf und bekam einen Schock, als ich die Wilden entdeckte: Ich hatte sie noch nie aus so großer Nähe gesehen, und sie waren anders als jene, die die Umgebung von Almeria bevölkerten, sie waren kräftiger und hatten hellere Haut; das mißgestaltete Wesen, das ich bei meiner Ankunft im Dorf bemerkt hatte, war vermutlich eine Ausnahme. Sie waren etwa dreißig, saßen rings um das Feuer und trugen zerlumpte Ledersachen – vermutlich von Menschenhand gemacht. Ich ertrug ihren Anblick nicht sehr lange, ging wieder hinein und legte mich leicht zitternd im Dunklen hin; Fox schmiegte sich an mich und drückte seine Schnauze gegen meine Schulter, bis ich zur Ruhe kam.

Am nächsten Morgen fand ich einen Koffer aus hartem Kunststoff, der ebenfalls von Menschenhand gefertigt war, vor dem Tor der Burg. Da die Wilden unfähig waren, selbst irgendeinen Gegenstand herzustellen, und keinerlei Technik entwickelt hatten, lebten

sie von den industriellen Überresten der Menschen und begnügten sich damit, die Gegenstände zu benutzen, die sie hier und dort in den Trümmern früherer Wohnungen fanden, zumindest jene Dinge, bei denen sie begriffen, wie sie funktionierten. Ich öffnete den Koffer: Er enthielt Knollen, die ich nicht kannte, und ein Stück gebratenes Fleisch. Das war die Bestätigung, daß die Wilden so gut wie nichts über die Neo-Menschen wußten; ihnen war offensichtlich nicht einmal bewußt, daß mein Stoffwechsel nach einem ganz anderen Prinzip funktionierte als der ihre und daß diese Nahrungsmittel für mich unbrauchbar waren; Fox dagegen verschlang das Stück Fleisch mit gutem Appetit. Das bestätigte darüber hinaus, daß sie große Angst vor mir hatten und versuchten, mein Wohlwollen zu gewinnen oder mich wenigstens dazu zu bewegen, mich neutral zu verhalten. Gegen Abend stellte ich den leeren Koffer vor den Eingang, um ihnen zu zeigen, daß ich die Opfergabe angenommen hatte.

Die gleiche Szene wiederholte sich am nächsten Tag und an den darauffolgenden Tagen. Tagsüber beobachtete ich das Verhalten der Wilden durchs Fernglas: ich hatte mich einigermaßen an ihr Aussehen gewöhnt, an ihre zerfurchten, groben Züge, und auch daran, daß ihre Geschlechtsorgane unverhüllt waren. Wenn sie nicht jagten, schienen sie die meiste Zeit zu schlafen oder sich zu paaren – zumindest jene, denen die Möglichkeit dazu geboten wurde. Der Stamm war nach einem strengen hierarchischen System aufgebaut, wie ich schon nach wenigen Tagen der Beobachtung herausfand. Der Anführer war ein männliches Wesen um die Vierzig mit leicht ergrautem Haar; ihm zur Seite standen zwei junge Männchen mit muskulösem Oberkörper, die bei weitem die größten und kräftigsten der Gruppe waren; nur sie hatten das Vorrecht, mit den Weibchen zu kopulieren: Wenn diese einem der drei dominanten Männchen begegneten, hockten sie sich auf alle viere und boten ihre Vagina dar; wenn jedoch andere Männchen Annäherungsversuche unternahmen, stießen sie diese heftig zurück. Der Anführer hatte in jedem Fall Vortritt vor seinen beiden Untergebenen, zwischen diesen schien jedoch keine eindeutige Hierarchie zu bestehen: Wenn der Anführer nicht da war, kopulierten sie nacheinander und manchmal gleich-

zeitig mit einem der verschiedenen Weibchen. In dem Stamm gab es keine älteren Wesen, und das Alter von fünfzig schien die Obergrenze zu sein, die sie erreichen konnten. Kurz gesagt, sie besaßen eine Organisationsform, die den menschlichen Gesellschaften durchaus nahestand, insbesondere jenen der letzten Zeit, nachdem die großen föderierenden Systeme zusammengebrochen waren. Ich war mir sicher, daß sich Daniel1 in dieser Welt nicht fremd vorgekommen wäre und sich leicht in ihr zurechtgefunden hätte.

Als ich eine Woche nach meiner Ankunft wie gewöhnlich das Burgtor öffnete, entdeckte ich neben dem Koffer eine struppige junge Wilde mit sehr heller Haut und schwarzem Haar. Sie war bis auf ein Lederröckchen nackt, und ihre Haut war auf ziemlich plumpe Weise mit blauen und gelben Strichen bemalt. Als sie mich näherkommen sah, drehte sie sich um, hob den Rock und wölbte den Rücken, um mir ihren Hintern darzubieten. Als Fox sich näherte, um sie zu beschnuppern, begann sie am ganzen Körper zu zittern, behielt aber diese Haltung bei. Da ich mich noch immer nicht rührte, wandte sie schließlich den Kopf in meine Richtung; ich gab ihr durch ein Zeichen zu verstehen, sie solle mir ins Innere der Burg folgen.

Ich befand mich in einer schwierigen Situation: Wenn ich diese neue Form der Opfergabe akzeptierte, würde sich die Sache vermutlich an den folgenden Tagen wiederholen; andererseits war damit zu rechnen, daß das Weibchen von den anderen Stammesmitgliedern bestraft würde, wenn ich sie zurückschickte. Sie war offensichtlich total verängstigt und wartete mit vor Panik geweiteten Augen auf meine Reaktion. Ich kannte den Prozeß der menschlichen Sexualität, auch wenn es sich für mich nur um ein rein theoretisches Wissen handelte. Ich zeigte ihr die Matratze; sie hockte sich auf alle viere und wartete. Ich deutete ihr an, sie solle sich umdrehen; sie gehorchte, spreizte weit die Schenkel und begann mit einer Hand über ihr Loch zu streichen, das erstaunlich stark behaart war. Die Mechanismen der sinnlichen Begierde waren bei den Neo-Menschen im großen und ganzen die gleichen geblieben, auch wenn sie beträchtlich schwächer geworden waren, und ich wußte, daß manche

die Gewohnheit hatten, sich mit der Hand sexuelle Befriedigung zu verschaffen. Mehrere Jahre zuvor hatte ich es einmal probiert, ohne daß es mir gelang, mir ein Bild vor Augen zu rufen, und ich versuchte daher, mich auf die taktilen Empfindungen zu konzentrieren – die jedoch ziemlich begrenzt blieben, was mich davon abgehalten hatte, das Experiment erneut zu versuchen. Dennoch zog ich meine Hose aus, da ich die Absicht hatte, mein Organ zu stimulieren, um ihm die nötige Härte zu verleihen. Die junge Wilde gab ein befriedigtes Knurren von sich und rieb ihr Loch mit gesteigerter Energie. Als ich mich ihr näherte, wurde ich von einem bestialischen Gestank erfaßt, der von ihrer Leistengegend ausging. Seit ich aufgebrochen war, hatte ich meine neo-menschlichen Hygienegewohnheiten verloren, und mein Körpergeruch war etwas ausgeprägter geworden; aber das hatte nichts mit dem Gestank gemein, der vom Geschlechtsteil der Wilden ausging: eine Mischung aus Scheiße und verfaultem Fisch. Unwillkürlich wich ich zurück; sie richtete sich mit neu erwachter Unruhe auf und kroch auf mich zu, als sie auf der Höhe meines Organs war, näherte sie ihren Mund. Der Gestank war nicht mehr ganz so unerträglich, aber noch immer sehr stark, sie hatte schwarze, schlechte Zähne. Ich schob sie sanft zurück, zog mich wieder an, begleitete sie zum Eingang der Burg und gab ihr durch ein Zeichen zu verstehen, sie brauche nicht wiederzukommen. Am folgenden Tag verzichtete ich darauf, den Koffer zu nehmen, der für mich bereitgestellt war, letzten Endes schien es mir ratsamer zu sein, keinen zu engen Kontakt mit den Wilden herzustellen. Ich konnte jagen, um für die Bedürfnisse von Fox zu sorgen, es gab genug Wild, das nicht sehr scheu war: Die relativ wenigen Wilden benutzten nur Pfeil und Bogen, daher hatte ich mit meinen beiden Mehrladern ihnen gegenüber einen entscheidenden Vorteil. Schon am folgenden Tag machte ich meinen ersten Ausflug, und zur großen Freude von Fox erlegte ich zwei Rehe, die im Burggraben grasten. Mit einer kleinen Axt trennte ich zwei Keulen ab und ließ den Rest der Kadaver an Ort und Stelle verrotten. Diese Tiere waren nur unvollkommene, unausgereifte Maschinen mit kurzer Lebensdauer; sie waren nicht so robust, nicht so elegant und

funktionierten nicht so perfekt wie eine Rolleiflex mit doppeltem Objektiv, dachte ich, als ich ihre hervortretenden Augen betrachtete, die das Leben verlassen hatte. Es regnete noch immer, aber nicht mehr so stark, die Wege wurden allmählich wieder begehbar; sobald der erste Frost kam, würde es Zeit sein, in Richtung Westen aufzubrechen.

An den folgenden Tagen wagte ich mich weiter in den Wald vor, der den See umgab; unter dem Blätterdach der hohen Bäume wuchs kurzes Gras, das an manchen Stellen von der Sonne beschienen wurde. Ab und zu hörte ich ein Geräusch im Dickicht oder wurde von Fox gewarnt, der ein Knurren von sich gab. Ich wußte, daß die Wilden dort waren und ich durch ihr Gelände ging, daß sie sich aber nicht zu zeigen wagten; die Schüsse jagten ihnen vermutlich panische Angst ein. Zu Recht übrigens: Ich war inzwischen sehr geschickt im Umgang mit meinen Karabinern, verstand es, sehr schnell nachzuladen und hätte ein Blutbad anrichten können. Die Zweifel, die mich gelegentlich im Verlauf meines abstrakten, einsamen Lebens überkommen hatten, waren jetzt wie weggeblasen: Ich wußte, daß ich es mit schädlichen, unglücklichen, grausamen Wesen zu tun hatte. In ihrer Mitte würde ich ganz bestimmt keine Liebe oder deren Möglichkeit finden und keines der Ideale, die den Träumen unserer menschlichen Vorgänger Nahrung gegeben hatten; sie waren nur die Karikatur eines Überbleibsels der übelsten Tendenzen der gewöhnlichen Menschheit, jener Menschheit, die Daniel1 bereits kannte und deren Untergang er ersehnt, geplant und in großem Maße erreicht hatte. Im Verlauf eines Festes, das die Wilden ein paar Tage später veranstalteten, erhielt ich eine weitere Bestätigung dafür. Es war in einer Vollmondnacht, in der mich Fox mit seinem Geheul weckte; der Rhythmus der Trommeln verfolgte mich unentwegt. Ich stieg mit dem Fernglas in der Hand auf den Burgturm. Der ganze Stamm war auf einer Lichtung versammelt, sie hatten ein großes Feuer angezündet und wirkten sehr erregt. Der Anführer saß, wie mir schien, auf einem ausgedienten Autositz und leitete die Versammlung; er trug ein T-Shirt mit dem Aufdruck

»Ibiza Beach« und ein Paar Stiefel, seine Beine und sein Geschlechtsteil waren unverhüllt. Auf ein Zeichen von ihm wurde die Musik langsamer, und die Stammesmitglieder stellten sich im Kreis auf, um eine Art Arena zu bilden, in deren Mitte die beiden Assistenten des Anführers zwei ältere Wilde brachten, die sie brutal hinter sich herzerrten – es waren die beiden ältesten Stammesmitglieder, die um die Sechzig sein mochten. Sie waren völlig nackt und mit Dolchen mit kurzer breiter Klinge bewaffnet – die gleichen wie jene, die ich in einer Kammer in der Burg gefunden hatte. Der Kampf verlief zunächst in völliger Stille; aber sobald die ersten Blutstropfen flossen, begannen die Wilden zu johlen und zu pfeifen, um die beiden Kontrahenten anzufeuern. Ich begriff sofort, daß es sich um einen Kampf auf Leben und Tod handelte, dazu bestimmt, denjenigen der beiden auszuschalten, der für das Überleben am wenigsten tauglich war; die Kämpfer stachen ohne Rücksicht aufeinander ein, bemühten sich, den anderen im Gesicht oder an empfindlichen Stellen zu treffen. Nach den ersten drei Minuten legten sie eine Pause ein und hockten sich an den entgegengesetzten Enden der Arena auf den Boden, wischten sich das Blut ab und tranken Wasser in großen Schlucken. Der fülligere der beiden schien in Schwierigkeiten zu sein, er hatte viel Blut verloren. Auf ein Zeichen des Anführers hin ging der Kampf weiter. Der Dicke stand taumelnd auf; ohne eine Sekunde zu verlieren, stürzte sich sein Gegner auf ihn und stieß ihm den Dolch ins Auge. Der Wilde stürzte mit blutüberströmtem Gesicht zu Boden, und dann begann das Gemetzel. Mit erhobenem Dolch und lautem Gebrüll stürzten sich die Männchen und Weibchen des Stammes auf den Verletzten, der außer Reichweite zu kriechen versuchte; gleichzeitig setzte das Trommeln wieder ein. Anfangs schnitten sich die Wilden Fleischstücke ab, die sie in der Glut brieten, aber als das Fest immer rasender wurde, gingen sie dazu über, den Leib des Opfers direkt zu verschlingen und sein Blut zu schlürfen, dessen Geruch sie zu berauschen schien. Minuten später waren von dem dicken Wilden nur noch ein paar blutige Reste übrig, die in einem Umkreis von wenigen Metern im Gras herumlagen. Der Kopf, bis auf das

ausgestochene Auge unversehrt, lag etwas abseits. Einer der Assistenten hob ihn auf und überreichte ihn dem Anführer, der sich erhob und ihn den Sternen entgegenhielt, wobei die Musik wieder verstummte und die Stammesmitglieder einen unartikulierten Singsang anstimmten und langsam in die Hände klatschten. Ich nahm an, daß es sich dabei um ein Vereinigungsritual handelte, ein Mittel, um die Bande der Gruppe enger zu knüpfen – und sich zugleich dabei der schwachen oder kranken Individuen zu entledigen. All das entsprach durchaus dem, was ich über die Menschheit wußte.

Als ich aufwachte, waren die Grasflächen von einer dünnen Schicht Rauhreif bedeckt. Ich verbrachte den Rest des Vormittags damit, mich auf die, wie ich hoffte, letzte Etappe meiner Wanderung vorzubereiten. Fox folgte mir von Raum zu Raum und hüpfte vor Freude. Ich wußte, daß ich, wenn ich nach Westen ging, durch ebenere und wärmere Regionen kommen würde; die Überlebensdecke war überflüssig geworden. Ich weiß nicht genau, warum ich meinen ursprünglichen Plan wieder aufgriff, den Versuch zu wagen, Lanzarote zu erreichen: der Gedanke, einer neo-menschlichen Gemeinschaft zu begegnen, löste noch immer keine große Begeisterung in mir aus, im übrigen hatte ich keinen weiteren Hinweis dafür, daß es so eine Gemeinschaft überhaupt gab. Vermutlich war mir die Vorstellung, mein übriges Dasein in Gebieten zu verbringen, die von Wilden unsicher gemacht wurden – sogar in Gesellschaft von Fox und auch wenn ich wußte, daß ich sie viel mehr in Angst und Schrecken versetzte als sie mich und sie alles taten, um einen respektvollen Abstand zu halten –, nach dieser Nacht unerträglich geworden. Und da wurde mir klar, daß ich nach und nach alle Brücken hinter mir abbrach. Vielleicht gab es in dieser Welt keinen Platz, der mir zusagte.

Ich zögerte lange angesichts meiner Karabiner. Sie waren unhandlich und würden meinen Marsch verlangsamen, ich machte mir keinerlei Sorgen um meine persönliche Sicherheit. Andererseits war es nicht sicher, ob Fox in den Regionen, die wir durchqueren mußten, so leicht etwas zu fressen fand. Er hatte den Kopf auf die

Vorderpfoten gelegt und verfolgte mich mit den Blicken, als begreife er mein Zögern. Als ich schließlich den kürzeren Karabiner nahm und einen Vorrat Patronen in meinen Rucksack steckte, sprang er auf und wedelte fröhlich. Er hatte offensichtlich Vergnügen an der Jagd gefunden und ich in gewisser Weise auch. Ich empfand jetzt eine gewisse Freude daran, Tiere zu töten und sie von der Erscheinung zu erlösen. Mein Verstand sagte mir, daß ich unrecht hatte, denn die Erlösung kann nur durch Askese erreicht werden, in diesem Punkt erschien mir die Lehre der Höchsten Schwester immer unbestreitbarer; aber ich war vielleicht im schlechtesten Sinne des Wortes menschlicher geworden. Wie dem auch sei, jede Zerstörung einer organischen Lebensform brachte uns dem Sittengesetz einen Schritt näher. Ich hatte die Hoffnung auf die Zukünftigen nicht aufgegeben und mußte zugleich versuchen, mich meinesgleichen oder jenen, die ihnen ähnelten, anzuschließen. Als ich meinen Rucksack zuschnallte, mußte ich an Marie23 zurückdenken, die auf der Suche nach der Liebe fortgegangen war und sie vermutlich nicht gefunden hatte. Fox hüpfte vor Freude darüber, daß wir uns wieder auf den Weg machten, wie verrückt um mich herum. Ich ließ meinen Blick über die Wälder und die Ebene schweifen und sprach innerlich das Gebet für die Erlösung der Kreaturen.

Der Vormittag ging schon zu Ende und das Wetter war mild, fast warm; der Frost hatte nicht lange angehalten, der Winter begann erst, und ich würde endgültig die kalten Gegenden verlassen. Warum lebte ich? Ich gehörte im Grunde keiner Gruppe an. Ehe ich aufbrach, beschloß ich, noch einen letzten Spaziergang um den See zu machen; ich nahm den Karabiner mit, aber nicht um zu jagen, denn ich konnte die Jagdbeute ja nicht mitnehmen, sondern nur um Fox noch einmal die Freude zu machen, durchs Dickicht zu streifen und das Unterholz zu beschnüffeln, ehe wir uns aufmachten, um die Ebenen zu überqueren.

Die Welt war da, die Wälder, die Wiesen und die Tiere in ihrer Unschuld – in Zähnen endende Speiseröhren auf vier Beinen –, deren Leben darin bestand, andere Speiseröhren zu suchen, um sie zu

verschlingen und ihren Nährmittelhaushalt wieder aufzufrischen. Am frühen Morgen hatte ich das Lager der Wilden beobachtet; die meisten schliefen, nach ihrer blutigen Orgie des Vorabends von starken Emotionen übersättigt. Sie befanden sich auf dem Gipfel der Nahrungskette, sie hatten nur wenige natürliche Feinde, daher mußten sie selbst die Alten oder Kranken eliminieren, um den Stamm bei Gesundheit zu erhalten. Da sie nicht auf den natürlichen Wettbewerb zählen konnten, mußten sie auch ein System sozialer Kontrolle schaffen, das den Zugang zu der Vagina der Weibchen regelte, um das genetische Kapital der Gattung zu erhalten. All das entsprach dem Lauf der Dinge, und das Wetter an diesem Nachmittag war erstaunlich mild. Ich setzte mich ans Seeufer, während Fox im Dickicht herumschnüffelte. Manchmal sprang ein Fisch aus dem Wasser und rief auf der Oberfläche kleine Wellen hervor, die sanft im Sand ausliefen. Ich verstand immer weniger, warum ich die abstrakte, virtuelle Gemeinschaft der Neo-Menschen verlassen hatte. Wir hatten das leidenschaftslose Dasein von Greisen geführt, der Blick, mit dem wir die Welt betrachteten, war scharfsichtig, aber ohne Wohlwollen. Die Tierwelt war bekannt, die menschlichen Gesellschaften waren bekannt; hinter alldem verbarg sich kein Geheimnis, und von ihnen war nichts anderes zu erwarten als ein Blutbad nach dem anderen. »So ist das, und so bleibt das«, wiederholte ich mechanisch immer wieder, bis es mich fast in einen Zustand der Hypnose versetzte.

Nach gut zwei Stunden stand ich auf, vielleicht ein wenig besänftigt, auf jeden Fall aber fest entschlossen, meine Suche fortzusetzen – zugleich hatte ich mich damit abgefunden, daß sie wahrscheinlich scheitern und zu meinem Tod führen würde. Plötzlich stellte ich fest, daß Fox verschwunden war – er hatte wohl die Fährte eines Tiers gewittert und sich weiter in das Unterholz vorgewagt.

Ich suchte über drei Stunden lang das Gestrüpp, das den See umgab, nach ihm ab, rief ihn in regelmäßigen Abständen, während mich eine beängstigende Stille umgab und das Tageslicht allmählich schwächer wurde. Bei Einbruch der Dunkelheit fand ich seinen

leblosen Körper, der von einem Pfeil durchbohrt war. Fox muß einen qualvollen Tod gestorben sein, denn in seinen Augen, die schon glasig waren, spiegelte sich panischer Schrecken. In einem letzten Anflug von Grausamkeit hatten die Wilden seine Ohren abgeschnitten; sie müssen es wohl in großer Hast getan haben, aus Angst, ich könne sie überraschen, denn es war ein unsauberer Schnitt, das Blut war dabei auf seine Schnauze und seine Brust gespritzt.

Meine Beine wurden weich, und ich fiel vor dem noch warmen Kadaver meines kleinen Gefährten auf die Knie; vielleicht hätte es gereicht, wenn ich fünf oder zehn Minuten früher gekommen wäre, um die Wilden abzuwehren. Ich mußte ein Grab für ihn ausheben, doch ich hatte noch nicht die Kraft dazu. Die Nacht brach herein, und über dem See bildete sich allmählich eine kalte Nebelmasse. Ich betrachtete lange, sehr lange den verstümmelten Körper von Fox; dann kamen die ersten Fliegen.

»Es war ein geheimer Ort und
das Kennwort war: Élenthérine.«

Jetzt war ich allein. Die Dunkelheit legte sich über den See, und ich war endgültig einsam. Fox konnte nicht wieder ins Leben gerufen werden, weder er noch ein anderer Hund mit den gleichen genetischen Merkmalen, er war der allgemeinen Vernichtung zum Opfer gefallen, der auch ich entgegenging. Inzwischen hatte ich die Gewißheit, daß ich die Liebe kennengelernt hatte, da ich wußte, was es hieß zu leiden. Ich dachte flüchtig an Daniels Lebensbericht zurück und sagte mir, daß diese Wochen der Wanderschaft mir eine zwar etwas vereinfachte, aber umfassende Vorstellung vom Leben der Menschen vermittelt hatten. Ich marschierte die ganze Nacht, den folgenden Tag, die darauffolgende Nacht und einen Großteil des dritten Tages. Ab und an machte ich halt, schluckte eine Kapsel Mineralsalz, trank einen Schluck Wasser und setzte den Weg fort; ich spürte keine Müdigkeit. Ich kannte mich weder in der Biochemie noch in der Physiologie gut aus, Daniel und seine Nachkommen waren keine Naturwissenschaftler. Aber ich wußte, daß der Übergang zur Autotrophie bei den Neo-Menschen von verschiedenen strukturellen und funktionellen Veränderungen der glatten Muskeln begleitet worden war. Im Vergleich zu den Menschen verfügte ich über eine viel stärker ausgeprägte Gelenkigkeit, Widerstandskraft und funktionelle Autonomie. Selbstverständlich war auch meine Psychologie anders geartet, ich kannte keine Angst, und auch wenn ich Leid empfinden konnte, waren mir nicht alle Dimensionen dessen, was die Menschen *Trauer* nannten, zugänglich; dieses Gefühl existierte zwar in mir, ging aber mit keiner konkreten Vorstellung einher. Ich spürte bereits, wie mir etwas fehlte, wenn ich an die Liebkosungen von Fox dachte, an die Art, wie er sich auf meinen Schoß legte und sich an mich schmiegte; wenn er ins Wasser sprang, vor mir herrannte, und vor allem, wenn ich an die Freude dachte, die seinem Blick anzusehen war, diese Freude, die mich zutiefst bewegte, weil sie mir so fremd war; doch dieses Leid und das Bewußtsein, daß mir etwas fehlte, erschienen mir unabwendbar, ganz

einfach deshalb, weil sie da waren. Der Gedanke, daß es auch anders sein könnte, kam mir nicht in den Sinn, ebensowenig wie jener, daß eine Gebirgskette, die vor meinen Augen liegt, verschwinden und durch eine Ebene ersetzt werden könnte. Das Bewußtsein davon, daß alles auf der Welt völlig determiniert war, unterschied uns vielleicht am deutlichsten von unseren menschlichen Vorgängern. Wie sie waren wir nur bewußte Maschinen, aber im Unterschied zu ihnen war uns bewußt, daß wir nur Maschinen waren.

Ich war gut vierzig Stunden lang in einem Zustand totaler geistiger Verwirrung gewandert, ohne nachzudenken, nur von einer vagen Erinnerung an die Strecke geleitet, der ich zuvor auf der Karte nachgegangen war. Ich weiß nicht, was mich haltmachen und mein Bewußtsein wieder erwachen ließ, vermutlich die seltsame Landschaft, die mich umgab. Ich mußte jetzt in der Nähe der Überreste des alten Madrid sein, auf jeden Fall befand ich mich auf einem breiten Fahrdamm, der sich bis ins Unendliche zu erstrecken schien, erst ganz in der Ferne konnte ich verschwommen eine dürre, nicht sehr hohe Hügellandschaft erkennen. Hier und dort hatte sich der Boden auf einer Länge von mehreren Metern angehoben und bildete riesige Blasen, die aussahen, als wären sie durch eine furchtbare, aus dem Erdinneren aufgestiegene Hitzewelle hervorgerufen worden. Ganze Abschnitte des Fahrdamms führten auf mehreren Dutzend Metern in die Höhe, dem Himmel entgegen, ehe sie jäh abbrachen und in einer Schutthalde aus Schotter und schwarzen Steinen endeten, Metallreste und zerborstene Fensterscheiben lagen auf dem Boden verstreut. Erst glaubte ich, in der Nähe einer Mautstelle der Autobahn zu sein, aber es gab nirgendwo ein Schild, das die Richtung anzeigte, schließlich begriff ich, daß ich mich inmitten der Trümmer des Flughafens Barajas befand. Als ich weiter in Richtung Westen vordrang, entdeckte ich ein paar Überreste menschlicher Aktivitäten: Fernseher mit flachem Bildschirm, Stapel von zerbrochenen CDs, ein riesiges Werbeplakat, das den Sänger David Bisbai darstellte. Die Strahlung mußte in dieser Gegend noch ziemlich stark sein, denn es war eines der während der letzten Phasen

des zwischenmenschlichen Konflikts am heftigsten bombardierten Gebiete. Ich studierte meine Karte: Ich mußte ganz nah am Epizentrum der großen Verwerfung sein; wenn ich weiterhin mein Ziel ansteuern wollte, mußte ich nach Süden abbiegen, was mich durch die ehemalige Stadtmitte führen würde.

Halb geschmolzene, ineinander verkeilte Autowracks verlangsamten mein Marschtempo auf der Höhe der Kreuzung zwischen der M 45 und der R 2. Als ich über das ehemalige IVECO-Gelände ging, stieß ich auf die ersten städtischen Wilden. Es waren etwa fünfzehn Gestalten, die sich in einer Entfernung von gut fünfzig Metern unter dem Metallvordach einer Lagerhalle versammelt hatten. Ich legte meinen Karabiner an und schoß; einer der Wilden brach zusammen, die anderen zogen sich ins Innere der Lagerhalle zurück. Als ich mich eine Weile später umwandte, sah ich, daß zwei von ihnen vorsichtig herausgekommen waren und ihren Gefährten in die Halle schleiften – vermutlich mit der Absicht, sich an ihm gütlich zu tun. Ich hatte mein Fernglas mitgenommen und stellte fest, daß sie kleiner und mißgebildeter waren als jene, die ich in der Nähe von Alarcón beobachtet hatte; ihre dunkelgraue Haut war mit Auswüchsen und Eiterbläschen übersät – vermutlich eine Folge der Strahlungen. Sie bekundeten auf jeden Fall die gleiche panische Angst vor den Neo-Menschen, und auch alle anderen Wilden, denen ich in den Trümmern der Stadt begegnete, nahmen sofort Reißaus, ohne mir die Zeit zu lassen, sie aufs Korn zu nehmen; ich hatte trotzdem das Vergnügen, fünf oder sechs von ihnen zu erlegen. Auch wenn die meisten von ihnen hinkten, bewegten sie sich sehr schnell und nahmen dabei manchmal ihre Arme zu Hilfe. Ich war überrascht, ja bestürzt über dieses unvorhergesehene Gewimmel.

Erfüllt vom Lebensbericht meines Vorgängers Daniel1 überkam mich eine seltsame Rührung, als ich in die Calle Obispo de Leon einbog, wo sein erstes Rendezvous mit Esther stattgefunden hatte. Von der Bar, die er erwähnt hat, war keine Spur mehr zu sehen, die Straße bestand nur noch aus zwei geschwärzten Hauswänden, von der eine zufällig noch mit einem Straßenschild versehen war.

Plötzlich kam ich auf die Idee, die Calle San Isidor zu suchen, wo im letzten Stock des Hauses mit der Nummer 3 die Geburtstagsparty stattgefunden hatte, die das Ende ihrer Beziehung bedeutet hatte. Ich erinnerte mich noch ziemlich gut an den Plan der Innenstadt von Madrid, so wie sie zu Daniels Zeit aussah; manche Straßen waren völlig zerstört, andere unversehrt, ohne daß man eine Logik darin erkennen konnte. Es dauerte etwa eine halbe Stunde, bis ich das Haus fand, das ich suchte; es stand noch. Ich ging in den obersten Stock, wobei ich Wolken von Betonstaub aufwirbelte. Die Möbel, die Wandbehänge und die Teppiche waren verschwunden; auf dem schmutzigen Fußboden waren nur noch ein paar vertrocknete Kothäufchen zu sehen. Nachdenklich ging ich durch die Räume, in denen Daniel vermutlich einen der schlimmsten Augenblicke seines Lebens verbracht hatte. Ich ging auf die Terrasse, von der er die Stadt betrachtet hatte, direkt bevor er *zum letzten Sprint auf der Zielgeraden* ansetzte, wie er es genannt hatte. Ich konnte es mir natürlich nicht verkneifen, noch einmal über die Leidenschaft der Liebe bei den Menschen nachzusinnen, über die erschreckende Gewalt dieses Triebs und ihre Bedeutung für den genetischen Haushalt der Gattung. Jetzt rief diese Landschaft aus verkohlten, zerstörten Gebäuden und staubigen Schutthalden einen besänftigenden Eindruck hervor, und ihre dunkelgrauen Schattierungen regten dazu an, sich wehmütig von der Welt zu lösen. Der Anblick, der sich mir bot, war auf allen Seiten etwa der gleiche, aber ich wußte, daß ich, sobald ich die große Verwerfung hinter mir gelassen hatte, im Südwesten auf der Höhe von Leganes oder möglicherweise Fuenlabrada die Große Graue Ebene überqueren mußte. Estremadura und Portugal gab es nicht mehr als unterschiedliche Regionen. Eine Folge von Kernexplosionen, Flutwellen und Zyklonen, die dieses geographische Gebiet mehrere Jahrhunderte lang heimsuchten, hatten ihre Oberfläche völlig abgeschliffen und sie in eine riesige schiefe Ebene mit schwachem Gefälle verwandelt, die auf den Satellitenphotos als eine einheitlich mit hellgrauer pulvriger Asche bedeckte Zone zu erkennen war. Diese schiefe Ebene erstreckte sich über etwa zweitausendfünfhundert Kilometer, bevor eine relativ unbekannte

Region der Erde kam, die in der Zone angesiedelt war, wo sich früher die Kanarischen Inseln befunden hatten, eine Region, in der der Himmel fast ständig bewölkt und diesig war. Die wenigen verfügbaren Satellitenaufnahmen waren aufgrund der störenden Wolkenbildung recht unzuverlässig. Lanzarote konnte eine Halbinsel geblieben, zu einer Insel geworden oder völlig verschwunden sein; das waren die geographischen Gegebenheiten meiner Reise. Physiologisch gesehen war es sicher, daß es mir an Wasser fehlen würde. Wenn ich jeden Tag zwanzig Stunden marschierte, konnte ich pro Tag hundertfünfzig Kilometer zurücklegen, ich würde also etwas mehr als zwei Wochen brauchen, bis ich die maritime Zone erreichte, falls es sie überhaupt gab. Ich wußte nicht, wie mein Organismus auf den Wassermangel reagieren würde, denn er war wohl noch nie so extremen Bedingungen ausgesetzt worden. Ehe ich mich auf den Weg machte, dachte ich noch einmal an Marie23, die auf ihrem Weg von New York ähnliche Schwierigkeiten erlebt haben mußte; meine Gedanken verweilten auch noch einmal bei den früheren Menschen, die bei solchen Gelegenheit ihre Seele Gott befahlen; ich bedauerte, daß es keinen Gott oder ein vergleichbares Wesen gab. Schließlich ließ ich meinen Geist in die höheren Gefilde der Hoffnung auf die Ankunft der Zukünftigen aufsteigen.

Im Gegensatz zu uns sind die Zukünftigen keine Maschinen und nicht einmal wirklich getrennte Geschöpfe. Sie sind eins und trotzdem unterschiedlich. Nichts kann uns ein genaues Bild vom Wesen der Zukünftigen geben. Das Licht ist eins, aber seine Strahlen sind unzählig. Ich habe den Sinn des WORTS wiedergefunden; die Kadaver und die Asche sowie die Erinnerung an den guten Hund Fox werden meine Schritte leiten.

Bei Tagesanbruch brach ich auf, umgeben vom zunehmenden Geräusch der fliehenden Wilden. Nachdem ich die zerstörten Vorstädte hinter mir gelassen hatte, erreichte ich gegen Mittag die Große Graue Ebene. Ich ließ meinen Karabiner zurück, der mir nicht mehr von Nutzen sein würde; jenseits der großen Verwerfung war weder von tierischem noch pflanzlichem Leben berichtet worden.

Der Weg stellte sich sogleich als einfacher heraus, als ich gedacht hatte: Die Ascheschicht war nur wenige Zentimeter dick, und darunter befand sich harter Boden, der nach Schlacke aussah und auf dem die Füße gut Halt fanden. Die Sonne stand hoch am strahlend blauen Himmel, das Gelände bereitete mir keine Schwierigkeiten, es gab nichts, was mich von meinem Kurs abbringen konnte. Nach und nach versank ich beim Gehen in eine friedliche Träumerei, in der Bilder von veränderten Neo-Menschen, die feiner und zarter, fast abstrakt waren, mit der Erinnerung von seidigen, samtweichen Visionen verschmolzen, die Marie23 lange zuvor, in meinem früheren Leben, auf meinem Bildschirm hatte entstehen lassen, um die Abwesenheit Gottes zu versinnbildlichen.

Kurz vor Sonnenuntergang legte ich eine kurze Pause ein. Aufgrund einiger trigonometrischer Beobachtungen konnte ich errechnen, daß das Gefälle etwa ein Prozent betrug. Wenn die Neigung bis zum Schluß die gleiche blieb, befand sich die Oberfläche der Meere etwa fünfundzwanzigtausend Meter unter dem Niveau der Kontinentalscholle. Das war nicht mehr weit von der Asthenosphäre entfernt; ich mußte also damit rechnen, daß die Temperatur im Laufe der folgenden Tage deutlich anstieg.

In Wirklichkeit wurde die Hitze erst eine Woche später richtig unangenehm, und gleichzeitig machten sich die ersten Anzeichen von Durst bemerkbar. Der Himmel war unverändert klar und von tiefblauer Farbe, die immer intensiver wurde und fast düster wirkte. Ich entledigte mich nach und nach meiner Kleidung; in meinem Rucksack befanden sich nur noch ein paar Kapseln mit Mineralsalzen; ich hatte allmählich Mühe, sie einzunehmen, da meine Speichelsekretion nicht mehr ausreichte. Ich litt körperlich, was für mich eine neue Empfindung war. Das Leben der wilden Tiere, das in jeder Hinsicht der Natur unterworfen war, hatte bis auf wenige Momente jäher Entspannung und glücklicher Abstumpfung, die mit der Befriedigung der Instinkte verbunden war – Nahrungsaufnahme und Kopulation –, nur aus Schmerz bestanden. Das Leben der Menschen war im großen und ganzen ähnlich verlaufen und war ebenfalls vom Leid beherrscht – mit kurzen Momenten der Lust, die

mit der Bewußtmachung des Instinkts verbunden waren, den das Menschengeschlecht als sinnliche Begierde bezeichnet hatte. Das Leben der Neo-Menschen dagegen erhob den Anspruch, besänftigt, rational und fern von Lust und Leid zu sein, doch die Tatsache, daß ich fortgegangen war, bezeugte, daß dieses Vorhaben gescheitert war. Vielleicht würden die Zukünftigen die Freude kennenlernen, ein anderes Wort für die kontinuierliche Lust. Ich marschierte ununterbrochen im Rhythmus von zwanzig Stunden pro Tag und war mir darüber im klaren, daß mein Leben jetzt nur noch von so banalen Faktoren wie der Regulierung des osmotischen Drucks, des Gleichgewichts zwischen dem Gehalt an Mineralsalzen meines Körpers und der Wasserreserve meiner Zellen abhing. Ehrlich gesagt, war ich mir nicht sicher, ob ich leben wollte, aber der Gedanke an den Tod hatte für mich keinerlei Konsistenz. Ich nahm meinen Körper als Träger wahr, aber er trug mich nirgendwohin. Ich hatte es nicht geschafft, Zugang zu dem GEIST zu finden. Dennoch wartete ich weiterhin auf ein Zeichen.

Die Asche unter meinen Füßen wurde weiß und der Himmel ultramarinblau. Zwei Tage später fand ich die Nachricht von Marie23. Die Wörter waren in sauberer, zierlicher Handschrift in durchsichtige, unzerreißbare dünne Kunststoffblätter geritzt; diese waren zusammengerollt in einen zylinderförmigen schwarzen Metallbehälter gesteckt worden, der sich mit einem leisen Geräusch öffnen ließ. Diese Nachricht war nicht ausdrücklich an mich gerichtet, sie richtete sich ehrlich gesagt an niemanden: Sie war nur eine weitere Bekundung des absurden oder erhabenen Willens, der die Menschen beseelte – und der auch bei ihren Nachfolgern unverändert besteht –, Zeugnis abzulegen, ein Zeichen zu hinterlassen.

Der Inhalt dieser Nachricht war zutiefst traurig. Um die Trümmer New Yorks zu verlassen, war Marie23 zwangsläufig auf zahlreiche Wilden gestoßen, die zum Teil in großen Stämmen lebten; im Gegensatz zu mir hatte sie sich bemüht, Kontakt zu ihnen aufzunehmen. Die Furcht, die sie ihnen einflößte, hatte sie zwar geschützt, aber nicht ihr Entsetzen gemildert über die rohe Form ihrer Beziehungen, das fehlende Mitleid mit Alten und Schwachen,

ihre unersättliche Gier nach Gewalt, nach hierarchischer oder sexueller Demütigung, nach reiner Grausamkeit. Sie hatte in New York praktisch die gleichen Szenen miterlebt wie jene, die ich in der Nähe von Alarcón beobachtet hatte – dabei waren die Stämme sehr weit voneinander entfernt und konnten seit sieben- oder achthundert Jahren keinerlei Kontakt mehr miteinander gehabt haben. Anscheinend konnte bei den Wilden kein Fest ohne Gewalt, ohne Blutvergießen, ohne eine in Szene gesetzte Marter stattfinden; die Erfindung komplizierter, grausamer Folterungstechniken schien sogar der einzige Bereich zu sein, in dem sie noch etwas vom Einfallsreichtum ihrer menschlichen Vorfahren bewahrt hatten; darauf beschränkten sich die Errungenschaften ihrer Zivilisation. Wer an die Vererbung moralischer Wesenszüge glaubte, den konnte das nicht verwundern: Es war nur natürlich, daß die brutalsten und grausamsten Individuen, jene, die über das höchste Potential an Aggressivität verfügten, in größerer Zahl eine Folge lang andauernder Konflikte überlebte und daß sie dieses Wesen ihren Nachkommen vererbten. Nichts hat bisher bestätigt – aber auch nicht widerlegt –, daß moralische Charakterzüge vererbbar sind; doch der Augenzeugenbericht von Marie23, wie auch der meine, erhärtete in ausreichendem Maß das endgültige Urteil, das die Höchste Schwester über die Menschheit gefällt hatte, und rechtfertigte ihren Beschluß, nichts zu unternehmen, um den Vernichtungsprozeß aufzuhalten, den die Menschheit vor zweitausend Jahren in Gang gesetzt hatte.

Man konnte sich fragen, warum Marie23 ihren Weg fortgesetzt hatte; manchen Passagen ließ sich im übrigen entnehmen, daß sie mit dem Gedanken gespielt hat aufzugeben, aber sie hatte vermutlich wie auch ich und wie alle Neo-Menschen einen gewissen Fatalismus entwickelt, der mit dem Bewußtsein unserer eigenen Unsterblichkeit verbunden war, einen Fatalismus, der uns mit den menschlichen Völkern aus grauer Vorzeit verband, bei denen religiöse Überzeugungen so stark Fuß gefaßt hatten. Die geistigen Strukturen überleben die Wirklichkeit, die sie hervorgebracht hat, im allgemeinen sehr lange. Obwohl Daniel1 technisch gesehen

unsterblich geworden war oder zumindest ein Stadium erreicht hatte, das der *Wiedergeburt* nahekam, ist sein Verhalten trotzdem bis zum Schluß von der Ungeduld, der Hektik und der Gier eines normalen Sterblichen bestimmt gewesen. Und auch ich, obwohl ich aus eigenem Antrieb aus dem Fortpflanzungssystem ausgeschieden war, das mir die Unsterblichkeit oder genauer gesagt die unendliche Replikation meiner Gene garantierte, auch ich wußte, daß es mir nie gelingen würde, mir den Tod wirklich ins Bewußtsein zu rufen; nie würde ich den Überdruß, die Begierde oder die Angst in gleichem Maße empfinden können wie ein menschliches Wesen.

In dem Augenblick, als ich die Blätter wieder in den Behälter schieben wollte, stellte ich fest, daß er noch einen weiteren Gegenstand enthielt, den ich nur mit Mühe herausziehen konnte. Es handelte sich um eine aus einem menschlichen Taschenbuch herausgerissene Seite, die so oft gefaltet war, daß sie einen kleinen Papierfächer bildete, der in Stücke zerfiel, als ich ihn zu entfalten versuchte. Auf dem größten Fragment las ich diese Sätze, in denen ich den Dialog aus dem *Gastmahl* wiedererkannte, in dem Aristophanes seine Vorstellung von der Liebe vorträgt:

»Wenn nun der Liebende, der Knabenfreund oder wer sonst, gar seiner eigenen anderen Hälfte begegnet, dann sind beide ganz wunderbar entzückt vor Freundschaft, Vertrautheit und Liebe; kurzum, sie wollen nicht mehr voneinander lassen, auch nicht für einen Augenblick. Solche Liebenden bleiben zeitlebens beieinander; und sie sind es, die nicht einmal zu sagen wüßten, was sie voneinander erwarten. Denn kaum jemand wird meinen, um des gemeinsamen sinnlichen Genusses willen sei der eine mit dem anderen so freudig und mit so großer Leidenschaft zusammen. Offenbar ersehnt doch beider Seele etwas anderes, was sie nicht aussprechen kann – nein, sie erahnt nur, was sie begehrt, und deutet es dunkel an.«

Ich erinnerte mich sehr gut daran, wie es weitergeht: Hephaistos der Schmied erscheint den beiden Sterblichen, »während sie beisammen liegen«, und schlägt ihnen vor, sie zusammenzuschmelzen und zusammenzuschweißen, »so daß ihr aus zweien einer

werdet, und solange ihr lebt, auch dort im Hades statt zweien einer seid, vereint im Tod.« Ich erinnere mich vor allem an die letzten Sätze: »Der Grund dafür ist, daß dies unsere ursprüngliche Natur war: einst waren wir ein Ganzes. So heißt nun das Verlangen und das Streben nach der Ganzheit ›Eros‹.« Dieses Buch hatte die Menschen der westlichen Welt und dann die gesamte Menschheit verdorben, hatte ihr einen Widerwillen vor ihrem Dasein als rationales Tier eingeflößt und einen Traum bei ihr erweckt, von dem sie sich über zweitausend Jahre lang zu befreien versucht hat, ohne daß es ihr je völlig gelungen ist. Die christliche Lehre und selbst Paulus mußten sich vor dieser Macht beugen. »Das Fleisch der beiden soll eins werden; das ist ein großes Geheimnis, das sage ich in bezug auf Christus und die Kirche.« Diese unheilbare Sehnsucht nach der Liebe war sogar noch in den letzten menschlichen Lebensberichten präsent. Als ich das Fragment wieder zusammenfalten wollte, zerbröselte es mir in den Fingern; ich verschloß den Behälter und legte ihn wieder auf die Erde. Ehe ich weiterging, verweilten meine Gedanken noch einmal bei Marie23, die noch so menschlich, so zutiefst menschlich war; ich rief mir das Bild ihres Körpers, den ich nicht mehr kennenlernen würde, in Erinnerung zurück. Plötzlich erfüllte mich ein unruhiges Gefühl: Die Tatsache, daß ich ihre Nachricht gefunden hatte, konnte nur bedeuten, daß einer von uns beiden vom Weg abgekommen war.

Die einförmige, weiße Oberfläche bot keinerlei Anhaltspunkt, aber da war noch die Sonne, und nachdem ich kurz die Ausrichtung meines Schattens analysierte, stellte ich fest, daß ich tatsächlich zu weit nach Westen gegangen war, ich mußte jetzt in südliche Richtung abbiegen. Ich hatte seit zehn Tagen nichts getrunken, war nicht mehr imstande, mich zu ernähren, und diese kleine Unaufmerksamkeit konnte sich tödlich auswirken. Ehrlich gesagt, litt ich kaum, die Schmerzen hatten nachgelassen, aber ich fühlte mich äußerst müde. Der Überlebensdrang existierte auch noch bei den Neo-Menschen, er war nur abgeschwächt; ich verfolgte ein paar Minuten lang, wie er in mir mit der Müdigkeit kämpfte, wobei ich genau wußte, daß er letztlich die Oberhand behalten würde. Mit

langsamerem Schritt machte ich mich wieder auf den Weg.

Ich marschierte den ganzen Tag und die folgende Nacht, orientierte mich an den Sternen. Drei Tage später entdeckte ich in den frühen Morgenstunden die ersten Wolken. Ihre seidige Oberfläche wirkte wie eine leichte Wölbung des Horizonts, ein Beben des Lichts, und ich glaubte zunächst an eine Sinnestäuschung, aber als ich näher kam, erkannte ich deutlich, daß es sich um Haufenwolken von schöner mattweißer Farbe handelte, deren spiralförmige Türme so unbeweglich waren, daß sie geradezu übernatürlich wirkten. Gegen Mittag erreichte ich die Wolkenschicht und sah das Meer vor mir liegen. Ich hatte das Ziel meiner Reise erreicht.

Diese Landschaft ähnelte im Grunde kaum einem Ozean, wie ihn die Menschen gekannt hatten; es war eine Kette von Tümpeln und Seen mit fast unbeweglichem Wasser, die durch Sandbänke getrennt waren; alles war in gleichmäßiges, glitzerndes Licht getaucht. Ich hatte nicht mehr die Kraft zu rennen, und so ging ich taumelnd der Quelle des Lebens entgegen. Der Mineralgehalt der ersten seichten Tümpel war sehr schwach, dennoch nahm mein ganzer Körper das salzige Bad dankbar auf; ich hatte das Gefühl, als würde ich von Kopf bis Fuß von einer nahrhaften, wohltuenden Welle durchlaufen. Ich verstand, was in mir vor sich ging, und konnte den Prozeß fast spüren: Der osmotische Druck wurde wieder normal, die Stoffwechselreaktionen kamen wieder in Gang und erzeugten das für das Funktionieren der Muskeln notwendige ATP sowie die Proteine und Fettsäuren, die für die Neubildung von Zellen erforderlich waren. Es war, als ob ein Traum nach einem angsterfüllten Erwachen weiterginge oder als ob die Maschine befriedigt aufseufzte.

Zwei Stunden später stand ich auf, nachdem meine Kräfte schon ein wenig wiederhergestellt waren. Luft und Wasser hatten die gleiche Temperatur, die etwa 37 °C betragen mußte, denn ich hatte weder die Empfindung von Wärme noch von Kühle; das Licht war sehr hell, ohne jedoch zu blenden. Der Sand zwischen den Tümpeln war mit nicht sehr tiefen Mulden übersät, die wie kleine Gräber wirkten: Ich legte mich in eine der Mulden; der Sand war lauwarm und seidenweich. Und da wurde mir klar, daß ich hier bleiben würde

und noch ein langes Leben vor mir hatte. Tage und Nächte hatten die gleiche Dauer von zwölf Stunden, und ich ahnte, daß es das ganze Jahr lang so bleiben würde und daß die durch die Große Dürre hervorgerufenen astronomischen Veränderungen hier eine Region geschaffen hatten, in der es keine jahreszeitlichen Unterschiede gab und in der ständig die Verhältnisse eines Sommeranfangs herrschten.

Ziemlich schnell verlor ich die Gewohnheit, zu regelmäßigen Zeiten zu schlafen; ich schlief in Zeitspannen von ein oder zwei Stunden, sowohl am Tag wie in der Nacht, ohne jedoch zu wissen, warum ich jedesmal das Bedürfnis empfand, mich in eine der Vertiefungen zu legen. Ich konnte keine Spur von pflanzlichem oder tierischem Leben entdecken. Überhaupt bot diese Landschaft so gut wie keine Anhaltspunkte: Soweit das Auge reichte, erstreckten sich Sandbänke, Tümpel und Seen von unterschiedlicher Größe. Die dichte Wolkenschicht erlaubte es nur selten, den Himmel zu sehen; dabei war sie nicht völlig regungslos, aber sie bewegte sich nur äußerst langsam. Manchmal entstand ein kleiner Spalt zwischen zwei Wolkenmassen, so daß man die Sonne oder die Sterne sehen konnte; das war das einzige Ereignis, die einzige Veränderung im Ablauf der Tage. Das Universum war wie von einem Wattebausch umgeben, befand sich in einem Zustand der Stase, der dem Urbild der Ewigkeit ähnelte. Ich kannte wie alle Neo-Menschen keine Langeweile: Begrenzte Erinnerungen, belanglose Träumereien beschäftigten mein teilnahmsloses, ziellos kreisendes Bewußtsein. Dennoch erfüllte mich keine Freude und auch kein wirklicher Seelenfrieden; allein die Tatsache zu leben ist schon ein Unglück. Da ich aus freien Stücken den Zyklus von Tod und Wiedergeburt verlassen hatte, ging ich dem simplen Nichts entgegen, der reinen Inhaltslosigkeit. Nur den Zukünftigen würde es vielleicht gelingen, in das Reich der unzähligen Möglichkeiten zu gelangen.

Im Verlauf der folgenden Wochen wagte ich mich in meiner neuen Umgebung weiter vor. Ich bemerkte, daß die Teiche und Seen größer wurden, je weiter man nach Süden ging, und daß man bei manchen von ihnen sogar eine leichte Gezeitenbewegung beobachten konnte; sie blieben jedoch sehr seicht, und ich konnte getrost bis zu

ihrer Mitte schwimmen, in der sicheren Gewißheit, daß ich ohne Schwierigkeiten eine Sandbank erreichen würde. Es war noch immer keine Spur von Leben zu entdecken. Ich glaubte mich daran zu erinnern, daß das Leben unter ganz besonderen Umständen auf der Erde aufgetaucht war – in einer aufgrund der regen Vulkantätigkeit der Anfangszeit mit Ammoniak und Methan gesättigten Atmosphäre – und daß eine Wiederholung dieses Prozesses auf dem gleichen Planeten äußerst unwahrscheinlich war. Da das organische Leben sowieso von Bedingungen abhing, deren Grenzen die Gesetze der Thermodynamik bestimmten, würde es, falls es zu einem Neubeginn kommen sollte, zwangsläufig nach dem gleichen Schema ablaufen: Erschaffung von Einzelwesen, räuberisches Verhalten, selektive Weitergabe des genetischen Codes; davon war nichts Neues zu erwarten. Manchen Hypothesen zufolge war die Zeit der auf Kohlehydratstoffwechsel basierenden Lebewesen vorbei, die Zukünftigen würden Wesen auf Siliziumbasis sein, deren Zivilisation durch die progressive Vernetzung kognitiver und softwaregestützter Prozessoren entstehen würde; die Arbeiten von Pierce, die sich nur im Bereich der formalen Logik bewegen, erlauben es nicht, diese Hypothese zu bestätigen oder zu widerlegen.

Falls die Region, in der ich mich befand, bewohnt sein sollte, dann auf jeden Fall nur von Neo-Menschen, nie hätte der Organismus eines Wilden den Weg überstehen können, den ich zurückgelegt hatte. Jetzt machte ich mich eher betrübt denn freudig daraufgefaßt, einem meiner Artgenossen zu begegnen. Der Tod von Fox und dann das Überqueren der Großen Grauen Ebene hatten mich innerlich abstumpfen lassen; ich spürte keinerlei Begierde in mir, vor allem nicht die von Spinoza beschriebene, an meinem Sein festzuhalten; dennoch bedauerte ich, daß die Welt mich überleben würde. Die Nichtigkeit der Welt, die schon im Lebensbericht von Daniel1 klar zum Ausdruck kam, war mir inzwischen unerträglich geworden. Ich sah in ihr jetzt nur noch einen trüben Ort ohne Licht und ohne Möglichkeiten.

Eines Morgens fühlte ich mich gleich nach dem Aufwachen ohne

erkennbaren Grund weniger bedrückt. Nachdem ich ein paar Minuten gewandert war, kam ein See in Sicht, der sehr viel größer war als die anderen und bei dem ich zum ersten Mal nicht das andere Ufer erkennen konnte. Das Wasser war auch etwas salziger.

Das war also das Element, das die Menschen das Meer nannten und das sie als den großen Trostspender und zugleich als den großen Zerstörer betrachteten, der die Küsten verschlang und ein sanftes Ende brachte. Ich war beeindruckt, und die letzten Bruchstücke, die mir noch zum Verständnis der Menschheit gefehlt hatten, setzten sich schlagartig zusammen. Ich begriff jetzt besser, wie der Gedanke des Unendlichen im Hirn dieser Primaten entstehen konnte, der Gedanke eines Unendlichen, das durch langsame, im Endlichen angesiedelte Übergänge erreichbar wurde. Ich begriff auch, wie sich eine erste Vorstellung von der Liebe in Piatons Hirn bilden konnte. Ich dachte an Daniel zurück, an seine Residenz in Almeria, die auch die meine gewesen war, an die jungen Frauen am Strand und wie er an Esther zugrunde gegangen war. Zum ersten Mal war ich geneigt, ihn zu bemitleiden, auch wenn ich ihn nicht mochte. Von zwei egoistischen, rationalen Tieren hatte das egoistischere, das rationalere der beiden schließlich überlebt, so wie es bei den Menschen immer vorkam. Da begriff ich, warum die Höchste Schwester soviel Wert darauf legte, daß wir den Lebensbericht unserer menschlichen Vorgänger studierten; ich begriff das Ziel, das sie damit anstrebte. Und ich begriff auch, warum dieses Ziel nie erreicht würde.

Ich war unerlöst.

Später ging ich weiter und stimmte meinen Schritt auf die Bewegung der Wellen ab. Ich wanderte tagelang, ohne zu ermüden, und nachts wurde ich von einer leichten Brandung in den Schlaf gewiegt. Am dritten Tag entdeckte ich mehrere mit schwarzen Steinen gepflasterte Wege, die ins Meer führten und sich in der Ferne verloren. War das ein Zugang, etwas, das von menschlicher oder neo-menschlicher Hand errichtet worden war? Das war mir jetzt

egal; ich gab den Gedanken, diese Wege zu begehen, sehr bald auf.

Gleichzeitig riß die Wolkendecke unvermutet auf, und ein Sonnenstrahl glitzerte auf der Wasseroberfläche. Ganz flüchtig dachte ich an die helle Sonne des Sittengesetzes, die dem WORT zufolge letztlich auf der Oberfläche der Welt erstrahlen würde; aber das würde eine Welt sein, in der ich nicht mehr existierte und deren Wesen ich mir nicht einmal vorstellen konnte. Kein Neo-Mensch, das wußte ich jetzt, würde imstande sein, eine Lösung für die inhärente Aporie des Daseins zu finden; jene, die es versucht hatten, falls es die wirklich gegeben hatte, waren vermutlich schon tot. Ich würde auf jeden Fall mein obskures Dasein als verbesserter Affe so gut es ging fortsetzen, und ich bedauerte dabei nur zutiefst, daß ich den Tod von Fox verursacht hatte, dem einzigen Wesen, dem ich je begegnet war, das es verdient hätte zu überleben; denn in seinem Blick lag schon manchmal ein Funke, der die Ankunft der Zukünftigen ankündigte.

Ich hatte vielleicht noch sechzig Jahre zu leben; über zwanzigtausend Tage, die alle völlig gleich verlaufen würden. Ich würde es vermeiden zu denken, es vermeiden zu leiden. Alle Hindernisse des Lebens waren längst überwunden; ich war jetzt in eine friedliche Phase eingetreten, aus der mich nur der Tod reißen würde.

Ich badete lange im Sonnenschein wie auch im Sternenlicht und spürte nur ein verschwommenes nahrhaftes Gefühl. Das Glück war kein möglicher Horizont. Die Welt hatte Verrat begangen. Mein Körper gehörte mir für eine kleine Weile; nie würde ich das festgesetzte Ziel erreichen. Die Zukunft war leer; sie war das Gebirge. Meine Träume waren von affektiven Präsenzen bevölkert. Ich war, ich war nicht mehr. Das Leben war real.

Die Übersetzungen von Agatha Christie, Platon und Charles Baudelaire wurden folgenden Werken entnommen: Agatha Christie: *Vorhang.* Aus dem Englischen von Ute Sesslen. Frankfurt am Main 2004; Platon: *Das Trinkgelage.* Übertragung, Nachwort und Erläuterungen von Ute Schmidt-Berger. Frankfurt am Main 1985; Charles Baudelaire: *Die Blumen des Bösen.* Aus dem Französischen von Sigmar Löffler. Leipzig 1973.